Biogr. 3216 s-2

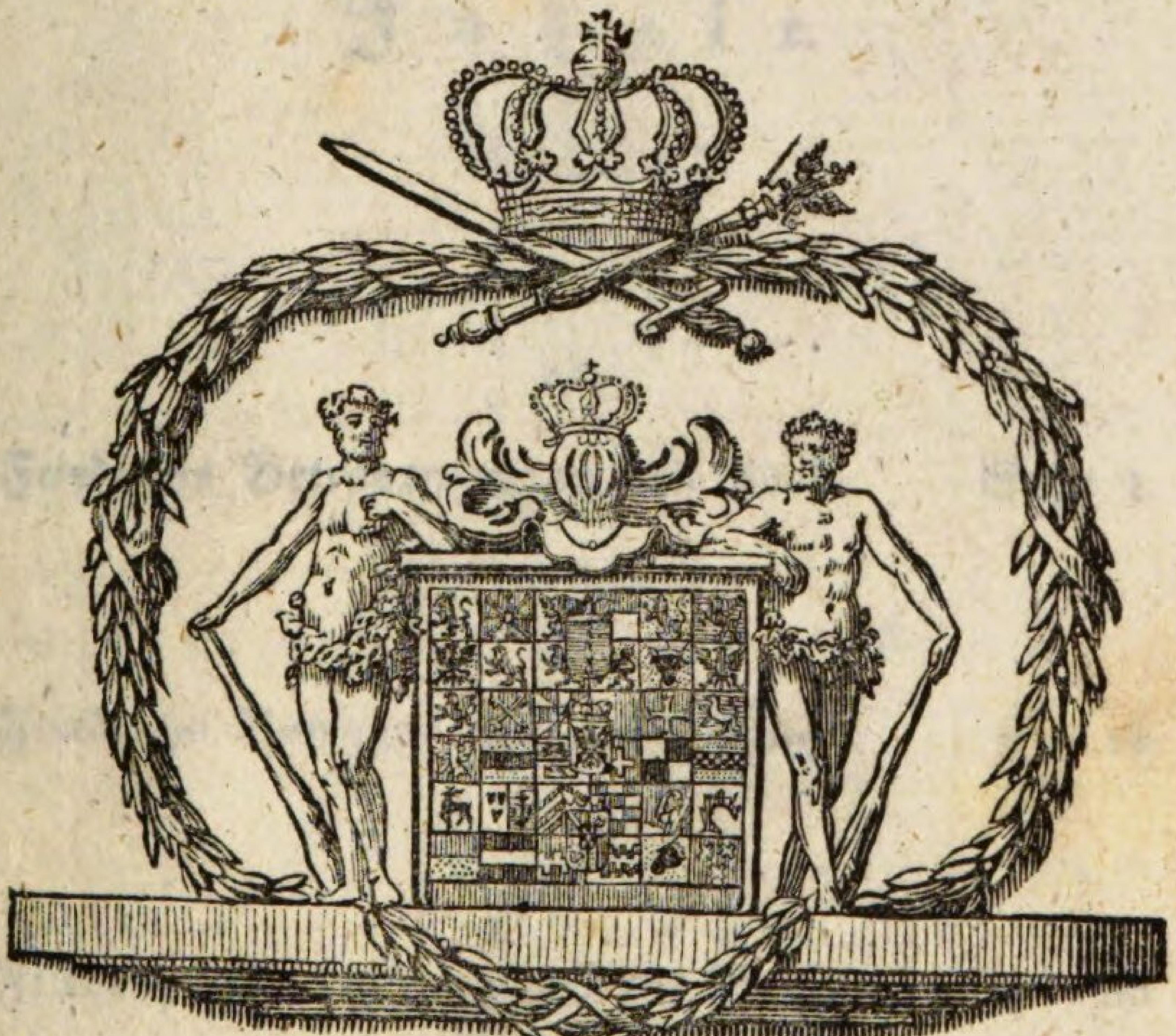
<36623288630019

<36623288630019

Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Charakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen.



Zweiter Theil.

Berlin, 1798,
bei Johann Friedrich Unger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/02/86

Inhalt.

13.

Friedrichs Betragen gegen den Adel Seite 1

14.

Friedrichs Betragen gegen die Bürger — 15

15.

Friedrichs Betragen gegen die Bauern — 28

16.

Friedrichs Regierungsart . . . . . . — 46

17.

Friedrichs Verwaltung der Gerechtigkeit — 94

18.

Friedrichs Leutseligkeit . . . . Seite 187

19.

Friedrichs Freigebigkeit und Erkennt-
lichkeit . . . . — 306

13.

Friedrichs Betragen gegen den Adel.

Der König zog den Adel den beiden andern Ständen weit vor, und machte auch unter dem alten und neuen einen merklichen Unterschied. Für die Unterhaltung, Erziehung und Unterweisung der jungen Edelleute sorgte er durch Vergrösserung des adeligen Kadettenkorps zu Berlin, durch die Anlegung kleinerer von demselben abhängender ähnlicher Anstalten zu Stolpe in Hinterpommern, und zu Kulm in Westpreußen, durch die neuangelegte Ritterakademie zu Berlin, und durch die Verbesserung der Ritterakademie zu Liegniz in Schlesien. Um den in Verfall und große Schulden gerathenen adeligen Familien einiger Provinzen wieder aufzuhelfen, stiftete, unterstüzte und beschenkte er das sogenannte landschaftliche System, schenkte einzelnen verschuldeten Personen ansehnliche Kapitalien, und zur Wiederherstellung der im Kriege sehr

beschädigten adeligen Güter große Summen, liehe noch größere zur Verbesserung der Güter unablöslich für sehr geringe Zinsen, und bestimmte diese Zinsen für arme adelige Witwen, denen er auch durch kleine Pensionen und durch Plätze in den weiblichen Stiftern, Armen- und Witwenhäusern zu helfen suchte. Die geringsten adeligen Witwen durften unmittelbar an ihn schreiben, und sie konnten gewiß erwarten, daß er ihnen entweder unmittelbar antworten, oder doch ihrentwegen an eins seiner hohen Kollegien schreiben werde.

Durch diese und andre Gnadenbezeigungen wurde der Adel zum Theil für die Einschränkung einiger seiner alten Privilegien schadlos gehalten. Denn daß er den Wohlstand des Adels gewünscht habe, bezeugen seine ausdrücklichen Worte, die er am 25sten Mai 1786 mit eigner Hand schrieb: Ich mag lieber reiche Edelleute als reiche Stifter haben. Wie er die Klagen, die wegen jener Einschränkung unmittelbar an ihn gelangten, beantwortet hat, kann folgende sehr lesenswürdige Ordre vom 27sten August 1779 zeigen.

«Se. königl. Majestät von Preußen, unser al-
«lergnädigster Herr, lassen Dero hinterpommerschen
«Landständen, auf ihre Vorstellung wegen der ge-
«ordneten Versteuerung des Weins und Kaffe auf
«dem platten Lande hierdurch zu erkennen geben,

«daß sie darüber wol keine Ursache sich zu beschwe«
«ren haben; denn was den Kaffe betrifft, so ist
«dergleichen zu der Zeit, wie sie ihre Privilegia
«gekriegt, nicht da gewesen, sondern erst lange
«nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschie=
«het also kein Eingriff; vielmehr haben Höchstdie=
«selben darunter ganz andre Absichten, nämlich die
«gräuliche Konsumtion etwas einzuschränken, und
«auch zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht
«so viel kontrebander Handel damit getrieben wird.
«Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsum=
«tion des Kaffe geht, und reichen kaum 600,000
«Reichsthaler, die dafür jährlich aus dem Lande
«gehen, ohne was die andern Sachen sind. Das
«macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch
«gewöhnt sich itzt zum Kaffe, weil solcher auf dem
«Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein bis«
«chen eingeschränkt, so müssen die Leute sich wie=
«der an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum
«Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann
«mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Ab«
«sicht, daß nicht so viel Geld für Kaffe aus dem
«Lande gehen soll, und wenn es auch nur 60,000
«Reichsthaler sind, so ist es immer schon genug.
«Was sie hiernächst von der Visitation anführen,
«so ist solche um der Ordnung willen nöthig, be=
«sonders auch in Ansehung ihrer Domestiquen, und

»sollten sie wie gute Unterthanen dawider nicht »mal was sagen. Übrigens sind Se. königl. Ma»jestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe er»zogen, mithin können die Leute dorten eben so gut »mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel ge»sunder wie der Kaffe. Die Stände können sich »also um so mehr bei der Sache beruhigen, zumal »den für beständig auf dem Lande wohnenden »von Adel so viel Wein und Kaffe, wie sie zu »ihrer und ihrer Familien Konsumtion nöthig ha»ben, fernerhin freigelassen wird. Nur soll kein »Mißbrauch dabei weiter vorgehen, daß die Sa»chen unter ihren Namen hereingebracht werden, »und dann damit ein kontrebander Handel getrie»ben, und der Kaffe verkauft wird. Das kann »durchaus nicht gestattet werden.«

Wie sehr es dem König angelegen war, den Adel in seinen Besitzungen zu erhalten, und so viel als möglich zu verhüten, daß dessen Güter nicht verloren gingen, oder zum Nachtheil des erstern in bürgerliche Hände geriethen, — davon zeugt folgende Kabinetsordre an den Großkanzler Freiherrn von Fürst vom 29sten Januar 1774. »Die in ori»ginali angeschlossene anderweite Vorstellung des »gewesenen Majors von Röbel auf Ringenwalde »vom 26sten d. M. hat mich veranlasset, auf Mit»tel und Wege zu denken, um meinen Adel bei

«dem Besitz der adeligen Güter nicht allein zu er-
«halten, sondern auch denselben bei deren unaus-
«zuweichendem Verkauf an andre Personen adeli-
«gen Standes, in Ansehung welcher ich es ledig-
«lich bei meinen bisherigen Gesetzen belasse, gegen
«allen Verkauf unter dem wahren Werth zu de-
«cken und in Sicherheit zu stellen. Der Ausschlag
«aller meiner darüber angestellten Betrachtungen
«ist dahin ausgefallen, und ich setze nach solchen
«ein für allemal fest: Daß, sobald ein adeliges
«Gut in Konkurs fällt, die Justizkollegia sofort
«davon die Kriegs- und Domainen-Kammer in der
«Provinz, worin dies Gut belegen ist, benachrich-
«tigen, diese aber sodann ohne den geringsten An-
«stand einen Kriegsrath aus ihren Mitteln benen-
«nen, und dieser die Administration desselben auf
«eben dem Fuß, als ob es ein Domainengut wäre,
«dergestalt einrichten und dirigiren soll, daß dassel-
«be während des Konkurses nicht deterioriret, und
«unter seinen vorigen Werth nicht heruntergesetzet
«werden möge. Ich habe auch bereits hiernach
«sowol mein Generaldirektorium, als meinen
«Etatsminister von Hoym wegen Obliegenheit mei-
«ner Kammer hinlänglich instruiret, und Ihr wer-
«det Eures Orts nicht ermangeln, meine sämmt-
«lichen Regierungen und Justizkollegia, die von
«Schlesien mit inbegriffen, darnach gleichfalls an-

«zuweisen, und ihnen dabei zugleich einzubinden, «bei dem Verkauf dergleichen Güter ihr erstes Au«genmerk dahin zu richten, daß solche den jedes«maligen Besitzern, so viel es nur immer rechtlicher «Art nach geschehen kann, erhalten, wo aber nicht, «niemals an Personen bürgerlichen Standes, son«dern nach Vorschrift meiner Gesetze einzig und «allein an Adelige verkauft werden mögen. Es «soll auch mit Beobachtung dieser Ordre in Anse«hung obbenannten röbelschen Guts sogleich der «Anfang gemacht werden, und müsset Ihr deshalb «das Erforderliche an das dortige Kammergericht «sogleich mit verfügen.«

Schon früher, am 29sten Dezemb. 1750, hatte der König deswegen folgende Kabinetsordre an den Großkanzler von Cocceji erlassen: «Weil ich «bemerke, wie es noch beständig kontinuiret, daß «Güter von alten adeligen Familien, die dabei von «Importance sind, von Personen bürgerlichen Stan«des angekauft und acquiriret werden; ich aber es «bedenklich und meinem Dienst nachtheilig finde, «daß die Anzahl alter adeliger Familien dadurch «beträchtlich verringert werde: als habt Ihr auf «ein konvenables Mittel zu denken, wodurch der«gleichen abus auf eine konvenable Weise Ziel und «Maß gesetzt werden könne, sonder, daß dadurch «allerhand unnöthige états gemacht werden. Wie

»denn vorerst die Sache dahin zu fassen sein wird.
«daß nämlich diejenigen Landgüter, welche itzt «schon in bürgerlichen Händen sind, zwar darin «bleiben, und für das künftige an Personen bür»gerlichen Standes wiederum verkauft werden kön»nen; dahergegen künftighin schlechterdings keine «Güter, so den hiesigen alten adeligen Familien «zuständig sind, verkauft werden müssen, dafern «ich nicht etwa aus ganz besondern vorkommen»den Ursachen meinen expressen Konsens dazu er»theile.»

Der König ertheilte nicht leicht Adelsbriefe, weil er auf den alten ursprünglichen Landadel, der ihm so wackere Männer geliefert hatte, viel hielt, und ihn erhalten und heben wollte. Selten bekamen daher andre, als verdiente Offiziere, den Adel. In dem siebenjährigen Kriege hatte sich der preussische Adel so sehr vermindert, daß die Offizierstellen bei den Regimentern nicht alle mit Edelleuten besetzt werden konnten, und die Chefs derselben sich genöthigt sahen, an deren Stelle Feldwebel und Unteroffiziere zu nehmen, von denen aber die meisten nach dem Frieden abgedankt und mit Civilbedienungen oder Gnadengehalten versorgt wurden. Die Generale, die ihre bürgerlichen Offiziere dem Könige angelegentlich empfahlen, bewirkten dadurch, daß er sie unter den Regimentern

ließ, und sie in den Adelstand erhob. Auch erging den 28sten Mai 1768 auf des Königs Befehl ein besonderes Edikt, worin er versprach, «daß, wenn Söhne adeliger Gutsbesitzer bürgerlichen Standes Lust zu seinem Militairdienste bezeigten, und bei seinen Garnisonregimentern oder der Artillerie bis zu dem Charakter eines Kapitains avancirt wären, sie wegen guten Verhaltens, und wenn sie zehn Jahre als Kapitains gedient hätten, in den Adelstand erhoben werden sollten.» Dessenungeachtet suchten viele Personen, die alle diese Eigenschaften hatten, wenn sie gleich bereits Majors und Obersten waren, den Adelstand vergeblich. Zuweilen nahm endlich der König Standeserhöhungen vor, wenn Geld dafür angeboten wurde, zu einer andern Zeit schlug er sie aber auch ab.

Einst fand der König bei der Musterung eines Regiments einen bürgerlichen Offizier, und sagte zu dem General: Er muß den Menschen wegschaffen, er ist kein Edelmann. «Wenn Ew. Majestät wollen, erwiederte der General, daß ich solche verdienstvolle Männer, wie dieser Offizier, wegschaffen soll, so wird künftig mein Regiment schwerlich seine Schuldigkeit thun können.« Nun, so muß er geadelt werden, sagte der König, und ließ ihm das Diplom unentgeldlich ausfertigen.

Einst sagte er bei der Tafel: Ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechts werden will. Verzeihen Ew. Majestät, sagte einer von den Anwesenden dagegen, wir haben ja den braven Obersten R.. in der Armee, der das Gegentheil beweisen könnte. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen des Obersten oft, und sagte endlich: Ei was! der Oberste R.. ist ein alter Edelmann; das weiß ich besser. (Er war es aber nicht.)

Der Kapitain Ludwig Steinmann vom damaligen Jung-Platenschen Dragoner-Regiment, ein geborner Türke, bat 1776 auf Anrathen seiner Freunde den König, ihn zu adeln. Er erhielt folgende Antwort vom 9ten Oktober 1776. «Ich erhebe Niemand in den Adelstand, als der sich vor «andern durch Verdienste hervorgethan, und «soll ich demnach auch Euch diese Gnade erzeigen, «so erwarte ich zuvörderst von Euch nähere Anzeige, wie und wo Ihr davon überzeugende Beweise aufzuweisen habt.» Hierauf zeigte der Kapitän dem Könige alle die Gelegenheiten an, wo er sich als ein rechtschaffener Offizier brav gehalten hatte, deren nicht wenige und nicht unbeträchtliche waren, und bewies, daß er überhaupt,

so lange er in Diensten stehe, bei keinem wichtigen Vorfall abwesend gewesen sei. Hierauf antwortete der König am 2ten November 1776. «Nunmehr «will ich Euch wol in den Adelstand erheben, nach«dem Ihr mir unterm 27sten Oktober näher nach«gewiesen habt, daß Ihr Euch im letztern Kriege «hier und da hervorgethan habt. Ihr könnt dem«nach nur einen Entwurf zum Wapen an mein «Departement der ausländischen Affairen einsen«den, welches zur Ausfertigung Eures Adelsbriefs «heute Ordre erhält; und ich hoffe, diese neue kö«nigliche Gnade wird Euern bisherigen Diensteifer «noch mehr anfeuern, und denselben so beleben, «daß ich unverändert mich werde nennen können «u. s. w.»

Da der Geheime Rath Hesse, der von dem Landgrafen von Darmstadt zur Zeit der Verlobung der regierenden Königin Majestät nach Berlin gesandt wurde, um einige häusliche Angelegenheiten vor der höchsten Trauung zu arrangiren, sich schriftlich bei dem Könige entschuldigte, er sei nicht von Adel, aber ein rechtschaffner Mann, und hoffe, der König werde diesen Umstand bei seinem Auftrage gnädigst übersehen; so schrieb ihm der König wieder: «Ein ehrlicher Mann ist in «meinen Augen vom besten Adel und vom «größten Werth, denn seine Tugend glänzt

»in seinen Handlungen. Er ist mir willkommen, ich sehe Ihn gern bei mir, und es wird mir »ein Vergnügen sein, einen Vertrauten von meinem alten Freunde kennen zu lernen.«

Ein Mann, der dem Könige in Civilgeschäften sehr wichtige Dienste geleistet haben wollte, verlangte in dieser Rücksicht den Adel. Der König schrieb aber auf den Rand seiner Vorstellung: Man wird nicht durch die Feder, sondern durch den Degen geadelt.

Die Gebrüder Ellenberger baten 1768, sich »Kellner von Zinnendorf, sonst Ellenberger genannt« schreiben und nennen zu dürfen. Ihr Onkel, Johann Kellner von Zinnendorf, hatte nämlich in seinem Testamente festgesetzt, daß seine Schwestersöhne seinen Namen führen sollten. Der König antwortete auf die Vorstellung, die ihm deshalb gemacht wurde: Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution des Adels, und den Leuten selbst zur Last und Schaden sein, da sie vorher nicht adelig gewesen. Es muß ihnen gnügen, daß ich ihnen permittire, sich nach dem Namen ihres Erblassers zu schreiben.

Man kann es sich nicht recht erklären, warum der König bei den jährlichen Musterungen immer einen oder den andern Offizier oder

Junker für nichtadelig erklärte, obgleich es mancher von ihnen war. Er hatte gewiß hierzu seine Bewegungsgründe, und bei den meisten mag es wol der Fall gewesen sein, daß sie sich nicht als Edelleute betrugen. So fragte der König einst bei einer ähnlichen Gelegenheit einen Offizier nach seinem Namen. Dieser nannte ihn, und der König sagte darauf: Er ist kein Edelmann! Ew. Majestät, antwortete der Offizier ganz kaltblütig, Kaiser Rudolf II. hat schon zehn Mark löthigen Goldes Strafe darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln würde. Ei, gehorsamer Diener, erwiederte der König, ich habe itzt kein Geld, und ritt weiter.

Der König konnte die zweifachen oder zusammengesetzten Namen nicht leiden. Einmal bat ihn ein alter Edelmann um Erlaubniß, dem Testamente einer reichen Erblasserin zufolge, ihren Namen dem seinigen beifügen zu dürfen. Der König antwortete: Der Mensch hat ja schon einen Namen, was will er mit zweien machen?— Der General Zaremba hatte einen weitläufigen polnischen Namen. Der König hatte davon gehört, und fragte ihn einstmals: Wie heißt Er denn eigentlich, Zaremba? Der General sagte seinen langen Namen her. Ei! rief der König aus, so heißt ja der Teufel nicht!

Mit kaltem Ernst erwiederte Zaremba: Nun, Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie.

Der Prinz von A.. hatte sich in ein gewisses Fräulein von H.. verliebt, und wollte sie endlich gar heirathen. Alle Anstalten wurden dazu gemacht, und es war alles bis auf die Einwilligung des Königs richtig, für welche zu sorgen noch keiner von den dabei interessirten Personen eingefallen war. Der König lachte über die gemachten Vorkehrungen, und als man sich denn doch endlich an ihn wandte, schrieb er zur Antwort: «Er wundere sich schon vierzehn Tage lang, daß man auch nur einen solchen Gedanken habe unterhalten und sich einbilden können, von dem Alter eines betagten Mannes solche Vortheile zu ziehen. Er unterstütze seine Anverwandte, und habe zu viel Achtung für das fürstliche Haus von A.., als daß man ihn zu der verlangten Einwilligung zu bereden hoffen könnte. Sollten schon dergleichen Verbindungen vorgegangen sein, so müßten sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädgens versiegen und trocknen endlich ab. Aber einen solchen Flecken in einem regierenden Hause können Jahrhunderte kaum verwischen.» So dachte Friedrich über Mißheirathen, wo ihre Folgen auffallend werden konnten. Seinen Offizieren erlaubte er aber zuweilen, sich

unter ihrem Stande zu verheirathen, wenn der Brautschatz zureichte, die Güter, oder die sonst in Unordnung gerathenen Finanzen des Bräutigams wieder herzustellen.

In einer Hauptstadt der königlichen Provinzen gab der hohe Adel, als der König eben gegenwärtig war, wegen einer besonders feierlichen Veranlassung eine prächtige Fête, bat aber nur diejenigen Offiziere aus des Königs Gefolge dazu, welche von vornehmer Geburt waren. Der König sprach mit dem Obersten von R.., den er sehr liebte, und fragte ihn: Ob er auch bei der gedachten Feierlichkeit gegenwärtig sein würde? Dieser zuckte die Achseln und antwortete: Ew. Majestät, man hat mich nicht gebeten. Der König erwiederte: Man hat Ihn nicht gebeten? Nun, nun, man soll ihn schon bitten. Er ließ den F. v. H.. zu sich rufen, der die Aufsicht über die Anordnung des Festes übernommen hatte, und die Personen wählte, welche dabei gegenwärtig seyn sollten. Ich höre, sagte er zu ihm, man hat den braven Obersten von R.. nicht zu der bevorstehenden Feierlichkeit des Adels eingeladen; ich will, daß dieser verdiente Mann meine Person vorstellen soll, welches man doch erlauben wird; und damit er der Gesell-

schaft keinen Aufwand verursacht, so habe ich meiner Küche und Kellerei bereits den nöthigen Befehl gegeben, alles für ihn zu besorgen. Der F. v. H.. verneigte sich tief, und versprach, daß der würdige Oberste unverzüglich gebeten werden sollte, welches nur vergessen worden wäre. Man erwies ihm nun alle ersinnliche Ehre, und hütete sich auch von dieser Zeit an sehr, Stolz auf Geburt und Rang blicken zu lassen. Der hohe Adel ward gesellschaftlicher, und zog nun auch verdiente Personen, denen Ahnen, aber nicht Verdienste mangelten, und denen das alte Herkommen bis dahin den Zutritt versagt hatte, in seine Gesellschaften.

14.

Friedrichs Betragen gegen die Bürger.

Unzählige Manufakturisten, Fabrikanten, Künstler, Kaufleute, Bediente, Beamte, Gelehrte und Räthe von bürgerlichem Stande haben Zeichen, Proben und Beweise von der Achtung und Gnade des Königs genossen, und nur in Besetzung der Offizier- Präsidenten- (bei Provinzial- und Landes-Kollegien) und Ministerstellen setzte er den Bürgerstand dem Adel nach. Während seiner langen

Regierung wurde nur ein bürgerlicher Mann, ohne ihm zugleich eine Adelsurkunde zu ertheilen, Staatsminister, nämlich Friedrich Gottlieb Michaelis, Sohn eines Apothekers und Bürgermeisters aus einer kleinen Stadt in der Neumark.

Aber Unterstützungen aller Art ließ er den Bürgern wiederfahren. Folgende Kabinetsordern sind sprechende Beweise davon. An den Geheimen Finanzrath Tarrach schrieb er am 4ten Juni 1779. „Da meine Intention dahin geht, den kleinen Städten in Pommern mehr aufzuhelfen, und selbigen mehr Nahrung zu verschaffen, welches nicht besser bewirkt werden kann, als wenn noch mehr nützliche Manufakturen von allen Arten, die sich dahin schicken, besonders an wollenen Waaren, auch baumwollenen und was für welche es sonsten sind, angelegt werden: so gebe ich Euch hiermit auf, alle Eure Attention dahin zu richten, wie diese meine Absicht am besten zu erreichen steht. Ihr müßt demnach zuvor ausmitteln: Wie viel wird von den Fabrikwaaren selbst gebraucht? und wie viel können außerhalb Landes abgesetzt werden? und was für Waaren das sind? Darnach müßt Ihr denn den gegenwärtigen Fabrikenzustand in Pommern beurtheilen, und Eure Reflexionen darüber machen, um von solchen Fabriken,

»briken, die noch gar nicht da sind, welche zu »etabliren, und die noch nicht in hinlänglicher Anzahl vorhanden, zu vergrößern und zu vermehren, »damit keine fremde Waaren mehr nöthig sind, sondern alles im Lande selbst gefertiget, und auch »noch auswärtig damit Verkehr getrieben werden »kann, und kein Geld mehr aus dem Lande gehet, vielmehr noch fremdes Geld hereingezogen »wird. Besonders müssen die Wollenfabriken noch »stark vermehrt, und zu dem Ende Wollmagazine »angelegt werden. Da sind die Städte Nörnberg, »Lauenburg, Bütow, Ratzebuhr und dergl. mehr, »woselbst Wollmanufakturen anzulegen; zu Neu-Stettin muß die Schärpenfabrik wenigstens bis »40 Stühle augmentirt werden; dadurch wird den »Städten aufgeholfen, und sie können mit den »Polen kommerciren, und ihre Waaren und Zeuge »dahin debitiren. Ihr müsset jedoch darauf mit »Attention nehmen, daß dem Tuchhandel von Konitz dadurch keine Behinderung gemacht wird, mithin darauf sehen, daß in gedachten pommerschen »kleinen Städten andre Arten von Tüchern und »Zeugen gefertigt und in Polen abgesetzt werden. »Sie müssen dabei suchen, wie es die Konitzer itzt »auf mein Anrathen auch machen, ihren Handel »direkte zu treiben, und nicht durch die zweite »Hand; desto mehr gewinnen sie dabei.«

»Ihr müßt Euch auch bekannt machen: Wie »viel Wolle in Pommern gewonnen, und wie viel »Wolle gegenwärtig dorten verarbeitet wird, und »was übrig bleibt, darnach müßt Ihr Euch bei Ver»mehrung der Wollmanufakturen richten: denn wir »wollen nicht nur unsere eigene Wolle verarbeiten, »sondern suchen auch aus Polen, soviel wie nur »angeht, mit zu verarbeiten; es wird doch dabei »das Handarbeitslohn im Lande verdient; und da »die Polen itzt ihre Wolle größtentheils nach Dan»zig hin verkaufen, von da solche dann weiter nach »Schweden und sonsten hin über See verschifft »wird, so muß man suchen, den Polen die Wolle »bei Fordon und weiter hinauf abzukaufen, von »da solche zu Wasser nach Schneidemühl gebracht »werden kann, und was man an der montaner »Spitze und der Gegend kauft, das ist leicht bis »Lauenburg und der Orten zu bringen. Überhaupt »müßt Ihr alle Aufmerksamkeit darauf wenden, »die Wollmanufakturen in Pommern zu vermeh»ren und zu verstärken. Denn wenn da itzt nur »800 Wollenarbeiter, und in der Neumark davon »an 3000 sind, so hat dies gar keine Proportion, »und müssen wenigstens in Pommern auch an 3000 »Wollarbeiter zusammen gebracht, und dazu Leute »aus dem Sächsischen engagirt werden, besonders »zu den leichten wollenen Waaren. Jedoch muß

»dahin gesehen werden, daß die Waaren auch »das richtige breite Maß halten, sonsten dekredi»tiren sich solche. Hiernächst muß auch darauf ge»sehen werden, die Bienenzucht zu vermehren, daß »mehr Wachs gewonnen wird; und können sodann »in der Gegend von Kolberg oder Polzin Wachs»bleichen angelegt werden, denn es werden doch »in Pommern eben wol Wachslichter gebraucht; »sind es nicht weisse, so sind es doch gelbe; und »müsset Ihr also zusehen: wie viel Wachs itzt in »der Provinz gewonnen und konsumirt wird, und »darnach überlegen: wie und an welchen Orten die »Bienenzucht noch verstärkt werden kann. Über»haupt müßt Ihr Euer Augenmerk darauf richten, »was aus der Fremde itzt noch in Pommern ein»geführt wird, und was dagegen auswärts debi»tirt werden kann? Wovon nun noch keine Fabri»ken existiren, die müssen etablirt, und davon, so noch »nicht genug sind, die müssen sorgfältig verstärkt und »vermehrt werden, damit so viel möglich kein Geld »für Manufakturwaaren, die wir selber machen »können, aus dem Lande geht, sondern wir für »unsre Waaren vielmehr fremdes Geld hereinziehen.«

»Dieses sind nun so meine Ideen, und müßt »Ihr darauf Attention haben, wie alles nach und »nach so ausgeführt und zu Stande gebracht werden »kann; denn in Pommern sind noch viel zu wenig

»Manufakturen, und müssen davon noch viel meh-
»rere angelegt werden können; denn das ist das
»einzige Mittel, den kleinen Städten dorten auf-
»zuhelfen, und selbigen Nahrung zu verschaffen.
»Ich will auch wol zur Aptirung des Schlosses in
»Neu-Stettin was hergeben, damit die dortige
»Fabrik noch mehr erweitert, und der Stadt da-
»durch besser aufgeholfen wird. Das kann aber dies
»Jahr noch nicht geschehen, sondern es muß damit
»bis aufs künftige Jahr anstehen.«

An denselben erließ er am 6ten Juli 1780 folgende Kabinetsordre: »Ich habe Euch auf Euern »Bericht vom 4ten dieses wegen des Etablissements »einer holländischen Papiermühle durch den Eisen»hard zu erkennen geben wollen, daß, wenn ich »dazu 30,000 Reichsthaler gebe, es genug ist. Be»denket doch selbst, was das für eine Summe Gel»des ist, wenn die jemand kriegt, und das Etablis»sement dafür zu Stande bringt. Aber statt daß »die Bürger solche Sachen machen, und dazu ihre »Gelder anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen, »und ich muß die Manufakturen machen. Das »sollten dagegen die Bürger thun, denn »Güter schicken sich nicht für sie.«

Auf die nochmalige Vorstellung der berlinischen Kaufmannschaft, daß sie nicht mit ihrer Handlung bestehen könnte, wenn die Einschrän-

kung des Handels mit dem Kaffe Statt fände, und das darüber ergangene Edikt gültig bleiben sollte, ertheilte der König den 14ten Januar 1781 folgenden Bescheid: «Aus der anderweitigen Vorstellung «der hiesigen Materialhandlung von gestern we-«gen der vorstehenden Abänderung des Kaffehan-«dels ergibt sich, daß dieselbe die landesväterliche «Absicht Sr. königl. Majestät von Preußen u. a. «H. hierunter in ihrem ganzen Umfang nicht kennt, «und daher wollen Höchstdieselben ihr solche hier-«mit näher bekannt machen. Zu dem Ende muß «gedachte Materialhandlung wissen, daß eines «Theils bloß für Kaffe jährlich eine Summe von «200,000 Reichsthalern aus dem Lande geht, und «dagegen die Bierbrauereien, welche bloß eigene «Landesprodukte konsumiren, zum größten und un-«wiederbringlichen Verlust des Adels, Bürgers und «des Landmanns abscheulich herunter und ihrem «Ruin nahe gekommen sind, andern Theils aber «auch überdies mit diesen ausländischen so viel «Geld aus dem Lande ziehenden Produkten eine «erstaunliche Kontrebande und zwar so viel getrie-«ben worden, daß sie mit geladenem Gewehr sich «auf unsern Grenzen eingefunden, und zu deren «Begünstigung Feuer auf die Accisoffizianten, «Aufseher &c. gegeben haben. Beide aus einem «uneingeschränkten Kaffehandel entstandene und

«täglich überhand nehmende Übel sind also die «einzigen Ursachen, welche Höchstgedachte Se. K. «M. zu den obgedachten Abänderungen veranlaßt «haben, und Höchstdieselben werden auch davon «um so weniger abgehen, als der Materialhand«lung, anstatt sich mit dergleichen schelmischen «Handel weiter abzugeben, noch viele andre Waa«ren, als Hammel, Kälber und ander Schlachtvieh, «so wie außer den Gewürzen auch Butter und «Eier übrig bleiben, welche sie aus den übrigen «königlichen Provinzen anher schaffen, und da«durch diesen Abgang von Kaffe in ihrem Handel «auf eine dem Vaterlande weit vortheilhaftere Art «ersetzen kann.»

Der Kammerpräsident von der Horst übergab 1764 ein Projekt, mittelst Erhöhung der Preise der Glaswaaren, namentlich der Bouteillen, eine Revenüenvermehrung von 4000 Thalern zu verschaffen. Der König faßte darauf folgende merkwürdige, eines weisen Regenten würdige, eigenhändige Entschliessung:

«Mit dem Direktorio die Preise zu regu«liren. Wann nur statt 4000 Reichstha«ler 3000 Reichsthaler einkommen, so pro«fitiren die Kassen, und kann das Publi«kum wohlfeilere Preise erhalten, welches «ein Principium regulativum ist; denn

»man kann leicht Revenüen erhö-
»hen, wenn man die Waaren
»theuer verkauft; aber das ist
»ein solches Mittel, welches ich
»mit meinem Wissen niemalen
»verstatten werde.«

Auch der allergeringste Bürger konnte sich mit seinen Beschwerden, Klagen und Bitten unmittelbar an den König wenden, und gewiß sein, daß seine schriftliche Eingabe entweder von ihm gelesen, oder ihm doch nach dem Inhalte vorgetragen wurde. In mündlichen Anreden nannte der König die bürgerlichen Personen bald Ihr, bald Er, je nachdem sie waren, oder es ihm beliebte. Sehr merkwürdig ist aber folgende Kabinetsordre an das Oberkonsistorium zu Breslau, vom 30sten August 1783: »Da Se. königl. Majestät von Preußen rc. »es nicht haben wollen, daß die gemeinen Leute, »wenn sie Bittschriften zu überreichen haben, oder »auch bei andrer Gelegenheit vor Höchstdenenselben auf die Erde niederfallen; (denn das können sie wol vor Gott thun, und wenn sie »was abzugeben haben, so können sie das thun, »ohne dabei niederzufallen) so befehlen Höchstdieselben Dero breslauischen Oberkonsistorium hierdurch in Gnaden, die Verfügung sofort zu treffen, daß dieses in allen evangelischen Kirchen

«hier in Oberschlesien von allen Kanzeln abgelesen «werde, wie solches auch dem Weihbischof von «Rothkirch in Ansehung der katholischen Kirchen «ebenfalls geschrieben worden, auf daß die Leute «das wissen, und das Niederfallen auf die Erde «vor Ihnen künftig unterlassen. Das Oberkonsisto«rium hat also das hierunter Erfoderliche gehörig «zu veranlassen und zu besorgen.«

Nach dem siebenjährigen Kriege liessen viele Offiziere, die der Krieg roh und ausschweifend gemacht hatte, es sich einfallen, die Bürger in den Städten, wohin sie einquartirt wurden, auf das äusserste zu mißhandeln, und wollten die Gerichts- und Polizeigesetze verachten, und dergleichen Ungezogenheiten mehr begehen. Hierüber entstanden viele Klagen, denen der König durch folgendes kräftiges Kabinetsschreiben an den Generalmajor von Mosel, vom 30sten Mai 1763 abhalf, welches sogleich wieder Ruhe und Sicherheit herstellte. «Da ich von ungefähr in Erfahrung gebracht, daß «verschiedene Kommandeurs, auch wol andere und «Subalternoffiziers sich einer nicht gebührenden «Autorität über die Magistrate und Bürgerschaf«ten der bequartirten Städte anmaßen, und sol«che dahin extendiren, daß in Fällen, wo Strei«tigkeiten zwischen Soldaten und einem Bürger «vorfallen, sie die Sache ganz einseitig für sich

«traktiren und abmachen, die Magistratspersonen «brüsquiren und übel behandeln, auch wol gar «Bürger mit Schimpfworten und Schlägen trakti«ren und selbige nach ihrem eigenen Gefallen auf «die Wache setzen lassen, ich aber dergleichen ganz «ungebührliche Dinge durchaus nicht gestatten, noch «um so weniger wissen und leiden will, als der «Offizier eigentlich dafür ist, daß er das Land und «dessen Wohlfarth mit schützen und defendiren, «nicht aber den Bürger und den Unterthan miß«handeln, sich über solchen eine eigenmächtige Au«torität anmaßen, und den bequartirten Städten «die ohnedies beschwerliche Last der Einquartirung «dadurch unerträglich machen soll; Als befehle Ich «hierdurch, daß Ihr in meinem Namen und von «meinetwegen der dortigen Garnison bekannt ma«chen und aufgeben sollt; wie zuvörderst kein ein«ziger Offizier von der höchsten bis zur untersten «Stufe, geschweige denn ein Unteroffizier oder ge«meiner Soldat, wenn er mit einem Bürger De«melées bekömmt, sich unterstehen soll, sich selbst «Recht zu sprechen, am allerwenigsten aber einen «Bürger zu schimpfen, mit Worten übel zu trak«tiren, oder gar zu schlagen und in Arrest setzen «zu lassen, sondern, daß wenn Streitigkeiten zwi«schen einem Offizier oder Soldaten und zwischen «einem Bürger vorfallen, es überall so gehalten

«werden soll, als wie es darunter in Berlin ge-«halten wird, daß, wenn nämlich der Soldat so-«wol als der Bürger complices delicti sind, die «Sache durch ein Judicium mixtum abgethan wer-«den muß. Ist aber dieses nicht, so soll der Offi-«zier und Soldat gegen den Bürger bei dem ihm «vorgesetzten Magistrat, der Bürger aber, wenn «er Kläger ist, bei dem Regimente klagen, und «allda die justizmäßige Untersuchung und rechtliche «Abthuung gewärtigen.«

«Sollte sich ereignen, daß ein Bürger gegen «die Wachenpatrouillen oder sonst gegen einen «Soldaten wirklich exzedirte; so muß solches ledig-«lich und allein von dem Magistrat untersucht «werden, und von demselben deshalb Strafe er-«folgen. Fallen aber solche Umstände dabei vor, «daß der exzedirende Bürger ob periculum in mo-«ra arretirt werden muß; so soll solches zwar ge-«schehen, dagegen keiner von der Wache sich bei «der schwersten Strafe unterstehen, dem Arrestan-«ten in seinem Arrest übel zu begegnen, zu insul-«tiren, oder aber ihm unter allerlei Vorwand Geld «abzupressen. Diesemnächst aber muß der Kom-«mandeur des Orts den geschehenen Arrest des «Bürgers und den begangenen Exzeß sofort dem «Magistrat oder der Obrigkeit des Orts, worun-«ter der Bürger steht, melden, solchen dahin ab-

«liefern, und die Untersuchung der Sache, auch «die Bestrafung des Bürgers erwähntem Magi- «strat lediglich und allein, und ohne Zuziehung «jemandes von der Garnison überlassen, bei wel- «chem sich auch der klagende Soldat als Kläger «von dem Bürger stellen muß. Überhaupt muß «auch gar kein Chef von einem Regimente, oder «auch ein Kommandeur einer Garnison sich unter- «stehen, einen Bürger, außer wenn Gefahr vor- «handen wäre, für sich arretiren zu lassen, sondern «das Regiment und der Kommandeur müssen «schlechterdings bei dem Magistrat des Orts kla- «gen. Sollte ein Offizier, wer es auch sei, oder «ein Unteroffizier oder Gemeiner sich so weit ver- «gessen, einen Bürger mit harten Schimpfworten «oder mit Schlägen traktiren zu wollen; so soll «derselbe sogleich in Arrest gesetzt, und über ihn «Kriegsrecht gehalten, auch er dafür abgestraft «werden. Dieses ist mein expresser Wille, welchen «Ihr der Garnison zur ganz genauesten Beobach- «tung und Folge bekannt machen und wohl ein- «binden sollet.»

15.

Friedrichs Betragen gegen die Bauern.

Friedrich handelte stets nach dem wahren Grundsatze, daß der Bauernstand die Grundfeste des Staats sei. Achtung desselben und das fortgesetzte Bestreben, ihn zu heben und vor Bedrückungen aller Art zu sichern — darin begrenzte sich seine Sorge für denselben. In dem am 11ten Dezember 1779 diktirten und sogleich gedruckten Protokolle wegen des Müllers Arnold sagte er: Der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ist eben sowol ein Mensch, wie Se. Majestät, und es muß ihm alle Justiz wiederfahren. Vor der Justiz ist der Prinz dem Bauer gleich.

Ein paar Jahre nach seinem Regierungsantritt, den 7ten August 1742 erließ er an das Generaldirektorium folgende Kabinetsordre: «Se. »königl. Majestät haben zeither zum öftern wahr»genommen, wie daß sehr viele Unterthanen die »bittersten Klagen über die unendlichen Pressuren »der Beamten geführet, als durch welche letztere »sie nicht nur sehr heruntergekommen und zum »gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wol gar »in solche Umstände gesetzt worden, daß sie das

«Ihrige mit dem Rücken ansehen und das Land
«verlassen müssen, wobei diese Leute um so un-
«glücklicher gewesen, da sie, unerachtet solche ge-
«höriger Orten geklagt, dennoch weder Gehör noch
«Hülfe gefunden, nachdem die mehrsten der Kriegs-
«und Domainen-Kammern das Prinzipium führen,
«daß man in solchen Fällen dem Beamten nicht
«abstehen, sondern etwas konniviren müsse, damit
«der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und
«alsdann die Kammer in die Verlegenheit setzen
«möchte, einen neuen Pächter sogleich zu finden,
«anderer Ursachen, die Se. königl. Majestät hier
«noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht
«zu gedenken. Wie aber Höchstgedachte Se. königl.
«Majestät dergleichen Unwesen nachzusehen keines-
«wegs gemeint sind, und zwar den Beamten in
«Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet
«worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber
«durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch
«allerhand Chikanen und unter allerhand pflicht-
«und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aus-
«saugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch
«unendliche Bedrückungen an den Bettelstab brin-
«gen und verjagen sollen; Als erinnern Höchstdie-
«selben Dero Generaldirektorium hierdurch zuför-
«derst so gnädig als alles Ernstes, hinführo in die-
«sem Stück mehrere Konsideration auf die Kon-

»servation der Unterthanen zu nehmen, und wenn »diese über ihre Amtleute Beschwerde führen, die »Sachen nicht so obenhin anzusehen, noch den »Beamten in dergleichen landesverderblichen Pro»zeduren zu konniviren, sondern vielmehr die Kriegs»und Domainen-Kammern nachdrücklich dahin zu »instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalen ohne Hülfe las»sen, und allen Egard vor den Beamten, das »Amt sei auch so groß und important es wolle, in »dergleichen Fällen auf die Seite setzen sollen. Se. »königl. Majestät müssen Beamte haben, sie wer»den dieselben auch allemal darin soutenirn, da»mit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach »den Kontrakten gebühret; sie werden aber nicht »zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf ei»ne tyrannische Weise verfahren, und mit deren »Personen und Vermögen so umspringen, als ob »dieselben ganz Leibeigene von den Beamten wä»ren, daher Höchstdieselben dann dem Generaldi»rektorio nochmals aufgeben, den Kriegs- und Do»mainen-Kammern deshalb alle gebührende Wei»sung zu thun, durch diese aber sämmtliche Be»amte erinnern zu lassen, mit den Unterthanen »christlich umzugehen, und selbige nicht auf eine »ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls »selbige gewärtigen können, daß, wenn Se. königl.

»Majestät auf Dero Reisen einen Beamten von »einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen »überführt finden sollten, Sie ein rigoureuses »Exempel an solchem statuiren lassen werden, es »habe derselbe ein so großes oder kleines Amt ge»pachtet, wie er wolle, allermaßen Sie dafür hal»ten, daß, wenn ein Beamter einen Unterthan »oder Bauer aus dem Lande jagt, es so kriminel »sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reih und »Gliedern verjagen wollte. Wenn auch, unter vie»len einen zu nennen, über den Beamten zu Al»tenlandsberg bereits öfters viele Klagen einge»laufen, daß derselbe den Amtsunterthanen sehr »schwer fällt, und solche durch allerhand unerlaubte »Mittel und Wege sehr mitnimmt; So wollen »Se. königl. Majestät, daß Dero Generaldirekto»rium dessen Haushalten mit den Unterthanen à la »rigueur untersuchen, und wenn derselbe so cou»pable gefunden worden, als es verlauten wollen, »solchen selbst nach Berlin kommen und nachdrück»lichst bestrafen lassen, zugleich aber der Departe»mentsrath aus der Kammer, welcher darunter kon»niviret, und die Konservation der Unterthanen »hintenangesetzet, dafür scharf angesehen werden »soll *). Wornach mehrgedachtes Generaldirek»

*) Doch wurde durch eine an Ort und Stelle gehaltene

«torium sich allerunterthänigst und eigentlich zu «achten hat.«

Untersuchung das Gegentheil davon gefunden, wie folgender Auszug aus dem von der kurmärk. Kriegs- und Domainen-Kammer an Se. königl. Majestät abgestattetem Bericht zeigt. «Aus den Protocollis ergibt sich mit meh«rerem, daß sämmtliche Unterthanen der zu diesem Amte «gehörigen 14 Dörfer einhellig gestanden, wie sie von den «an Se. kön. Majestät immediate übergebenen Memorialen «nichts wissen wollen, vielmehr sie viritim deklariret, wie sie «an gedachten Vorstellungen weder Theil hätten noch Theil «daran nehmen, weder selbst geklagt, noch wüßten, wer «geklagt oder wer zu klagen Ursach hätte, und daß sie so «wenig über den Beamten zu klagen Ursache hätten, daß «sie vielmehr mit ihm wohl zufrieden wären, und ihn ja «länger zu behalten wünschten. Kommissarii führen dabei «an, wie sie von dieser Deklaration der Unterthanen um «so mehr überzeugt, als eines Theils die Verwunderung «über alles dasjenige, so ihnen vorgehalten worden, aus «dem Gesichte hervorgeleuchtet, und dieselben ihre Unschuld «an allen diesen Klagen mit solcher Freimüthigkeit, die «Liebe und das Zutrauen zu ihrem Beamten aber mit sol«chem Eifer an den Tag gelegt, daß nicht allein überall «die Schulzen und Schöppen jedes Dorfs bei ihrem Leib «und Leben versichert, wie sie gut dafür wären, daß in «ihren Dörfern kein einziger vorhanden, welcher an diesen «Klagen Theil nehme, sondern auch an theils Orten die «Unterthanen Mann für Mann sich erboten, zu Gott einen «körperlichen Eid zu schwören, daß sie an solchen Klagen «so wenig Theil, als sie zu dergleichen Beschwerden Ursach «hätten. Ferner haben Kommissarii, da sie dieser Erklä«rung ungeachtet jede der Beschwerden, welche in den «Memorialen angebracht, gründlich untersucht, und nichts «ihm zur Last fallendes haben ausfindig machen können,

«darauf

An die kurmärkische Kammer erließ auch der König in einer Kabinetsordre vom 15ten Juli 1749 folgenden Befehl: «Dieweil auch bisher verschie-«dene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel «traktirt haben, Se. königl. Majestät aber der-«gleichen Tyrannei gegen Dero Unterthanen durch-«aus nicht gestatten wollen: so wollen Höchstdie-«selben, daß, wenn forthin einem bewiesen wer-«den kann, daß er einen Bauer mit dem Stock «geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort «und ohne einige Gnade auf 6 Jahre zur Festung «gebracht werden soll, wenn auch schon dergleichen «Beamte der beste Bezahler wäre, und seine Pacht «sogar pränumerirte. Die kurmärkische Kammer «hat demnach dieses den Beamten gehörig zu in-«sinuiren und bekannt zu machen, auch wenn fort-«hin der Casus arriviren sollte, daß ein Beamter

---

«darauf angetragen, daß, da aus allen Umstän-«den deutlich und klar erhelle, daß der Beam-«te auf eine gottlose Art verläumdet wäre, «der falsche Denunziant, falls solcher aus-«findig gemacht werden könnte, mit einer «ihm gebührenden Strafe zu belegen sei.» Welches denn auch von Sr. königl. Majestät zur Genug-thuung des Beamten, welcher noch viele Jahre mit aller Rechtschaffenheit dem Amte vorgestanden hat, genehmi-get worden.

«einen Unterthanen geschlagen, alsdann für letztern «wider den Beamten Partie zu nehmen.«

Im Jahre 1765 bekam ein Ingenieur von dem Könige den Auftrag, eine Festung in Schlesien auszubessern, und der König gab ihm die Freiheit, nach seinen Einsichten dabei zu verfahren. Dieser Offizier war ein sehr eigennütziger Mann. Er drückte die Bauern, welche Fuhren dabei thun mußten, so sehr, daß sie es nicht mehr aushalten konnten, und dem König ihre Noth klagten, da er bei Gelegenheit der schlesischen Revüe auch diese Festung in Augenschein nahm. Dem Offizier wurde vom Könige befohlen, sich gegen die Klagen dieser Leute zu verantworten; da er aber kein Recht auf seiner Seite sah, eilte er in seine Wohnung und hing sich auf. Man versiegelte seine Effekten, und fand außer vielen Kostbarkeiten noch 60,000 Thaler in Golde. Als man dem Könige Bericht davon abstattete, war seine Antwort: Ich will nichts wissen, und die Witwe blieb im ruhigen Besitz dieses Vermögens.

Als Friedrich im Winter 1761 mit der Armee in und bei Strehlen kantonirte, ging er, wenn es die Witterung zuließ, täglich in dem Garten, der an sein Quartier stieß, mit dem General von Zieten spazieren. An einem Nachmittag kam ein Soldat mit einem Sack auf dem Rücken über den

Zaun gesprungen, und hinter ihm her ein Bauer, der ihm nachrief: Meine Rüben! Der König fragte den Bauer, was er wollte? und da dieser erwiederte: Der Soldat hat mir den Sack mit Rüben gestohlen! rief der König dem Soldaten zu: Halt! gab ihm einen Augustd'or, und befahl ihm, die Rüben dem Bauer wiederzugeben. Indem sie ihm der Soldat hinreichte, sagte der Bauer: «Hat ihm der König ein Goldstück gegeben, so kann ich ihm auch die Rüben schenken! Nur komm er nicht wieder!» Es gibt doch viele gute Bauern, sagte der König, indem er sich zu Zieten wandte.

Nachstehendes Schreiben schickte der König den 7ten Juli 1785 an die Bauerschaften der Grafschaft Ravensberg: «Sr. königl. Majestät getreue «Unterthanen in Dero Grafschaft Ravensberg ha«ben bloß ihrer guten Aufführung beizumessen, daß «Höchstdieselben ihnen dieses Jahr einen Theil der «Kontribution erlassen haben. Dergleichen Unter«thanen verdienen, daß ihr Landesvater sie, so viel «möglich, unterstützt. Höchstgedachte Se. königl. «Majestät nehmen daher ihren Dank mit gnädig«stem Wohlgefallen an, und versichern dieselben «bei fernerhin verspürter teutscher Treue Dero fer«nern Huld und landesväterlicher Vorsorge.»

In einer westphälischen Stadt hatte der Magistrat die Kontribution auf 13 Beiträge eingerich-

tet, und der letzte davon wurde der 13te Monat genannt. Dies wollten sich aber die Bauern durchaus nicht gefallen lassen, sondern schickten heimlich einen Deputirten zum Könige nach Potsdam. Der König erblickte ihn kaum, als er ihn fragte, woher er komme, und was er wolle? «Aus Westphalen, war die Antwort, und ich will Ew. Majestät nur fragen: wie viel Monate im Jahre sind?« Der König lachte und sagte: Wißt ihr's nicht, so seht in den Kalender! Der Bauer antwortete: «Ja, im Kalender stehen nur zwölf. Aber unser Magistrat hat dreizehn gemacht.« Der König ließ sich das erklären, und gab ihm hierauf eine Ordre folgenden Inhalts mit: «Überbringer dieses, der Schulze N—, soll «von nun an Assessor eures Kollegii mit Sitz und «Stimme sein, und soll darauf sehen, daß nur 12 «Abgabe-Monate und kein 13ter eingeführt werde: «dafür sollt ihr ihm jährlich 200 Reichsthaler aus «eurer Kämmerei geben, und ihm die Reise ver«güten.«

Der König hatte eine außerordentliche Achtung für den Ackerbau, und suchte alles mögliche zur Beförderung desselben zu thun. Die jährlichen Musterungen gaben sehr oft Gelegenheit zur Verwüstung der Saatfelder; der Schaden ward aber nachher allemal wieder vergütet. Sehr oft ließ

der König mitten im Marschiren die Züge abbrechen, oder sich rechts und links ziehen, wenn er sah, daß die besäeten Felder leiden konnten. Bei einem Manövre in Potsdam kam ein Bataillon so weit rechts nach Bornstädt zu, daß es über ein Erbsenfeld marschiren mußte. Der Amtsschreiber stellte sich dem Bataillon entgegen, und schrie aus allen Kräften: «Hier darf nicht marschirt werden, — hier stehen ja Erbsen!» Die Soldaten lachten, und folgten dem Kommando. In dem Augenblicke kam der König und fragte: Was gibt es denn hier? — Der Schreiber sagte dem König: man wolle über seine Erbsen marschiren, und das werde er schlechterdings nicht zugeben. Nun, nun, erwiederte der König, sie werden ihm seine Erbsen nicht verderben; was schadet denn das? — «Erlauben Ihro Majestät, fuhr der Schreiber im Ernst fort, das schadet wol, und es geht gar nicht an.« Da der König diesen Menschen so im Eifer sah, und zum Glück eben bei guter Laune war, fragte er ihn: nun, wer ist er denn, mein Freund? — «Ich bin, antwortete er, der Schreiber von Bornstädt.» Der König lächelte, nahm den Hut ab, und sagte sehr ernsthaft: sehr wohl, Herr Schreiber, ich werde mich künftig nach ihm richten, ließ wirklich die Züge abbrechen, und ritt davon.

Bei einer andern Gelegenheit, da der König mit einem zahlreichen Gefolge über ein Kohlfeld ritt, ließ er sein Pferd in einer Furche gehen. Als er bemerkte, daß sein Gefolge links und rechts in den Kohl hineinritt, wandte er sich um, und sagte: Messieurs, Sie werden wohl thun, wenn Sie sich auch eine Furche suchen, denn Sie verwüsten zu viel, und ich muß nachher bezahlen.

Gleich nach dem hubertsburger Frieden, im Mai 1763, unternahm der König eine Reise nach Pommern. Nach Kolberg waren der Präsident v. S.. und die sämmtlichen pommerschen Landräthe beschieden. Der König befand sich so schwach, daß er sich aus dem Wagen heben und führen lassen mußte, und daß man damals nicht vermuthete, er werde noch über 20 Jahre leben. Nach der Tafel setzte er sich in die Halbchaise des Kommendanten, fuhr am Strande umher, und besah die Festungswerke und die Gegenden, wo der Herzog von Wirtemberg mit seinen Truppen und die Russen gestanden hatten. Darauf befahl er, daß die Landräthe den folgenden Morgen zu ihm kommen sollten. Der geheime Kämmerer Zeisig meldete sie an. Der König sagte; sie können warten! Indeß redete er beinahe eine Stunde lang mit dem Präsidenten von S... und that, als die Landräthe

endlich hereinkamen, so, als wenn er sie gar nicht sähe. Auf einmal aber kehrte er sich zu ihnen um, warf ihnen mit der größten Heftigkeit vor, daß sie eigenmächtig im Namen des Feindes Kontributionen ausgeschrieben, und sich andre Plackereien erlaubt hätten, kassirte zwei davon auf der Stelle, drohte den andern, sie auf die Festung zu schicken, und befahl ihnen darauf, ohne ihre Verantwortung anzunehmen, zu gehen. Da sie hinaus waren, drehte sich der König um, lachte aus Leibeskräften, und sagte zu dem Präsidenten von S..: So muß Er es machen, aber ärgern muß Er sich nicht; denn wenn die Leute sehen, daß man sich ärgert, so denken sie: den wollen wir wohl hinkriegen. Und künftig mache Er es eben so; schicke Er sie gleich nach der Festung, aber melde Er es mir nur. Ich habe Ihm nun völlige Autorität gegeben; aber das bitte ich mir aus, daß Er Niemanden aus Absichten verfolgt oder schadet. — Man glaubte damals allgemein, der bekannte Geheime Rath von B.. habe dem Könige alle Nachrichten von den Vergehungen der Landräthe hinterbracht. Es entstanden auch nachher viele Prozesse zwischen den Unterthanen und den Landräthen, welche letztere fast in allen verloren.

Der Landrath von B.. in Westpreußen war bei dem König wegen mancherlei Bedrückungen der Unterthanen verklagt worden. Bei einer Revüe zeigte sich dieser Landrath dem König, und wurde so von ihm angeredet: Aha! Er ist der Landrath, der die Unterthanen so drückt, und sich zu seinen Bauten das Holz von ihnen sogar des Sonntags anfahren läßt. Indeß mußte der Mann neben dem Wagen des Königs reiten, und er fragte ihn weiter: Wie viel Seelen in seinem Kreise und wie stark der Viehstand wäre? Der Landrath gab von diesem eine weit größere Anzahl an, als er Seelen angegeben hatte, und der König schüttelte den Kopf dazu. Bei der Umspannung in Grabion nahm der König einen jungen Holzaufschlag in einiger Entfernung wahr, und fragte den Landrath, was doch dort für Holz wäre? Dieser wußte es nicht genau, und sagte in der Eil: Es ist ein Hopfengarten. Was! rief der König ziemlich ungnädig, ein Hopfengarten? Herr! es ist ja ein Elsbruch. Er hat mich schon vorher belogen, ich werde ihn aber kriegen. Der König hatte Recht, es war ein Elsbruch. Sobald er nach Potsdam zurückgekommen war, schickte er dem Herrn v. B.. seinen Abschied, und verordnete daselbst den gewesenen Lieut. v. Hagen zum Landrath.

Über den Anbau der Färbekräuter erließ der König den 6. November 1776 an das Generaldirektorium folgende Kabinetsordre, aus welcher zugleich seine große Sorgfalt für die Beförderung des Ackerbaues hervorleuchtet. »Se. königl. Majestät halten die Beförderung des Ackerbaues und »der Viehzucht im Lande allezeit für die vornehmste Sache. Geht es aber daneben auch an, Färbekräuter zu bauen, so ist das so übel nicht, besonders das Waidkraut, woraus der Indigo verfertigt wird, und wofür jährlich so viel Geld »aus dem Lande geht. Höchstdieselben haben Dero Generaldirektorium daher hierdurch aufgeben »wollen, auf die Pflanzung und den Bau der »Färbekräuter ebenfalls Bedacht zu nehmen, und »dazu schickliche Gegenden auszusuchen. Vielleicht »finden sich dergleichen Örter in der Neumark, und »auch gegen die Elbe zu, die zum Bau der Färbekräuter zu gebrauchen sind. Nur muß das »nicht häufig geschehen, und nicht zu viel Land »dazu genommen werden, weil sonst dadurch der »Ackerbau leiden und weniger Getreide gewonnen »werden würde: denn wie gesagt, der Ackerbau »und die Viehzucht verdienen immer die größte »Attention; jenes ist aber nur eine Nebensache, »welche, wenn sie ohne Nachtheil des Kornbaues »im Lande mit befördert werden kann, alsdann

«auch gut ist: das Generaldirektorium hat also «solche Flecke zu Färbekräutern auszusuchen, die «dazu füglich entbehrt werden können, und hier«nächst von der hierunter getroffenen Verfügung «zu berichten.«

Ein Soldat, welcher im siebenjährigen Kriege Invalide geworden war, ging nach dem Dorf, worin er geboren war, zurück, und vermiethete sich dort als Knecht bei einem Bauer, welchem er schon sonst gedient hatte. Als der Bauer starb, heirathete ihn die Witwe desselben. Er war ein ordentlicher arbeitsamer Wirth, und setzte sein Bauergut in die trefflichste Ordnung, so daß er zuletzt ein gemauertes mit Ziegeln gedecktes Haus bewohnte. Der Edelmann im Dorfe ward neidisch darüber, und suchte den Bauer ohne Ursache bei allen Gelegenheiten zu kränken. Einst kam der König durch dieses Dorf, der Bauer kam an den Wagen, und bat um Gehör. Der König ließ halten, und nun erzählte der Bauer seine Beschwerden, wobei er den König zugleich sein ansehnliches und des Edelmanns verfallenes Gut bemerken ließ. Wie heißt dein Edelmann? fragte der König. — «v. P..» — Hat er gedient? — «Nein, Ihro Majestät.» — Der König befahl dem nebenher reitenden Beamten, den Edelmann zu ihm zu bringen, doch sollte er sich kein Wort

von dem, was geschehen wäre, merken lassen. Der Edelmann erschien. Heißt Er nicht v. P.? — «Ja, Ihro Majestät.» — Hat Er gedient? «Nein.» — Ist Er auf Reisen gewesen? — «Nein, ich habe mein Geld lieber im Lande verzehren wollen.» — Ist das sein Gut? dabei zeigte der König auf das Bauergut. — «Nein, Ihro Majestät, dort ist mein Hof.» — Der sieht ja erbärmlich aus; wem gehört denn dieses Gut? — «Einem von meinen Bauern.» — Der muß gewiß ein besserer Wirth sein, als Er; sicher ist er Soldat gewesen. Ich befehle Ihm hiermit an, alle seine Unterthanen gut zu behandeln, besonders wenn sie das ihrige thun. Läuft die geringste Klage über ihn ein, so sei er meiner Ungnade versichert. Adieu. Der Edelmann hat nachher dem Bauer nie Ursache gegeben, über ihn zu klagen.

Der König ritt einst des Sonntags, bloß von dem Stallmeister Meese begleitet, nach Borne spazieren. Die Bauern waren dort alle mit Pflügen beschäftigt. Das wunderte den König, und er fragte einen alten Bauer, der mit dem Pflug an der Landstraße hielt, warum sie doch heut am Sonntag solche Arbeit machten? Der Bauer antwortete ganz freimüthig: «Ihro Majestät, wenn

wir nicht hungern, und zuletzt davon laufen wollen, müssen wir des Sonntags und die Nacht über noch dazu arbeiten. — Und warum denn? — «Ja, das will ich Ihnen wol sagen; bei des seligen Königs Ihres Vaters Zeiten und noch zu Anfang Ihrer Regierung, da hatten wir in zwei Wochen nur 7 Tage Hofedienste. Nun aber müssen wir alle Tage zu Hofe dienen, und unsre Arbeit des Sonntags und des Nachts verrichten.« — Der König ward hierüber äußerst entrüstet, und befahl, daß der Oberamtmann Harte und einige aus der Gemeine von Borne, Bornstädt rc. nach Potsdam auf das Schloß kommen sollten. Sie kamen. Der König ließ sie in sein Zimmer rufen, und als die Bauern auf seinen Befehl ihre Beschwerden vortrugen, wollte Harte immer dazwischen reden. Den König brachte dies auf, und er sagte verschiedenemal: Herr, aber Herr, will Er wol das Maul halten? Er fand die Beschwerden der Bauern gegründet, sah aber auch zugleich ein, daß es mit an der hohen Pacht läge, die der Beamte geben mußte; er ließ also von dieser ein Ansehnliches ab, und befreite so die Bauern von ihren unerträglichen Lasten.

Diese Freiheit und des Königs Nachsicht und Geduld gegen die Bauern mißbrauchten viele, und verursachten dadurch den Güterbesitzern, Beamten,

Landräthen, Gerichten, Landeskollegien, und Staatsministern oft großen Verdruß: sie wurden auch wol so dreist, frech und widerspenstig, daß Soldaten wider sie ausgeschickt werden mußten, an welchen sie sich sogar vergriffen, wenn sie bemerkten, daß sie keinen Befehl hatten, ganz ernstlich gegen sie zu verfahren. Dessenungeachtet blieb Friedrich seinem System getreu, und beharrte in der Bereitwilligkeit, die Bauern unmittelbar zu hören. An den Großkanzler, Freiherrn von Fürst, erließ er deshalb am 22sten Februar 1774 folgende Kabinetsordre: «Es ist mir lieb, aus Euern bei«den gestrigen Berichten zu ersehen, daß meine Ju«stizkollegien an Verschleppung des Prozesses der «Gemeine zu Pirone in der Prignitz gar keinen An«theil haben, und die Beschwerden des Kossäten «Boldemann aus der Altmark ganz ungegründet «sind. Ich habe also wegen des erstern meiner «dortigen Kammer die nöthige Weisung gegeben. «Den Boldemann hingegen werde ich wegen sei«nes muthwilligen Supplizirens unmittelbar nicht «bestrafen lassen. Es ist meiner Gesinnung «zuwider, dergleichen arme Bauersleute «deshalb gleich ins Gefängniß werfen zu «lassen, und obschon sie öfters Unrecht «haben, so kann ich ihnen doch als Lan«desvater das Gehör nicht versagen.»

16.

Friedrichs Regierungsart.

Der verstorbene Herzog von Wirtemberg brachte die zwei letzten Jahre seiner Minderjährigkeit 1742 und 1743 in Berlin unter den Augen des königlichen Weisen zu, und ward unter dessen Vermittelung als ein Prinz von sechzehn Jahren den 7ten Januar 1744 für volljährig erklärt. Vor seiner Abreise gab ihm der König die folgenden Regentenlehren, welche ihm selbst bei der Regierung der seiner Sorge anvertrauten Staaten stets vorschwebten.

«Der Antheil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt habe, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer desto wichtigern Angelegenheit, weil ich mir einbilde, das Gute oder Schlimme derselben werde auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie treten, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich bin nicht von den Leuten, die aus Einbildung von sich selbst und aus Eitelkeit, anstatt zu rathen, bloß befehlen, die ihre Meinung für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde

allein durch sie denken, handeln und athmen sollen. So sehr diese Anmaßung auf der einen Seite lächerlich sein würde, so strafbar wäre ich auf der andern, wenn ich unterließe, Ihnen das zu sagen, wozu keiner Ihrer Bedienten oder Unterthanen den Muth haben, oder was keiner aus persönlichem Eigennutz sagen wollen wird. Es ist gewiß, daß jedermann die Augen auf die erste Rolle eines Mannes richtet, der den Schauplatz betritt, und die ersten Handlungen bestimmen gemeiniglich das Urtheil des Publikums. Wenn Sie sich nun gleich Anfangs einen guten Ruf machen, wird das Publikum Vertrauen auf sie setzen, welches meines Erachtens die wünschenswürdigste Sache für einen Regenten ist. — Sie werden überall Personen finden, die Ihnen schmeicheln und Ihr Vertrauen zu gewinnen suchen werden, um Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu regieren. Sie werden noch eine andre Art Leute antreffen, und besonders unter den Räthen, welche Ihnen die Kenntniß der Geschäfte sorgfältig zu entziehen suchen werden, um sie nach ihrem Belieben zu leiten. Sie werden Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Ihnen die Arbeit zuwider zu machen, und Sie werden bei ihnen den Plan gemacht finden, Sie unter der Vormundschaft zu behalten, und das auf die scheinbarste und für Sie schmeichelhafteste Weise.

Sie fragen mich, was dabei zu thun sei? Sie müssen sich Sachkenntniß vom ganzen Finanzwesen verschaffen, müssen einen Sekretair auswählen, der als Unterbedienter oder Beamter darin gearbeitet hat, und sich durch ihn, unter Versprechung einer guten Belohnung, von allem, was Sie angeht, unterrichten lassen. Die Finanzen sind der Nerve des Landes. Wenn Sie diese recht verstehen, wird das Übrige allezeit in Ihrer Gewalt sein. — Es ist ein Mißbrauch, den ich an vielen teutschen Höfen bemerkt habe, daß die Minister der Fürsten den Titel «kaiserliche Minister» haben, wodurch sie sich der Strafgerechtigkeit entziehen. Sie fühlen selbst, daß es sich für Sie nicht schickt, dieses zu gestatten. Ich muß Ihnen ferner zur Warnung sagen, daß Sie zwei Räthe in der Staatsverwaltung finden werden, vor denen Sie sich zu hüten haben: der eine heißt Bilfinger und der andre Hardenberg. Ihre Sache ist es, sie zu prüfen, und zu sehen, wie weit Sie ihnen trauen können. — Sein Sie fest in Ihren Entschlüssen; wägen Sie das Für und Wider vorher ab, ehe sie dieselben fassen; aber wenn Ihr Wille einmal erklärt ist, so gehen Sie um alles in der Welt nicht davon ab. Sonst wird jeder Ihres Ansehns spotten, und man wird Sie für einen Mann ansehen, auf den nicht zu bauen ist. — Nach einer vormundschaftlichen Regierung

gierung kann es an Ihrem Hofe nicht an Ränken fehlen. Bestrafen Sie die Urheber der ersten streng, und jeder wird sich hüten, ihrem Beispiel zu folgen. Unzeitige Güte ist Schwäche, so wie unnöthige Strenge ein Verbrechen ist. Man muß beides vermeiden, obgleich nur ein sehr edles Herz in den Fehler einer ausschweifenden Gnade zu verfallen pflegt.»

«Denken Sie nicht, das wirtemberger Land sei für Sie gemacht: sondern glauben Sie vielmehr, die Vorsehung habe Sie deswegen auf die Welt kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie sein Wohl allezeit Ihrem Vergnügen vor, und wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Begierden dem Glücke Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht allein der Liebling Ihres Volks werden, sondern auch die Bewunderung der Welt erlangen.«

«Sie sind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, welche in der Rechtschaffenheit und in allen sittlichen Tugenden besteht. Ihre Pflicht ist es, die Ausübung derselben zu befördern, und vor allen die Ausübung der Menschlichkeit, welches die Haupttugend jedes denkenden Wesens ist. Für die geistliche Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Felde, und in mancherlei

Irrthümern verloren. Wer ist so vermessen unter uns, zu behaupten, sein Weg sei der rechte? Hüten Sie sich also vor der Schwärmerei in der Religion, welche Verfolgungen hervorbringt. Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so muß es durch Wohlthaten geschehen, die sie den Menschen erweisen, nicht durch Gewaltthätigkeiten, die sie an Starrköpfen ausüben. Verbände Sie auch die wahre Religion, welche die Menschenliebe ist, nicht zu diesem Betragen, so muß es Ihre Staatsklugheit thun. Denn Ihre Unterthanen sind ja alle Protestanten. Duldsamkeit wird machen, daß Sie von ihnen angebetet, Verfolgung, daß Sie von ihnen verabscheuet werden.«

»Die Lage Ihres Landes zwischen Frankreich und den Staaten des Hauses Östreich nöthigt Sie, ein abgemessenes und gleiches Betragen gegen beide mächtige Nachbaren zu beobachten. Bezeigen Sie für keinen von beiden einige Vorliebe, damit man Sie nicht der Parteilichkeit beschuldigen könne: denn sie würden beide nach Beschaffenheit ihres Glücks nicht ermangeln, es Sie wechselsweise entgelten zu lassen, wenn sie Ursache hätten, sich über Sie zu beschweren.«

»Halten Sie immer fest am teutschen Reiche

und dessen Oberhaupt. Es gibt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbaren, als in der Erhaltung des Reichssystems. Sein Sie allezeit ein Feind dessen, der es umstürzen will, weil es in der That nicht geschehen kann, ohne Sie zugleich mit über den Haufen zu werfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reichs *) nicht in seinem Unglück, und beweisen Sie ihm soviel Ergebenheit als möglich, ohne sich in sein Unglück verwickeln zu lassen.«

»Genießen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen! Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen hinlaufen; alsdann denken Sie an eine Vermählung. Das erste Jugendfeuer ist nicht geschickt zur Ehe, und man dünkt sich schon veraltert zu sein, wenn man in der Blüthe des Lebens kaum drei Jahre lang Treue gehalten hat. Nehmen Sie eine Prinzessin von einem zu großen Hause, so wird sie glauben, Ihnen durch ihre Hand eine Gnade zu erweisen; es wird Ihnen einen verderblichen Aufwand verursachen, und Sie werden nichts anders davon haben, als der Sklave Ihres Schwiegervaters zu sein. Wenn

*) Kaiser Karl VII., der, von den Östreichern seit 1743 aus seinem Erbstaat Baiern vertrieben, in traurigen Umständen zu Frankfurt am Main lebte

Sie aber Ihre Gemahlin aus einem dem Ihrigen ziemlich gleichen Stande wählen, so werden Sie glücklicher leben, weil Sie ruhiger sein werden, und weil die Eifersucht, zu welcher großen Fürsten ihre Gemahlinnen immer Gelegenheit geben, Ihnen in diesem Falle nicht lästig sein wird.»

»Verehren Sie in Ihrer Mutter die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger werden Sie selbst sein. Wenn eine Mißhelligkeit zwischen Ihnen entstehen sollte, so geben Sie allezeit nach! Die Dankbarkeit gegen Ältern hat keine Grenzen; man kann den Vorwurf verdienen, daß man es daran fehlen lasse; aber niemals, daß man sie übertreibe.» *)

»Ich lasse mich nicht weiter auf gleichgültige und folglich willkürliche Dinge ein. Meine zärtliche Neigung zu Ihnen macht, daß ich allezeit den aufrichtigsten Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehme, und daß ich es mit außerordentlicher Freude hören werde, wenn Ihre Unterthanen Sie preisen und segnen; auch werde ich die Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, begierig ergreifen. Mit einem Worte, es gibt kein Glück, mein lieber

*) Diese Stelle ist schon im ersten Theile angeführt worden, aber des Zusammenhangs wegen mußte sie hier wiederholt werden.

Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche, so wie es keins gibt, dessen Sie nicht würdig wären.«

Als im Jahre 1764 Stanislaus August den polnischen Thron bestieg, erhielt er Glückwünschungsschreiben von allen Höfen. Das merkwürdigste ist das vom Könige von Preußen, welches dieser edle Meister in der Regierungskunst eigenhändig an ihn schrieb. Hier ist es. »Ew. Majestät müssen bedenken, daß, da Sie Ihre Krone durch Wahl und nicht durch Geburt erhalten haben, die Welt aufmerksamer auf Ihre Handlungen sein wird, als auf die Handlungen irgend eines andern Potentaten in Europa, und das ist nicht mehr wie billig. Da letzteres bloß eine Wirkung der Verwandtschaft ist, so erwartet man von einem solchen nicht mehr (wiewol viel mehr zu wünschen wäre) als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind; aber von dem, welcher von seines Gleichen von einem Unterthan zum König erhoben worden, von dem, welcher freiwillig gewählt worden, über die zu regieren, die ihn wählten, erwartet man alles, was nur irgend eine Krone verdienen und zieren kann. Dankbarkeit gegen sein Volk ist die erste Tugend eines solchen Monarchen; denn ihm allein, nächst der Vorsehung, hat er es zu danken, daß er Monarch ist. Ein König durch Geburt, der seines Standes un-

würdig handelt, ist bloß eine Satyre auf sich selbst; aber ein gewählter König, der seiner Würde nicht gemäß handelt, beschimpft auch seine Unterthanen. Ew. Majestät werden gewiß diese Wärme verzeihen. Sie ist eine Wirkung der aufrichtigsten Achtung. Der liebenswürdigste Theil des Gemäldes ist nicht sowol eine Lehre, was Sie sein sollen, als eine Prophezeiung, was Sie sein werden» u. s. w.

Im Jahre 1785 sprach der König mit einem sehr verdienten Manne von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden soll, erzogen werden müsse, und unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse, seine Macht recht zu gebrauchen, aber eben so sehr, sie nicht zu mißbrauchen. Er setzte hinzu; «Verschie-«dene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, «daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß «ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsäch-«lich: Religion und Liebe.»

Diesen Grundsätzen gemäß dachte und handelte Friedrich. Und wenn ein Regent, der seine in einem unvermeidlichen Kriege verwüsteten und verfallnen Provinzen wieder in guten Stand setzt; der Brot für die Menschen, Getreide zur Saat, Pferde und Ochsen zur Bestellung der Äcker und zu dem Fuhrwerk schenkt; der die abgebrannten, verfallnen und sonst verwüsteten Häuser und Haus-

haltungsgebäude auf seine Kosten wieder aufführen läßt; der Landseen und Moräste nicht nur für seine Domainen, sondern auch für seine Unterthanen austrocknen und urbar machen läßt; der beim Mißwachs des Getreides, beim Hagelschaden und bei großen Überschwemmungen der Flüße, Getreide und Geld zur Unterstützung der nothleidenden Unterthanen hergibt; der Dörfer und Städte, die zum Theil oder ganz abbrennen, auf seine Kosten aufbauen, und schlecht oder mittelmäßig gebaute Städte für sein Geld schöner erbauen läßt; der dem Adel große Summen Geldes zur Errettung vom Untergange und zur Verbesserung seiner Güter für 1 oder 2 Prozent Zinsen leihet, und selbst diese Zinsen für arme adelige Witwen bestimmt; der einzelnen verschuldeten Personen ansehnliche Kapitalien schenkt, und die landschaftlichen Systeme für Pfandbriefe mit mehrern hunderttausend Thalern unterstützt; der zur Errichtung und Erweiterung nützlicher Manufakturen und Fabriken, die viele Menschen ernähren, Millionen hergibt; der viele Millionen an schöne und prächtige Gebäude wendet, um vielen Menschen Arbeit und Verdienst zu verschaffen, und den Örtern, die durch dieselben verschönert werden, Jahr für Jahr reisende Fremde zuzieht, die viel Geld mitbringen und verzehren; der Ströme und Flüße schiffbar macht und bequeme

Kanäle anlegt, um den innern und auswärtigen Handel seiner Unterthanen zu erleichtern; der viele und ansehnliche Mehl= und Getreidemagazine unterhält, um nicht nur in Kriegszeiten für seine Armee Brot zu haben, sondern auch seine Unterthanen überhaupt vor großer Theurung und vor Hungersnoth zu bewahren; der endlich bei diesem großen Aufwande für seine Person sparsam lebt, um den Staat mächtig zu machen und zu schützen: — wenn ein solcher Regent den Namen eines weisen und edlen Regenten verdient, so verdient ihn unstreitig Friedrich der Einzige!

Die Beweise dieser Behauptung hier vollständig aufzuführen, ist nicht nöthig, da sie in diesem Werke zerstreut zu finden sind. Nur von 1763 bis 1786 wandte er an seine Staaten die Summe von 24,399,838 Thalern; ohne die einzelnen Geschenke zu rechnen, die viele Unterthanen von ihm von Zeit zu Zeit zu erhalten die Gnade hatten. Nur einige Erläuterungen erlaube man mir herzusetzen.

Als Friedrich am 29sten März 1763 auf der Rückreise nach Berlin in den niederbarnimschen Kreis kam, empfing ihn der Geheime= und Landrath von Nüßler zu Tasdorf mit Glückwünschen, und empfahl seiner gnädigen Vorsorge den sehr verwüsteten Kreis, für den er bis dahin noch keine

erhebliche Hülfe habe erlangen können. Der König fragte ihn: was fehlt Ihm für seinen Kreis?

v. Nüßler. Pferde zur Bestellung der Äcker, Roggen zu Brot und zur Sommersaat.

Der König. Roggen zu Brot und zur Sommersaat will ich geben, aber mit Pferden kann ich nicht helfen.

v. N. Ew. Majestät haben doch, auf Vorstellung des Geheimen Raths von Brenkenhof, den Provinzen Neumark und Pommern Proviant- und Artilleriepferde geschenkt; aber für den niederbarnimschen Kreis spricht kein Mensch; nehmen sich doch Ew. Majestät desselben unmittelbar an, sonst ist er verloren.

D. K. Versammle Er geschwind alle kurmärkische Landräthe, ich will sie den Donnerstag zu Berlin sprechen, und sagen, wie ich dem Lande helfen kann und will.

Am ersten April erschienen die Landräthe auf dem Schlosse, und von Nüßler führte lebhaft das Wort.

D. K. Hat Er Crajon?

v. N. Ja!

D. K. Nun so schreib Er auf, die Herren sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brot? wie viel Sommersaat? wie viel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nöthig gebrauchen? Überlegen

Sie das recht, und kommen Sie übermorgen wieder zu mir, alsdann will ich mich darüber erklären. Sie müssen aber alles so genau und sparsam als möglich einrichten, denn ich kann nicht viel geben.

Am dritten Tage stellten die Landräthe sich wieder auf dem Schlosse ein, und von Nüßler war abermals der Sprecher. »Wir überreichen Ew. Majestät den anbefohlnen Aufsatz, welcher nur das allernöthigste enthält, dessen die Kreise bedürfen. Es betrifft auch nur die Stände, welche Kontribution geben, der Adel und andre arme Leute, die von den Russen rein ausgeplündert worden, sind nicht mit in dem Aufsatz begriffen; es hat aber der Adel durch den Krieg und durch die Plünderung sehr viel gelitten.«

D. K. Welche Edelleute hat Er in seinem Kreise?

Von Nüßler nannte sie, und setzte hinzu, daß und wie er als Landrath am meisten gelitten habe.

D. K. Ich kann nicht allen geben: hat Er aber arme Edelleute in seinem Kreise, die sich gar nicht helfen können, so will ich diesen etwas geben.

In dem niederbarnimschen Kreise waren solche arme Edelleute nicht, von Nüßler nannte aber einige im lebusischen Kreise, die ganz ruinirt wären, und foderte die Landräthe des teltowschen Kreises

auf, dem König mehrere zu nennen. Der König schenkte auch bald darauf den ärmsten von Adel, 8000, 6000, 4000 Thaler u. s. w.

Folgender Auszug aus dem eigenhändigen Schreiben des verstorbenen Etatsministers v. Derschau an den Geheimen Finanzrath von Brenkenhof betrifft die Unterredung des Königs mit seinen Etatsministern zu Potsdam im Jahr 1770 den 1sten Juni.

«Der König ließ sämmtliche Minister des Generaldirektoriums auf den heutigen Tag nach Potsdam berufen, um mit ihnen die jährlich gewöhnliche Untersuchung über den Zustand der Domainen und Finanzen in seinen Staaten mit landesväterlicher Sorgfalt zu übersehen. Als wir zu Potsdam anlangten, erfuhren wir, daß der König den folgenden Tag sich nach dem neuen Palais begeben würde; dies geschah auch, und wir verfügten uns dahin. Se. Majestät empfingen uns mit einer sehr gnädigen Miene und sagten: Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsre Haushaltung zu untersuchen. Nachdem wir ihm versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort, und erzählte uns, daß er das Oderbruch, welches in diesem Jahre stark durch Überschwemmungen gelitten, selbst

gesehen, aber den angeblich großen Schaden lange nicht wirklich so gefunden hätte, als man ihm solchen geschildert habe. Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich scheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen; sie pflege bald darauf, und oft schnell, vieles wieder gut zu machen, was sie verdorben habe. Bei Freienwalde wären nur ein Paar kleine Durchbrüche, 25 Häuser etwas beschädigt, und der ganze Verlust der Eigenthümer würde wol nicht mehr, als etliche verlorne Fuder Heu betragen, und allenfalls die Saat verdorben sein. — Der König sagte sodann: daß Sie mir also für Remißionen und Vergütungen so große Summen in Anschlag gebracht haben, finde ich nicht nöthig. Inzwischen habe ich 60,000 Thaler angewiesen. Der Etatsminister von Hagen kann, wenn sich das Wasser verlaufen hat, selbst hingehen und alles näher untersuchen. Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht bergen, welche ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruche nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Obertslieutenant Petri wieder eine neue und scharfe Ordre geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird, oder er mag sich hüten.«

»Hierauf nahmen Se. Majestät das Verzeichniß der anzuweisenden Gelder, und äußerten, wie Sie

1) Die Gelder zur Retablirung des Oderbruchs schon angewiesen hätten.

2) Wollten Dieselben auch gern die 13000 Thaler zu der neuen plauenschen Schleuse bezahlen;

3) Ferner die Kosten für die Kuirassierpferdeställe zu Kyritz, die Baugelder für Belgard, und für das Hospital und Waisenhaus übernehmen; denn diese Ausgaben wären so nöthig als nützlich.

4) Die Kosten, welche zum rügenwalder und kolbergischen Hafen erfoderlich wären, überliessen Sie dem Generaldirektorium.»

«Als dies geschehen war, sahen Se. Majestät die Generaletats von der General-Domainen- und General-Kriegs-Kasse mit scharfem Blick durch, und unterzeichneten solche sämmtlich. Sodann öffneten Dieselben Dero Mappe, zogen ein Papier heraus, und lasen uns die ansehnlichen Summen ab, welche Sie für dies Jahr bestimmt hätten, um Dero Staaten, so viel es möglich gewesen, zu unterstützen. Unter diesen Summen zeichneten sich besonders 300,000 Thaler für den Adel der Provinz Pommern, 20,000 Thaler für die Provinz Hohenstein, und 30,000 Thaler auf Abschlag des gemachten Plans zur Retablirung der kurmärkischen Städte aus.»

«Bei der ersten Post sagte der König: Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viel wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hier und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders da es mir itzt viel Freude macht, daß er anfängt, gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden.»

«Wir äußerten dagegen, daß wir Sr. Majestät landesväterliche Absichten höchst verehrten, davon lebhaft durchdrungen wären, und solche, so viel an uns wäre, wirksam machen wollten. Hierauf nahm der König die vorliegenden Papiere zusammen, und begab sich in ein andres Zimmer, befahl uns aber zu warten. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder, und führte uns durch die prächtigen Zimmer des neuen Palais nach dem Tafelzimmer.»

«Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedene Materien, und sagte unter andern:

daß er es gern sähe, wenn seine Unterthanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten unternähmen, und anwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mit zurückbrächten. Während seiner letztern Anwesenheit in Pommern habe er den Amtmann Sydow zu Kolbatz gesehen, welcher nebst seinem Sohne in England gewesen wäre, und daselbst die englische Wirthschaft erlernt hätte. Sie verständen es, den Bau des Turnips und der Luzerne zu befördern, und es wären damit in Pommern bereits sehr gute Proben gemacht worden. Er wünsche, daß dies auch in der Kur- und Neumark geschehen möchte, und wir sollten uns mit diesen Leuten ja in Korrespondenz setzen, und den nöthigen Unterricht zu diesem Bau einschikken lassen, auch vernünftige Wirtschaftschreiber aus kurmärkischen Ämtern nach Kolbatz schicken, die nicht allein den Bau des Turnips und der Luzerne, sondern auch des Hopfenbaues, welchen uns Se. Majestät sehr angelegentlich empfahlen, lernen, und ihre gesammelten Begriffe wieder auf hiesige Ämter anwendbar machen könnten. Der Landmann habe in der

Mark noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erst den Anfang machen; wenn die Unterthanen dann sähen, daß es gut ginge, würden sie wol folgen. Sie glauben nicht, meine Herren, rief der König mit vieler Lebhaftigkeit aus, was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden es so gut als ich erfahren haben, wie viel Widerspruch man findet, wenn man auch die beste Absicht hat. Wir versicherten Se. Majestät, daß wir leider solche Erfahrungen gemacht hätten, uns aber dadurch nicht abschrecken ließen, mit aller Nachsicht und Geduld die Unterthanen auf Wege zu ihrem Besten zu leiten, und auch bereits hier und da manche gute Früchte sähen. Man müsse hoffen, daß die Zeit alles mehr und mehr verbessern werde. »Das »wünsche und will ich,« sagte darauf der König, und fuhr sodann weiter fort: «Ich habe bemerkt, «daß noch viele sechsjährige Ländereien mit Korn «besäet werden, welches aber dem Landmann kaum «die Kosten einbringt. Besser wäre es, wenn diese «Ländereien mit nützlichen Futterkräutern zu künst-

lichen

»lichen Wiesen gemacht würden; dies könnte ein »wirkendes Mittel sein, die aller Viehweide so »sehr vorzuziehende Stallfütterung einzuführen, »wodurch der Acker mehr Dünger bekommt, und »der Ackerbau weit höher getrieben werden kann. »Ich will nicht einmal des Vortheils gedenken, »den diese Stallfütterung zum Nutzen des Melk»viehes hervorbringt.«

»Wir erwiederten hierauf Sr. Majestät, daß schon vor einigen Jahren in sämmtlichen Ämtern der Kurmark die sechsjährigen Ländereien abgeschafft und den Forsten zugelegt wären. Befänden sich aber dergleichen noch bei den Edelleuten und Bauern, so würden wir nicht unterlassen, sie in die beste Anwendung zu bringen.

»Ich finde auch,« sagte der König, »daß in »der Kurmark, deren Aufnahme mir sonderlich an»gelegen ist, noch viele sterile Sandfelder und san»dige Gegenden vorhanden sind. So habe ich z. »B. auf meiner letztern Rückreise über Freienwalde »nach Berlin, die Gegenden um Löwenberg, »Strausberg, Altlandsberg und Werneuchen so »beschaffen gefunden, und ich möchte gern, daß »man allen Fleiß anwende, diese Gegenden auf »die eine oder andre Art nutzbar zu machen. Ich »weiß, was der Eifer dabei thun kann, und was »an manchen Orten schon bewirkt worden ist.

«Auch die Urbarmachung der großen Mösche bei «Stendal scheint mir eine Hauptverbesserung zu «sein, auf die ich vorzüglich mit reflektire, um «davon den wüsten Stellen in Stendal etwas «zulegen zu können, damit sich zum Anbau desto «eher Leute finden; und überdies kann von dem «Übrigen dieser urbar gemachten Mösche noch eine «Kolonie oder Holländerei von Ausländern ange«legt werden. Diese nützliche Verbesserung muß «die erste Arbeit der neuen Deputation sein. Die «Bienenzucht und den Seidenbau muß man, so «viel als immer möglich, in Aufnahme zu bringen «suchen. Die Maulbeerbäume sind so vielfältig «angewachsen, daß man davon eine Menge Sei«denwürmer füttern kann, und es wird auch für «die Bienenzucht sehr gut sein, wenn in den Ge«genden, wo sie mit Nutzen betrieben werden «kann, die Beamten jährlich eine gewisse Anzahl «Stöcke anlegen müssen, von Jahr zu Jahr damit «fortfahren, und so auch in Absicht des Seiden«baues jährlich eine gewisse Anzahl Kokons gegen «baare Bezahlung in das Seidenmagazinablie«fern.»

«Auch erkundigten sich Se. Majestät nach den Urbarmachungen am Rhin und bei Sieversdorf, und nach der Ansetzung der Kolonisten daselbst. Wir antworteten: daß vor Kurzem die dazu er-

nannten Kommissarien sich zu Frisack mit den dortigen Interessenten vereinbart hätten; weil aber die dasigen Gegenden überschwemmt wären, so könnte man das Etablissement von wenigstens 100 Familien vor der Hand nicht ausführen, noch einen deutlichen Plan davon anfertigen, und man müsse den Abflauf des Wassers abwarten. Der König war damit zufrieden, und sagte bloß: das Wasser! das Wasser!«

»Alsdann eröffneten uns Se. Majestät Dero Willensmeinung wegen der Gärtner, welche hin und wieder angesetzt werden sollen, und wollten, daß solches vorzüglich um und bei Berlin, z. B. hinter dem Garten der Akademie und an dem Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebautes Sandland wäre, geschehen sollte: «Diese «Leute sollen aber,» sagte der König, «nicht kleine «Gärten haben, sondern man soll ihnen so viel «Land anweisen, daß jeder einen großen Garten; «besonders zur Pflanzung und Zucht von Obstbäu- «men bekommt, damit sie Obst zum Trocknen er- «halten und Gartenfrüchte ziehen können. Die «Bäume sollen ihnen gegeben werden; und sie «müssen schon tragbar sein. Das Gartenland wür- «den sie wol mit Straßenkoth aus Berlin, und «besonders mit dem Schlamm and der Erde aus

»dem zu räumenden faulen Graben düngen und »brauchbar machen können.«

»Wir zeigten dem König an, daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben dem Invalidenhause gegen den Wedding auf dem daselbst befindlichen, theils schon kultivirten, theils noch unangebauten, Sandlande anzusetzen. Se. Majestät mißbilligten dieses nicht, und erwiederten: »das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und »sandigen Plätze um Berlin herum bebauet werden, »und die Leute Land genug bekommen. Es sind »da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so »lassen kann; sie haben mich oft traurig gemacht, »wenn ich sie passiren mußte. Daß man das »trockne Obst noch immer aus Sachsen kauft, und, »wie man mir sagt, zum Bedürfniß kaufen muß, »ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, »besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und »bei den Ämtern allgemeiner zu machen; denn »das Geld muß man, so viel als immer möglich, »zu behalten suchen.«

»Weiter erkundigte sich der König nach dem Etablissement bei Mühlenbeck, den Revuekosten von diesem Jahre, und befahl, Leute auszumitteln, die Mergel aufsuchten, den man, wie Sie glaubten, bei Rüdersdorf finden müßte. Schließ-

lich erwähnten Se. Majestät verschiedenes vom schlesischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkolentransports, und dem Gebrauch dieser Kolen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien; auch sollte man die Kobaltbergwerke vorzüglich zu betreiben suchen, und im Winter sowol von dem was geschehen, als was noch geschehen sollte, Bericht abstatten.»

«Sie sehen, meine Herren,» sagte der König, «ich habe mich ein wenig vorbereitet, um Ihnen «das Nützliche und Nöthige für meine Hauptprovinzen anzuzeigen. Ich hoffe von Ihrer Sorgfalt «baldige Erfüllung meiner Erwartungen, und daß «Sie mir im künftigen Jahre manche angenehme «Anzeige machen werden. An meiner Unterstützung «soll es nie fehlen; aber Sie müssen mir auch «nicht die Quellen versiegen lassen, woraus es ge«schehen kann.» Wir versicherten Se. Majestät, daß alles Mögliche von uns angewandt werden sollte, um diese verehrungswürdigen landesväterlichen Absichten in die thätigste Wirksamkeit zu bringen. Hierauf gingen Se. Majestät nebst uns zur Tafel. Während des Speisens waren Dieselben besonders gnädig und munter, scherzten zum öftern, und entliessen uns darauf entzückt über diese gnädige königliche Aufnahme.»

Dies zeigt auch endlich folgender Auszug aus

der Anrede des Königs an die pommerschen Deputirten, den General Grafen v. Bork, Baron v. Lickstädt aus Hohenholz, Landrath von Winterfeld und Landrath v. Puttkammer, in Gegenwart des Präsidenten von Schöning im Jahr 1780. »Kommen Sie näher, meine Herren! Ich will mit Ihnen als Ihr bester Freund sprechen. Sie haben »bei mir um die Einführung einer Kreditsozietät »angehalten. Ich will Ihnen gern helfen, denn »ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und »man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; »denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in »Vertheidigung des Vaterlandes, sowol im Felde »als zu Hause, mit Gut und Blut beigestanden ha»ben, und ich müßte kein Mensch sein, oder kein »menschliches Herz haben, wenn ich Ihnen dafür »nicht meine Dankbarkeit beweisen wollte.«

(Der König redete dies mit einem ganz bezaubernden Affekte. Sein landesväterliches Herz war dabei so voll Empfindung, und mit den Deputirten so gerührt, daß er hier eine Pause machen mußte, um sich, wie es schien, wieder zu fassen, und den Deputirten gleichfalls Zeit dazu zu geben.)

»Allein Sie müssen mir zuvörderst einen Hy»pothekenschein aus dem Landbuche wegen Ihrer »Schulden beibringen, auch hiernächst aus allen

»Kreisen, wozu auch der lauenburgsche und bütow-
«sche gehört, schaffen, denn diese Kreise werden
«nunmehr mit zu Pommern gerechnet, und je
«mehr ihrer in diese Assoziation treten, desto besser
«ist es. Ich werde alsdann den Ministern von
«Carmer und von Görne auftragen, die Sache
«mit Ihnen zu reguliren. Es sind selbige bereits
«in Schlesien und der Mark zu diesem Geschäfte
«gebraucht worden, und folglich dabei routinirt.
«Sie müssen aber die Deputirten nach Berlin sen-
«den, und solche dazu wählen, die sowol von der
«Sache, als auch von den Umständen des Landes
«und der Kreise informirt sind.«

»Die Nutzbarkeit dieser Einrichtung ist im An-
«fange nicht sogleich merklich: allein in zwei bis
«drei Jahren wird sich selbige unfehlbar zu Ihrem
«Vortheil und Vergnügen offenbaren. Auch ich werde
«an meinem Theile alles anwenden, was die Sache
«erleichtern kann. An Gelde soll es nicht fehlen.
«Ich kann itzt zwar nicht viele hunderttausend
«Thaler dazu geben, weil allerlei Ausgaben in
«Kriegszeiten vorfallen, und besonders die vielen
«Wasserschäden mir vieles absorbiret haben. In
«Berlin allein liegen zwölf Tonnen Goldes, die
«nicht untergebracht werden können, und die man
«Ihnen gern geben wird, sobald nur Ihr Kredit-
«wesen in Ordnung gebracht ist. Sowol dem Ka-

»pitalisten, der sein Geld placiren will, als auch »Ihnen ist dadurch geholfen.«

»In Schlesien, wo der Adel durch den Krieg »ganz ruinirt war, habe ich selbigem durch diese »Einrichtung wieder aufgeholfen, und hernach auch »in der Mark. Im Anfange habe ich vielen Wi»derstand gefunden, weil Manche ein Hinderniß »dabei zu bemerken glaubten, ihre Güter nach »Gefallen verthun und das Ihrige durchbringen zu »können. Allein hat Jemand baares Geld, so kann »er solches nach Gefallen depensiren, und niemand »wird ihm durch diese Einrichtung daran hinder»lich sein. Aber in Ansehung der Güter vigilirt »nunmehr ein Landstand auf den andern, daß er »sein Gut nicht deteriorire oder gänzlich devastire; »und das ist nützlich; denn dadurch wird der Adel »konservirt, woran mir gar viel liegt, da mir der »Adel bei der Armee ganz unentbehrlich ist. Frei»lich dürfen und können sie nicht alle in Kriegs»dienste gehen, es müssen auch einige zu Hause »bleiben, um die Angelegenheiten ihrer Familie und »ihrer Verwandten zu besorgen. Ingleichen brauche »ich den Adel, um Präsidenten und Minister daraus »zu wählen. Und ich sehe niemals darauf, ob je»mand reich oder arm ist, wenn er nur Verdienste »hat. Alsdann kann ein Armer auch reich werden, »wie z. B. der von Tauenzien, der von Hause

»nichts gehabt, und zu einem Vermögen wenig»
»stens von 150,000 Thalern gelangt ist. Der se»
»lige Feldmarschall Schwerin hat mir mehr als
»einmal erzählt, wie ihn sein Vater von Hause
»nach Breslau geschickt, um sein Glück da zu ver»
»suchen, derselbe ihm nur einen Thaler und dabei
»eine Ohrfeige gegeben, mit dem Ausdruck: Die»
»ses leide von keinem weiter. Und in was
»für glückliche Umstände war dieser Mann nicht
»durch den Dienst gerathen? Viele sind auch durch
»gute Wirthschaft zu einem ansehnlichen Vermö»
»gen gekommen, wie besonders in Schlesien ge»
»schehen. Und in Pommern würde manches nach
»der schlesischen Methode mit Vortheil eingeführt
»werden können, besonders durch bessere Einrich»
»tung mit den Schäfereien und dem Viehstande.«

»Auch will ich gern fernerhin und jährlich, so
»lange ich lebe, dem Lande Meliorationsgelder ge»
»ben; und diejenigen, welche die für sie schon an»
»gesetzten Gelder noch nicht ausbezahlt erhalten
»haben, sollen sie noch bekommen: denn der Tod
»des v. Brenkenhof soll darin keine Änderung ma»
»chen. Ich lasse eine oder anderthalb Millionen
»mehr im Tresor, oder nicht, das ist gleichviel,
»und besser, wenn ich noch in meinem Leben Gu»
»tes damit stifte.«

Hierauf schienen Se. Majestät sich wegbege»

ben zu wollen, nahmen die Versicherung der allerunterthänigsten dankbarsten Verpflichtung, welche in ihrem ganzen Umfang auszudrücken, den Deputirten Worte fehlten, und ihre Bitte um Dero fernern Schutz höchst gnädig auf: womit diese Audienz, die über eine Stunde gedauert hatte, sich endigte.

Eines Tages unterhielt sich der König mit dem Mylord Marschall *) äußerst vertraut. Das Gespräch hatte die Schicksale der Menschen zum Gegenstande. „Gewiß Mylord!“ sagte der König, „das Loos, das mich traf, König zu sein, ist nicht „das angenehmste und beste. Die meisten Men„schen lassen sich das Äußerliche dieser Würde „blenden; allein, sehen Sie — was habe ich von „meinem ganzen Leben? muß ich nicht mehr ar„beiten, als irgend einer meiner Unterthanen? muß „ich nicht alle meine Handlungen so einrichten, daß „ich ihnen stets zu Diensten stehe, und das all„gemeine Beste zu erhalten suche? und bleibt mir „mehr übrig, als das, was viele unter ihnen mit „weit größerer Bequemlichkeit genießen können? — „Und das ist alles nicht hinlänglich, sie so zufrie-

*) S. 1. Th. S. 96. 169. u. a.

«den und glücklich zu machen, als ich wünsche. «Unter sich selbst verderben sie oft mehr, als ich «Gutes stiften kann; und die widrigen Folgen, die «daraus entstehen, werden größtentheils mir zuge«schrieben. Glauben Sie nur, Mylord, könnte ich «alle Menschen glücklich machen, so würde ich «meine Wünsche erreicht haben. Aber, wie viele «Hindernisse stellen sich mir immer entgegen, und «ich muß zufrieden sein, wenn ich nur hier und da «etwas Gutes hervorbringen kann, wo das Böse «das Übergewicht zu haben scheint.»

Im Jahre 1785 ward eine ähnliche Anekdote von dem Könige bekannt. Er sagte voll Rührung zu dem Bischof von Ermeland: Glauben Sie mir, wüßte ich Alles, könnte ich Alles selbst lesen, selbst beantworten; (aber ich bin nur ein einzelner Mensch!) meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein. — Der König wollte auch daher, daß Niemand von seinem Thron entfernt würde. Zu Potsdam ward jeder Bauer gefragt, ob er etwas beim Könige zu suchen habe? Man weiß, daß der König 4 Meilen weit Leute durch einen reitenden Jäger zurückholen ließ, die nicht erschienen waren, obgleich auf dem Rapport gestanden hatte: «Hat Verrichtungen bei Sr. Majestät.»

Kaum hatte der König die Regierung ange=

treten, so sagte er die merkwürdigen Worte, die auch sogleich öffentlich bekannt gemacht wurden: Ich will, daß künftig, wofern etwa mein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten meiner Lande zuwider scheinen möchte, alsdann dieses letztere jederzeit vor dem erstern den Vorzug behalten soll.

Die erste Wohlthat, welche er seinen Unterthanen erzeigte, war, daß er der großen Theurung des Getreides abhalf. Der harte Winter im Jahre 1740 hatte einen allgemeinen Kornmangel im Lande verursacht, und in verschiedenen Gegenden war schon eine Hungersnoth. Der König ließ daher nicht allein schleunig die verschlossenen Getreidemagazine öffnen, sondern hob auch die zweite Mahlmetze auf, und half auf diese Art dem Mangel bald ab. Im Juli 1740 ließ er aus Preußen 800,000 Scheffel Korn nach Pommern bringen, welche dort, der Scheffel für 20 Groschen, an die Nothleidenden verkauft wurden. Er ließ auch sogleich in allen Provinzen seines Staats Magazine errichten, um bei wohlfeilen Jahren Getreide aufzukaufen, und bei einfallender Theurung oder schlechten Ärnten es wieder um den Einkaufspreis verkaufen zu lassen. Man erinnere sich hier der traurigen Jahre 1770 und 1771, in welchen Fried-

richs Unterthanen nicht allein Brot hatten, sondern noch ihren Nachbaren abgeben konnten.

Hiervon zeugt auch folgende Kabinetsordre an den geheimen Finanzrath v. Brenkenhof vom 27sten März 1764. »Eure Bemühungen für die Wieder»herstellung meiner durch den Krieg verwüsteten »Länder, so wie die Aufhelfung meiner getreuen »Unterthanen, sind mir sehr angenehm gewesen, »und die Rechenschaft, welche Ihr mir davon ab»leget, beweiset vollkommen, daß Ihr keinen Fleiß »gesparet, um in dieser Absicht so viel als möglich »nützlich zu sein. Ich hoffe, daß mein guter Wille »und Eure Sorgfalt es schon dahin bringen wer»den, daß ich meinen Zweck erreiche, und das gut »machen kann, was meine Feinde Schaden gethan »haben. Ich empfehle Euch aber vor allem, be»ständig die größten Dürftigen vorzuziehen, und »die, so es weniger sind, so lange zu vertrösten, »bis ich auch ihnen helfen kann, wie solches mein »landesväterlicher aufrichtiger Wunsch ist. Meine »Kassen ertragen auf einmal keine großen Auslee»rungen. Man muß immer wissen, woher zu neh»men. Verbessern sich meine Einkünfte, so hat das »allgemeine Beste den zuverlässigsten Anspruch an »das, was ich erübrigen kann, und an meiner Auf»merksamkeit, dem Lande zu helfen, soll es nie er»mangeln.«

Dieser geheime Finanzrath v. Brenkenhof kam eigentlich auf folgende Art in preußische Dienste. Als der König zur Schlacht bei Rosbach marschirte, kam er durch das Dessauische, dessen Landesherr damals noch minorenn war. Er fand hier alles in so gutem Zustande, daß auch nicht einmal ein Zaunpfahl fehlte. Dies fiel dem Könige auf, denn in den umliegenden Gegenden waren überall Spuren von starken Verwüstungen. Der König fragte: woher diese gute Ordnung käme? — Krusemark und Seidlitz, die den dessauischen Kammer-Direktor v. Brenkenhof sehr gut kannten, versicherten: »der gute Zustand, in welchem der König das Land gefunden habe, sei einzig und allein diesem Manne zuzuschreiben, der vortreffliche Veranstaltungen getroffen und dadurch den Ruin des Landes immer abgewandt habe.« Ich will ihn kennen lernen, sagte der König, und Brenkenhof mußte zu ihm kommen. Wie geht es zu, fragte ihn Friedrich, daß das Fürstenthum sich so gut konservirt hat, da sich doch allenthalben die Folgen des Kriegs so deutlich zeigen? — Brenkenhof erwiederte: »er hätte zum Besten des Landes stets Magazine von Brotkorn, Heu, Stroh und Hartfutter unterhalten; wenn nun ein Besuch von feindlichen Truppen gekommen sei, habe er sich allezeit an

den Kommandeur gewandt, und ihm versprochen, alles Nöthige zu liefern. Dagegegen habe er sich aber ausgebeten, daß man keine Gewaltthätigkeiten brauchen möchte; denn sonst würde er die Bauern aufbieten, und die Marodeurs gefangen nehmen lassen. Dies letztere sei auch wirklich einigemal geschehen, und durch solche Maßregeln habe er das Verderben des Landes verhütet.« Der König sprach nun noch verschiedenes mit dem Kammerdirektor v. Brenkenhof, und war mit ihm sehr zufrieden. Da sich die Armee des Königs, wegen des übereilten Marsches, nicht hatte mit dem nöthigen Bedarf versehen können, so verlangte er, daß sie hier auf 3 Tage Vorrath haben sollte. Brenkenhof übernahm, obgleich allenthalben Mangel an Getreide und Fourage war, sogleich die Lieferungen, und erwarb sich dadurch die Gnade des Königs völlig.

Als nun zu Anfange des Jahres 1762 die Russen mit dem Könige Frieden schlossen, ließ er einen Jäger an Brenkenhof abgehen, und ihm seine Dienste anbieten. Dieser schlug sie anfangs aus; als aber ein zweiter Jäger kam, ging er nach Breslau. Hier sagte der König zu ihm: Höre Er, ich weiß, Er ist ein brauchbarer Mann, und ich will Ihn in meine Dienste nehmen; ich habe mit den Russen Frieden

gemacht, und dadurch Pommern und die Neumark wieder frei bekommen. Diese Provinzen haben stark gelitten, und es ist mir viel daran gelegen, ihnen wieder aufzuhelfen; ich werde Ihm dieses Geschäft übertragen. — «Ew. Majestät! erwiederte Brenkenhof, ich habe keine Kenntnisse von der Landesverfassung, und werde diesen Auftrag nicht ausführen können.» — Das thut Ihm nichts, versetzte der König: Er hat Kopf, und Er wird in Küstrin den Kriegsrath .... und in Stettin den Kriegsrath ... finden: dies sind Männer von Kenntnissen, und die werden Ihn unterstützen. Vornehmlich ist mir daran gelegen zu wissen, wie viel ich geben muß, um den Provinzen wieder zu helfen, und wenn ich meine Revenüen wieder haben kann. — Brenkenhof übernahm nun den Auftrag des Königs, da er nichts Wichtiges mehr dagegen einzuwenden hatte. Er ging nach Küstrin, und machte mit Unterstützung des nachmaligen Präsidenten v. Schöning, der damals Kriegs- und Domainenrath bei der neumärkischen Kammer war, so gute Einrichtungen, daß er nach 6 Monaten dem Könige alle Plane von den verlangten Nachrichten in Leipzig vorlegen konnte. Bei dieser Gelegenheit zeigte er große

Billigkeit gegen die Beamten. Er stellte keine Untersuchungen über das Vergangene an, die sehr weitläuftig geworden wären; sondern befragte die Beamten aufrichtig und offenherzig, was sie dem Könige zu geben gedächten, und welche Verbesserungen sie nöthig hätten? — Als der König die Plane durchsah, sagte er: Ist das auch alles so richtig, daß ich es für Wahrheit annehmen kann? — ich will meine Unterthanen nicht drücken, sondern nur das haben, was sie wirklich geben können. — Brenkenhof versicherte den König, daß alles auf das gewissenhafteste angefertigt und ausgemittelt wäre. Der König fragte weiter: wen hat Er dazu gebraucht, diese Ausarbeitungen zu machen? — Brenkenhof nannte ihm die Personen, und der König verlangte hierauf, sie zu sprechen. Da nun auch diese fest versicherten, daß die Untersuchungen mit der größten Genauigkeit vorgenommen worden wären, so unterschrieb er mit vergnügter Miene. Darauf unternahm Brenkenhof eine gleiche Arbeit in Pommern, und legte die Plane von diesen neuen Untersuchungen dem Könige im Jahr 1763 in Kolberg vor. Der König verließ sich dabei wieder nicht allein auf Brenkenhofs Wort, sondern untersuchte, ehe er unterzeichnete, mit dem Präsidenten von S..., in den er

besonderes Vertrauen setzte, alles auf das genaueste.

Bei der russischen Invasion zu Berlin im J. 1760 hatte der holländische Gesandte von Verelst vieles dazu beigetragen, daß der General Graf v. Tottleben seinen Truppen eine scharfe Mannszucht anbefehlen ließ, wodurch viel Unglück von der Stadt abgewandt wurde. Als der König dies erfahren hatte, dankte er dem edlen Manne in folgendem Schreiben aus dem Hauptquartier Jessen den 22sten Oktober 1760. «Obgleich ich nicht an»ders als durch das bloße Gerücht die Sorgfalt »und die guten Bemühungen vernommen habe, »welche Sie bei dem meine gute Stadt Berlin «letzthin betroffnem Unglück angewandt haben, um «den Einwohnern derselben beizustehen, und ihnen «die Härte und Grausamkeit zu erleichtern, welche «der Feind an ihnen auszuüben dachte; so kann «ich doch nicht unterlassen, Ihnen sofort deshalb »zu danken, und Ihnen zu bezeugen, wie sehr mich »die Gesinnungen der Menschlichkeit, welche Sie «auf eine so großmüthige Art an den Tag legten, »gerührt haben. Sein Sie versichert, daß ich die«selben nie vergessen und es bei allen sich darbie«tenden Gelegenheiten für meine Schuldigkeit hal»ten werde, Ihnen meine vollkommne und vorzüg»liche Hochachtung zu bezeigen.«

Seine Sorgfalt für die Verbesserung seiner Unterthanen suchte er auch durch die Gewöhnung derselben zum Fleiß zu äußern. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht folgende Kabinetsordre vom 10ten November 1783. «Es haben zwei Tischler aus Berlin, Namens Voigt und Dikowitz, bei mir sich beschwert, daß der dortige Magistrat sie wegen erbauter Buden zu einer Geldstrafe kondemnirt hat, um deren Erlassung sie gebeten haben. Ich habe auch diesem Gesuch bei den dabei obwaltenden Umständen deferiret, und die Ordre deshalb an die kurmärkische Kammer ergehen lassen. Bei dieser Gelegenheit aber habe ich Euch und dem gesammten Polizeidirektorium hierdurch zu erkennen geben wollen, wie ich durchaus nicht haben will, daß dort noch mehrere Buden gebaut werden sollen; indem solche nur Anlaß geben zum liederlichen Leben und zur Faulheit, denn die Leute darin sind den ganzen Tag müssig, und arbeiten gar nicht. Dagegen aber, wenn sie in ihren Häusern sind, so können sie ihre Arbeit hübsch verrichten und ihrer Wirthschaft ordentlich wahrnehmen, und die Sachen, die sie zu verkaufen haben, können sie dessenungeachtet, wenn die Zeit davon ist, an die dazu bestimmten Örter hinbringen, und da verkaufen. Ihr habt Euch also darnach stricte zu achten, und wohl darauf

»Achtung geben zu lassen, daß daselbst keine neuen »Buden weiter erbauet werden.«

Aus demselben Geiste floß auch folgende Kabinetsordre an das Generaldirektorium den 25sten Februar 1781. »Se königl. Majestät haben vernommen, daß dort ein Kerl mit wilden Thieren »gestern einpassirt ist, um solche für Geld sehen zu »lassen. Da nun dies Dero Intention ganz und »gar entgegen ist, und dergleichen Leute gar nicht »weiter hereingelassen, sondern an den Thoren »gleich abgewiesen und bedeutet werden sollen, »weiter zu gehen; denn das Volk zieht nur einen »Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht »sein, und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne »Anstand wieder fortgeschickt werden: So haben »Höchstdieselben das Nöthige an den Generallieut. »von Ramin bereits ergehen lassen, und lassen sol»ches auch Dero Generaldirektorium hierdurch be»kannt machen, um sich darnach zu achten, und »um auch seines Orts das hierunter Erfoderliche »zu veranlassen und zu besorgen.« —

Bei allen Gelegenheiten gab dieser vortreffliche König das Beispiel der Schonung, womit er seine Unterthanen behandelt und vor Bedrückung geschützt wissen wollte, und er sorgte daher für alle Arten von Erleichterung, welche die landesherrlichen Dienste nur gestatten. Folgende Stelle aus

dem Vorspannreglement, das vielleicht wenigen, außer denen, welche besonders dabei interessirt sind, bekannt geworden ist, wird dieses beweisen. «Die vorspannenden Unterthanen sollen nicht schuldig sein, weiter zu fahren, als ihre Station geht, auch nicht geschwinder, als in 2 Stunden 1½ teutsche Meile; auch sollen die Pferde nicht übertrieben und nicht mit Gepäck überladen werden, vielweniger soll dem Reisenden erlaubt sein, durch seine Bedienten fahren oder die Pferde schlagen zu lassen. Wenn der Reisende 12 Stunden später anlangt, als die Pferde für ihn bestellt sind, so brauchen diese nicht länger zu warten, sondern der Inhaber des Passes muß alsdann auf eigne Kosten sich weiter fortschaffen.» Welches fühlende Herz verkennt in dieser Verordnung den Vater seines Landes? Und wer bemerkt ihn nicht auch in folgender Kabinetsordre an das Generaldirektorium vom 22sten November 1743? «Se. königl. Majestät haben «verschiedentlich wahrgenommen, daß die Generalpächter oder Beamten in ihrem öfters sehr harten «und ungebührlichen Verfahren gegen die Unterthanen, und wenn diese darüber klagen müssen, «bei den Kammern mehr Gunst und Protektion «finden, als es recht und billig ist, worüber die «Unterthanen fast niemals, auch bei gegründeten

«Beschwerden Hülfe und Justice kriegen, sondern «der Willkür der Beamten so zu sagen gänzlich «Preis gegeben werden. Wie nun Höchstdieselben «der Meinung sind, daß dieses Übel hauptsächlich «von der Schuld der Departementsräthe herrührt, «als welche wegen ihres Eigennutzes den Beamten «durch die Finger sehen, und sie öfters gar ver«treten, wenn sie gleich überzeugt sind, daß den «Bauern hier oder da zu nahe geschiehet: So be«fehlen mehr Höchstgedachte Se. königl. Majestät «Dero Generaldirektorium nochmals allergnädigst, «diese Sache gründlich zu erwägen, und dergleichen «hinlängliche Mesures zu nehmen, daß die Kam«mern und insbesondere die Departementsräthe «alles Ernstes angehalten werden, in den vorkom«menden Streitigkeiten zwischen Beamten und Un«terthanen einem jeden wahres und unparteiliches «Recht ohne Ansehen der Person wiederfahren zu «lassen, und für die Konservation der letztern mit «mehrerm Eifer wie bisher zu sorgen.» *)

Bei Gelegenheit einer Revüe in Pommern sagte der König einst zu dem Präsidenten v. S..: Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Domainenpächter in Pommern sitzen auf den Ämtern, als wenn sie ihr Erbgut wären,

*) S. S. 28. f.

und meine Einkünfte verbessern sich dabei gar nicht. Sehe Er einmal: in der Kurmark habe ich von einigen Ämtern 6000 Thaler mehr an Pacht bekommen? Wie geht das zu? — S... zuckte die Achseln und erwiederte: «Aber, Ew. Majestät, haben die Leute auch wirklich nachgewiesen, daß sie dies Plus geben können, ohne die Ämter dagegen zu ruiniren? Sonst werden Ew. Majestät mehr Schaden als reellen Gewinn davon haben! In Pommern weiß man genau, was ein Pächter geben kann und geben muß, und man sieht nicht auf unbesonnene Mehrgebote, derenthalben sich die Pächter wieder an dem Amte schadlos zu halten suchen, und es ausmergeln.« Der König schwieg dazu; doch verwarf er deshalb die Mehrgebote bei den neuen Verpachtungen nicht, sondern hatte sie vielmehr gern; allein er wollte auch, daß sie von Verbesserungen in den Ämtern hergenommen werden sollten.

Daher wies auch der König Projekte, die auf Bedrückung seiner Unterthanen hinausliefen, jedesmal ab, besonders wenn ihm gegründete Vorstellungen dagegen gemacht wurden. Einst that ihm jemand den Vorschlag, daß er in den Provinzen Magazine anlegen möchte, wohin der Landmann die gewonnenen Kartoffeln bringen sollte. Aus die-

sen Vorrathshäusern sollten sie dann wieder verkauft, und zugleich Fabriken angelegt werden, in denen man Puder und Stärke aus diesen Produkten verfertigte. Der Plan versprach dem König großen Nutzen; da er ihn aber seinem Generaldirektorium zum gutachtlichen Berichte mittheilte, und dieses deutlich bewies, daß die Ausführung eines solchen Projekts allgemeinen Druck des Landmanns und der Armuth verursachen würde, so verwarf er es, und wollte nichts mehr davon wissen.

Der König hatte befohlen, daß die englischen Spinn- und Kratzmaschinen bei den inländischen Fabriken eingeführt werden sollten, damit die Waaren wohlfeiler würden. Als der königl. Minister Freiherr von Heiniz dem Könige anzeigte, daß etliche der reichsten Wollfabrikanten anfangen würden, diese Wollspinnmaschinen zu gebrauchen, so schrieb er eigenhändig darunter: Dies aber versteht sich nur von feinen Tüchern und Manchester, sonst würde durch Abbringung der Spinnerei die Armuth leiden. Nicht lange nachher schrieb der König: »Sodann ist auch gar nicht »meine Intention, daß diese Spinnmaschine allge»mein werde, und bei allen Kattun- und Zitz-, »auch andern solchen Fabriken eingeführt werden soll. »Es würde ja sonst eine sehr große Menge »Menschen, die bisher von dem Spinnen

»sich ernährt haben, außer Brot gesetzt »werden; das kann unmöglich angehen, »sondern ich meine lediglich nur unsre beiden Man»chesterfabriken, um denen mehr aufzuhelfen.« Auf die Anzeige des Staatsministers v. Werder, daß durch den Gebrauch der englischen Spinn- und Kratzmaschinen die Manchesterfabrik in den Stand gesetzt worden, mit den Engländern, wo nicht geringere, doch gleiche Preise zu halten, schrieb der König eigenhändig unter diesen Bericht: Das ist mir lieb. Denn bei Manufakturen kommt alles auf wohlfeilere oder gleiche Preise an.

Einige Bürger in Berlin waren über den Bau mißvergnügt, den der König mit ihren Häusern vornahm, und wagten es sogar, sich darüber bei ihm zu beschweren. Hierüber ward Friedrich sehr unzufrieden, und äußerte, daß er gar keine Bürgerhäuser mehr bauen lassen wollte, weil sich die Besitzer dieser Gnade unwerth machten. Daher beschlossen die Kaufleute Börsch, Teller und einige andre gut gesinnte Bürger in Berlin, den König zu bitten, daß er diesen für sie so nachtheiligen Entschluß gnädigst ändern möchte, damit nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden müßte. Sie erhielten folgende Kabinetsordre vom 15ten Oktober 1782 zur Antwort. »Die berlinische Bürger-

»schaft ist mit Sr. königl. Majestät ihr durch den
»Bau ihrer alten Häuser erwiesenen Wohlthaten
»niemals recht zufrieden gewesen, und die letztere
»Vorstellung und Beschwerden über die Dächer der
»am Gensd'armesmarkte erbauten neuen Häuser ist
»ein neuer Beweis, wie wenig viele den Werth
»Dero königl. Milde hierbei anerkennen. Indessen
»werden Höchstdieselben niemals die Schuldigen
»mit den Unschuldigen vermengen, und wollen sol-
»ches den 45 unterschriebenen Kaufleuten und an-
»dern Bürgern auf ihre Vorstellung vom 12ten zu
»ihrer Beruhigung hiermit nicht verhalten.«

Doch hätte der König alle diese Wohlthaten nicht erzeigen, und mit einem Worte — nicht so königlich regieren können, wenn nicht auch seine Ökonomie musterhaft gewesen wäre. Er war zu seiner Zeit der einzige Regent in Europa, der für seinen Staat eine reiche Schatzkammer hatte, die ihn bei einem ausbrechenden Kriege der Sorge überhob, woher die nöthigen Kosten dazu zu nehmen wären, die es auch unnöthig machte, von fremden Staaten Geld zu leihen, und die Unterthanen mit Kriegsauflagen zu belästigen. In Ansehung dieses Schatzes pflegte er zu sagen: der Staat ist reich, ich aber bin arm; und in

seinem Testamente schrieb er: mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staat.

Er war ferner ein so ordentlicher Ökonom, daß, wenn eine besondre Kasse keinen Vorrath mehr hatte, er dasjenige, was er aus derselben bezahlen lassen wollte, aufschob, bis sie wieder mit Vorrath versehen war, um nicht die Kassen zu vermischen. Als der Präsident von S.. nach dem Hubertsburger Frieden 1763 dem Könige vorschlug, Kolberg und die umliegenden Gegenden wieder herzustellen, so antwortete er ihm: Lasse Er das nur itzt sein, ich habe kein Geld. Habe Er aber ein Paar Jahre Geduld, dann werde ich soviel haben, daß ich es zum Fenster hinauswerfen kann, und dann will ich schon hergeben.

Sogar bis ins Einzelne seiner häuslichen Ökonomie drang dieser Größte der Könige! Die Besorgung seiner Gärten gehörte zu seinen häuslichen Lieblingsgeschäften. Sein Sanssouci war unter neun Hofgärtner vertheilt; diese mußten ihm jährlich die Anschläge von dem, was im folgenden Jahre darin auszubessern oder neu anzulegen sein möchte, vorlegen. Das sah er dann selbst nach; was ihm nicht gefiel, oder zu hoch angesetzt vorkam, strich er weg, und dann wies er die erfoderlichen Gelder an, die oft bis zehntausend

Thaler betrugen. Über diese hatte er die letzten zehn Jahre seines Lebens dem dasigen Kommissarius Loci die Aufsicht übergeben. Diesen Mann hatte er aus einer entfernten Provinz kommen lassen, damit er, den Grundsätzen des Königs gemäß, weder in noch bei Potsdam Verhältnisse oder Familienverbindungen hätte. Als dieser ihm einst vorstellte, wenn Se. Majestät eine ganz zuverlässige Verwaltung des Gartenwesens haben wollten, so würde es nöthig sein, einen eigenen Garten-Inspektor anzusetzen: so antwortete der König: »Es ist zwar nöthig, daß man diese Gärtner etwas beobachtet, denn sie sind sehr zu Depensen geneigt: inzwischen werde ich schon selbst auf sie Acht haben, und also bedarf es dergleichen Mann nicht. Dagegen habt Ihr darauf zu halten, daß die Gärtner mit dem Gelde gut wirthschaften. Ein dergleichen Mensch, als Ihr vorschlagt, ist nicht sogleich zu finden, und dann will er auch darnach salarirt sein.«

Dieser Kriegs- und Steuerrath mußte dem Könige jährlich eine kurze zusammengezogene Rechnung von allen neuen Revieren einreichen; er sah sie selbst genau durch, und dechargirte ihn gewöhnlich in sehr zufriednen Ausdrücken. Hier ist die letzte Decharge: »Ich habe die unter dem 13ten dies. von Euch eingereichte summarische Rechnung von hie-

»sigen Garten-Geldern pro 1786 erhalten, und »Euch hierdurch meine Zufriedenheit darüber be»kannt machen wollen.«

Von diesem ökonomischen Artikel wird man auf die andern seiner Küche, Kellerei ꝛc. schliessen können. Durch einen gewissen Vorfall mit einem seiner Küchenschreiber ward er in seinen letzten Lebensjahren bewogen, sogar die Küchenrechnung der Durchsicht der Oberrechenkammer, in die er immer viel Vertrauen setzte, zu unterwerfen.

In den Jahren 1771 und 1772 hatte der König den General von B.. mit dazu gebraucht, den Kordon in Polen zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit konnte dieser Mann für sich sorgen, und das that er auch. Allein, da er die Gastfreiheit liebte und gern gut leben mochte, so ging das erworbene Geld bald weg, und es blieb ihm wenig oder gar nichts davon übrig. Der König hielt einige Jahre nachher über sein Regiment Revüe, und sagte bei dieser Gelegenheit zu ihm: Nun, mein lieber B.., ich hoffe, er wird doch gespart haben, und sich nun ganz wohl befinden?— »Wahrhaftig, Ew. Majestät, antwortete der General, es ist alles wieder fort, und wenn nicht bald wieder in Polen ein Kordon gezogen wird, so weiß ich nicht, wie ich es machen werde, um meine Ausgaben zu bestreiten.—«Mein lieber B.., erwiederte

der König, indem er ihm sanft auf die Schulter klopfte: ein kluger Wirth säet und ärntet, aber er sieht auch dahin, daß er etwas auf den Winter behält, damit er nicht Noth leiden darf. Ich beklage Ihn.

17.

Friedrichs Verwaltung der Gerechtigkeit.

Die vornehmste landesherrliche Pflicht, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, erfüllte der König musterhaft. Er ließ zwei große Versuche anstellen, die Gesetze und das gerichtliche Verfahren zu verbessern, und suchte da, wo ihm Mängel und Fehler vorhanden zu sein schienen, durch seine unmittelbaren Befehle die Ursachen derselben ausfindig zu machen. Die erste Veranlassung, sich um die Justiz zu bekümmern, gaben ihm die Klagen, die nach dem dresdner Frieden von 1745 Offiziere und andre Personen unmittelbar bei ihm über den Gang ihrer Prozesse anbrachten. In diesen Zeitraum gehören folgende Kabinetsordern des Königs. An die wirklichen geheimen Etatsminister v. Cocceji, v. Broich und v. Arnim schrieb er den 14ten Januar 1745. »Es wird Euch in gutem Andenken »schweben, was für viele ernstliche Verordnungen

»und Einrichtungen wegen Verkürzung der landes-»verderblichen Prozesse in den vorigen Zeiten er-»gangen und gemacht worden. Wenn ich aber »noch zur Zeit keine Frucht davon verspüre, wol »aber mehr als zuviel erfahre, daß dessenunge-»achtet fast keine wahre Justiz im Lande mehr zu »finden, sondern dasselbe über die Protraktion »derselben zu seufzen Ursache habe; So befehle ich »Euch nochmals allergnädigst, diese mir so ange-»legene, als dem Lande sehr ersprießliche Sache »bei Eurer Obliegenheit zu dem ersten und ge-»nauesten Augenmerk zu machen, und dahin zu »sehen, daß bei den Justizkollegiis solche feste und »unveränderliche Einrichtung gemacht werde, da-»mit alle vorkommende Prozesse, nach Beschaffen-»heit der Sachen, sonder alle Weitläuftigkeiten »und Verzögerungen nach wahrem Rechte kurz »und in Jahresfrist abgethan und entschieden wer-»den mögen. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr wer-»det schon nach reiflicher Überlegung solche Mittel »ausfindig machen, welche zur Erreichung dieses »Zwecks erfoderlich sind.«

Die zweite ist an das Generaldirektorium vom 28sten Januar 1747. »Nachdem Sr. königl. »Majestät durch Dero Kapitain von der Garde, »von Uckermann, allerunterthänigst angezeigt wor-»den, daß die pommersche Kammer wegen eines

«zu seinem Gute Roggow gehörigen auf dem «wachlinschen Felde gelegenen, und von ihm und «seinen Vorfahren über neunzig Jahre besessenen «Buchhölzchens, ihn durch den Fiskum von Neuem «in Anspruch nehmen lassen; Höchstdieselben aber «unlängst vermittelst einer besondern Ordre positiv «erklärt haben, wie sie durchaus nicht wol«len, daß die Partikuliers von den Fis«kälen chikanirt und mit Prozessen fati«girt werden sollen: als befehlen Sie Dero «Generaldirektorium hiermit in Gnaden, nicht nur «gedachter pommerschen Kammer bekannt zu ma«chen, daß der wider den Kapitain v. Uckermann «wegen des quäst. Buchhölzchens erregte fiska«lische Prozeß gänzlich niedergeschlagen werden «solle, sondern auch sämmtlichen Kriegs- und Do«mainenkammern per circulare aufzugeben, daß «in Zukunft die von Adel und andre Par«tikuliers, wenn sie gewisse Fundos oder «Gerechtigkeiten, es haben solche Namen, «wie sie wollen, wirklich nutzen und be«sitzen, deshalb unter keinerlei Prätext «durch das Officium Fisci in Anspruch ge«nommen, vielmehr bei ihrer Possession «mit Nachdruck maintenirt und geschützt «werden sollen.»

Der König erkundigte sich nun bei dem Justizminister

minister Baron von Cocceji nach dem Grunde der oft wiederholten Klagen, und dieser schob die Schuld derselben auf die damalige Prozeßordnung, auf die Justizkollegien und auf die Mitglieder derselben, erklärte eine gänzliche Veränderung des Justizwesens für nothwendig, und erbot sich, zu derselben einen Entwurf zu machen, wenn der König es befehlen würde. Dem König gefielen seine Vorstellungen, und er trug ihm auf, einen Plan zu der Umschmelzung des Justizwesens zu machen, und ernannte ihn 1747 zum Großkanzler von Preußen und Haupte der Justiz in seinen Landen. Cocceji nannte das Landrecht, welches er nun für die preußischen Staaten unter des Königs Ansehen herausgab, Corpus juris Fridericianum, und es hatte vor dem ehemaligen justinianischen viele Vorzüge: auch die Prozeßordnung war sehr gut.

Im Jahre 1749 hatte das Oberappellazionsgericht fünfhundert und sechzig Prozesse geschlichtet, und der König bezeigte dem Großkanzler v. Cocceji darüber in folgendem Kabinetsschreiben vom 3ten Januar 1750 seine Zufriedenheit. «Es hat «mir eine wahre Freude gemacht, aus Eurem un«term 1sten d. M. an mich erstattetem Bericht zu «ersehen, daß durch die mit dem hiesigen Tribunal «anderweitig gemachte Einrichtung, und den bei «solchem eingeführten Justizplan der gute Succeß

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

»erhalten worden, daß bei solchem Kollegio gar »keine Prozesse, auch selbst von dem letztverwich»nem Jahre mehr übrig sind, sondern solche ins»gesammt auf eine rechtliche und solide Art abge»than worden. Ich erinnre mich der Erkenntlich»keit, welche ich Euch deshalb schuldig bin; den »sämmtlichen Membris erwähnten Tribunals aber »sollt Ihr meine vollkommne Zufriedenheit über »ihren bezeigten Fleiß und Geschicklichkeit durch ein »konvenables Kompliment von mir zu erkennen »geben, auch sie meiner Gnade und Protektion »versichern.«

Doch blieben Ungewißheit, Dunkelheit und Zankmaterie in Menge übrig, und der eigne Beförderer des Gesetzbuchs, der Herr v. Jariges, fing, als er nach Cocceji Tode Großkanzler ward, schon an, es durch Reskripte und Edikte gewaltig zu verändern, bis endlich unterm 26sten April 1781 ein königliches Patent die neue Prozeßordnung bestätigte.

Den zweiten großen Versuch zur Vervollkommnung der Rechtspflege machte der König in den letzten Jahren seiner Regierung durch den Großkanzler von Carmer, der eine Instruktionsart im Prozesse einführte, die ein tiefausgedachtes Mittel zur Abkürzung der Prozesse ist, und ihren Zweck gewiß erreicht, wenn diejenigen, welche die

Instruktion zu besorgen haben, arbeitsam, geduldig, und Männer von solcher Schärfe des Verstandes sind, daß sie den Geist der Vorschrift einsehen, ohne bloß bei der Form stehen zu bleiben. Auch erhielt der Großkanzler v. Carmer den Auftrag, unter dem Beistande sachverständiger Männer ein neues Gesetzbuch zu entwerfen. Die Entwürfe, so wie sie theilweise zu Stand kamen, wurden der öffentlichen freien Untersuchung philosophischer und praktischer Rechtsgelehrten, und aller Welt- und Menschenkenner vorgelegt, und man belohnte die vorzüglichsten Prüfungen und Anmerkungen, welche eingeschickt wurden. Aber Friedrich hatte nicht die Freude, die Vollendung dieses schönen Gebäudes zu erleben.

Bei einer Reise sprach der König einst mit einem Regierungspräsidenten umständlich über die Abkürzung und Beschleunigung der Prozesse, und fragte am Ende, wie viel Prozesse damals schwebten. Die Antwort war 480. Der König fragte ihn, wie viel Quadratmeilen und wie viel Einwohner die Provinz habe. Auf erhaltene Antwort dividirte er letztere mit 5 zu Familien, rechnete einige Minuten in Gedanken, und brachte heraus, daß 480 Prozesse viel zu viel, und höchstens nur 200 Prozesse gut gethan werden könnten. „Es müßten also, sagte er, die Prozesse sehr vermin-

dert werden, worauf der Präsident seine Aufmerksamkeit richten müsse. Aber eigentlich, setzte er hinzu, sollten es die Schulmeister thun; die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein.«

Ungeachtet dieser mittelbaren Bemühung für Recht und Gerechtigkeit ließ Friedrich sich selbst unmittelbar gern in alle und jede Gegenstände auch dieser landesherrlichen Regierungspflicht ein, um selbst zu erfahren, wie seine hohen und niedern Bedienten in der Besorgung derselben verfuhren. Einige Beispiele mögen dies bestätigen.

Bei des Königs letzter Reise nach Preußen (1784) hatte der dortige Präsident, Herr von Massow, eine gnädige und rührende Audienz. Der Hauptinhalt der Rede des Königs war folgender: »Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht, »und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. »Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius »in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er »ist, die andern zu ihren Rechten verhelfen. Ich »habe eine schwere Verantwortung auf mir; denn »ich muß nicht allein von allem Bösen, was ich

»thue, sondern auch von allem Guten, was ich »unterlasse, Rechenschaft geben: so auch Er. Er »muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehn der »Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder »Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, sonst sind »wir geschiedene Leute! — Hat Er Güter?« — Nein Ihro Majestät! — »Will Er welche kaufen?« — Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät. — »Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen!«

Eine Schuldnerin beschwerte sich im Kabinette, daß sie während des ihr bewilligten Indults Zinsen bezahlen sollte. Der König ertheilte ihr den 27sten Oktober 1772 folgende Resoluzion. »So »vieles Mitleiden Eure mir unterm 23sten d. M. »angezeigten Umstände erwecken, so wenig geht es »doch an, daß ich Euch gegen Eure Gläubiger auf »die nachgesuchte Art schützen kann. Der Euch »verwilligte Indult kann Euch zur Bezahlung der »völligen Interessen keinen Aufschub verschaffen. »Es führt vielmehr derselbe nach allen Rechten »die ausdrückliche Bedingung mit sich, daß dieselben ordentlich und zu gehöriger Zeit bezahlt werden müssen; und von dieser Verbindlichkeit könnt »Ihr weder von mir unmittelbar, noch von den »Gerichten entbunden werden. In dergleichen

«Rechtshändeln gilt kein Stand, keine «Geburt, kein Ansehen der Person.»

Gleich nach Antritt der Regierung des Königs beschwerte sich ein berlinischer Einwohner über erlittne Ungerechtigkeiten: «er sei ein Ausländer, habe von einem hiesigen Juden zur Betreibung seines Gewerbes 300 Rthlr. Vorschuß auf 6 Jahre zu 5 Prozent erhalten. Der Jude habe ihn bei den hiesigen Stadtgerichten, da er ihn nach Verlauf der 6 Jahre nicht sogleich habe bezahlen können, belangt, und es so weit gebracht, daß ihm alles genommen wäre, so daß er itzt ein ruinirter Mann sei, und mit seinen Kindern betteln müsse; er bäte also um königlichen Schutz und Gnade.» Der König ward hierüber höchst aufgebracht, und befahl sogleich, ihm die Akten darüber einzuhändigen. Es fand sich, daß der Jude dem Fremdling, der mit seiner Familie ganz arm in Berlin angekommen war, den Vorschuß gemacht, ihm auch eine Wohnung verschafft; daß aber dieser weder an Bezahlung der Interessen noch des Kapitals gedacht, sondern alles liederlich durchgebracht habe, so daß der Jude aus den gepfändeten Sachen kaum 80 Thaler erhalten hatte. Der König ließ den Fremdling nebst dem Juden zu sich kommen, und sagte zu letzterm: Hier hat Er, als ein ehrlicher Jude, noch 310 Thaler, weil Er

einem Menschen hat aufhelfen wollen, und sei Er immer ehrlich. Zu dem Ausländer aber: Da Er ein untreuer Haushalter gewesen ist, so verdiente Er noch obendrein nach Spandau gesetzt zu werden. Ich will Ihm aber bei Küstrin eine Kolonistenstelle anweisen lassen; daselbst bessere Er sich.

Besonders nahm sich Friedrich seiner geringen Unterthanen, die über erlittnes Unrecht klagten, gern an, weil er nicht ohne Grund glaubte, daß sie demselben leichter ausgesetzt wären, als die vornehmen. Er hat mehrmals in Kabinetsbefehlen gesagt, daß den geringsten Leuten eben so gut Justiz wiederfahren müsse und solle, als den vornehmsten; und wenn es der Angabe und seiner Meinung nach nicht, ja das Gegentheil geschah, so waren seine Kabinetsbefehle zu ihrem Schutze da. Als 1782 eine adelige Unterthanin sich darüber beschwerte, daß sie von dem Gerichtshalter durch Schläge gemißhandelt worden sei, schrieb er an den Rand der Klagschrift: »Man muß aus »keinen Lumpereien große Sachen machen, und »das arme Volk muß nicht unterdrückt werden, »und kein Mensch muß gegen sie tyrannisch ver»fahren.«

In demselben Jahre bekam das Justizdeparte-

ment des Staatsraths folgenden am 23sten April geschriebenen Kabinetsbefehl: »Bei seiner königl. »Majestät hat die Kossätentochter — nochmals sup»pliziret, daß derselben ihr väterlicher Hof, der »ihr vom Vater einmal zugesagt worden, ein»gegeben werden möchte. Ob nun wol nach den »ergangenen Erkenntnissen solches einmal nicht »mehr angehen kann; so finden Höchstdieselben »doch für billig, daß man sich ihrer weiter an»nimmt, und in so weit für sie sorgt, daß sie auf »eine andre Art untergebracht wird; und befehlen »demnach Dero Justizdepartement hierdurch in »Gnaden, nach Beschaffenheit der Umstände das »Weitere ihrentwegen zu veranlassen und zu be»sorgen. Denn sie muß doch ihrem Vater als »Kind was erwerben, und soll sie den Hof nicht »kriegen, so muß sie doch in die Stelle was an»ders kriegen.« In dem folgenden 1783sten Jahre wandte sie sich wieder an den König, und stellte vor, daß sie von der Herrschaft nicht nur aus dem väterlichen Kossätenhof vertrieben worden sei, sondern auch Schläge empfangen habe. Der König befahl dem Justizdepartement, daß es ihm davon Bericht abstatten solle. In diesem Berichte stand, die Schläge hingen mit dem Hofe nicht zusammen, sondern wären ihr wegen ihres groben Verhaltens gegeben, auch unbedeutend gewesen. Der

König schrieb aber an den Rand: »Schläge gehören nicht dazu, und ist dieses gar nicht nach meinen Verordnungen, und muß, der die gegeben hat, daher gestraft werden. Das ist Justiz. Sonst kann ein jeder arme Leute beleidigen.

Zu einer gewissen Zeit ward der König außerordentlich häufig mit Bittschriften bestürmt, die größtentheils Rechtsangelegenheiten betrafen. Ohne darüber ungnädig zu werden, scherzte er darüber bei der Tafel, und sagte zu den Anwesenden: Meine Herren, ich muß bald abbrechen, denn itzt gibt es bei mir viel zu thun; meine Unterthanen machen mich zu ihrem Advokaten; ich will es auch gern sein; inzwischen verlangen sie zu viel von mir, da sie wollen, daß ich alle ihre verlornen Prozesse gewinnen soll.

An einem Morgen ritt der König aus, und ein Schwarm von Supplikanten drängte sich, da er kaum das Pferd bestiegen hatte, um ihn her. Gebt eure Sachen nur ab, sagte er, ihr sollt alle Bescheid haben. Nun ritt er etwas weiter, bemerkte aber indessen einen alten Greis, der in einiger Entfernung stand, sich nicht hinzugedrängt hatte, und da er sah, daß der König nichts annahm, seine Supplik in die Tasche steckte,

und weiter gehen wollte. Dies machte den scharfsichtigen König aufmerksam. Er winkte dem Alten, und als er zu ihm gekommen war, sagte er: Wer seid ihr?

Der Greis. Ein Bauer aus Preußen.

D. K. Und was wollt Ihr denn?

D. G. Ew. Majestät, ich wollte Sie recht sehr bitten, daß Sie doch die Regie abschaffen möchten; die bringt uns alle ums Brot.

D. K. Was? was?

D. G. Ja, wenn Sie das nicht thun, Ew. Majestät, so ist's aus.

D. K. Warum nicht gar! Was hat Euch denn die Regie gethan?

D. G. Recht viel, Ew. Majestät; sie hat mir meinen Wagen und meine Pferde genommen, weil ich Kontrebande gefahren habe, ohne es zu wissen.

D. K. Das werdet Ihr wohl gewußt haben.

D. G. Wahr und wahrhaftig nicht; ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie kehren sich nicht daran! Mein Vieh ist doch nun fort, und wer mir mein Brot nimmt, nimmt mir das Leben.

D. K. Na, hört mal, das ist nur dummes Zeug, daß ich die Regie abschaffen soll; das versteht Ihr nicht: aber ich werde Eure Sache untersuchen lassen, und wenn Euch geholfen werden

kann, wird es geschehen; gebt nur Eure Sache an Steltern ab.

Der König befahl der Behörde, dem armen Mann alles wiederzugeben, und schrieb unter die deshalb erlassene Kabinetsordre: Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wornach man sich zu achten hat.

Einem Kontrebandier hatte man seinen Wagen mit Kartoffeln weggenommen, weil Säcke mit Kaffebohnen darunter verborgen gelegen hatten, und ihn ins Gefängniß geworfen. Er fand Gelegenheit, an den König zu schreiben, und demselben in den wehmüthigsten Ausdrücken vorzustellen, daß er kein grober Übertreter der königlichen Gesetze sei; die äußerste Noth, in der er mit seiner Frau und vielen Kindern bei mangelnder Nahrung stecke, habe ihn gezwungen, diesen Schritt zu thun, der ihn aber sehr gereue. Der König gab hierauf Befehl, diesen Menschen zu befreien, und ihm alles wieder zu geben, was man ihm genommen habe. Inzwischen waren Pferde, Wagen, Kartoffeln und Säcke bereits verkauft, und man wollte ihn deshalb mit Gelde abfinden. Er hatte aber Nachricht von des Königs Ordre erhalten, und wollte schlechterdings seine Sachen so wieder haben, als sie ihm genommen worden waren. Das

war nun nicht möglich, und deshalb berichtete man diesen Vorfall dem Könige, der darauf antwortete: Man müsse schon sehen, wie man sich mit dem Mann abfinde, er habe ihm einmal sein Wort gegeben, daß er das, was ihm genommen worden, wieder erhalten solle, und da er die Sache nach dem Wortverstande aufnähme, so könnte er ihn nicht tadeln, und man müsse ihn zu befriedigen suchen. Dies letztere geschah auch, doch so, daß man dem Manne alles auf das theuerste bezahlen mußte.

Bei einer magdeburgischen Revüe wurden dem König sehr viele Bittschriften überreicht, welche Beschwerden über die dortige Regierung enthielten; deshalb erhielt der Regierungs-Präsident von A.. Befehl, sich in des Königs Hauptquartier einzustellen. Von A.. erschien, und ward dem König sogleich gemeldet. Wer seid Ihr? rief ihm der König entgegen. — Der Präsident von A..; Ew. Majestät haben — So, seid Ihr der A..? Seid Ihr mit dem General von A.. verwandt? — Ja, Ew. Majestät. Das ist mein Bruder. — Das ist schön, das ist ein tüchtiger braver Mann. Aber wie kommt es denn, daß so viel Beschwerden wider Euch und wider die Regierung einlaufen?

Seht einmal dorthin: das sind lauter Klagen, welche die Leute an mich abgegeben haben. (Der König zeigte auf einen kleinen Tisch hin, auf welchem eine ungemein große Menge Bittschriften lag.) — »Ew. Majestät, die Unterthanen sind itzt unruhig, sie klagen ohne Ursache. Mit meinem Wissen und Willen wird Niemand gedrückt, und ich halte auch die Justizbedienten nach meinen Kräften zur unparteiischen Justizpflege an.« — Nun befahl der König dem Präsidenten, daß er ihm eine von den Bittschriften vorlesen, und darüber Auskunft geben sollte. Dies war nun eben so eine, die voll Anklagen gegen den Pr. v. A.. selbst war. Er vertheidigte sich aber so dagegen, daß der König ihn unterbrach, und zu ihm sagte: Ich halte Euch für einen rechtschaffnen Mann, Ihr seid so wie Euer Bruder: nehmt die Bittschriften alle zu Euch, und bescheidet die Supplikanten darauf. — Der Präsident ging mit leichtem Herzen fort, denn er hatte nichts anders vermuthet, als daß ihm der König seinen Abschied geben würde. Aber die Kraft seines Namens hatte auf den König schon gleich vortheilhaft gewirkt.

Am merkwürdigsten unter allen ist aber die Geschichte des Müllers Arnold, ein trauriger

Beweis, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann.

Der Gegenstand dieses in den Tagebüchern der preußischen Geschichte vom Jahre 1780 so berühmt gewordenen Prozesses bestand im Folgenden. Der Müller Arnold hatte eine an einem kleinen Fluße bei dem Dorfe Pommerzig unweit Züllichau liegende Mühle, welche die Krebsmühle genannt wird. Oberhalb seiner Mühle geht der Fluß durch das dem Landrath von Gersdorf zugehörige Gut Kay. Dieser fand vor einigen Jahren für gut, auf seinem Grund und Boden einen Karpfenteich an einem Orte, wo nach einer alten Urkunde schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war, auszugraben, und leitete zu dem Ende das Wasser aus dem gedachten Fluße in den Teich, doch so, daß das Wasser aus dem Teiche wieder in den Fluß hineinfloß. Der Müller Arnold behauptete, daß durch diesen angelegten Teich seiner Mühle das Wasser entzogen werde, so daß er deshalb nur sehr wenige Tage im Jahre mahlen könne. Er kam also auf den Einfall, seiner Herrschaft, welche aber nicht der Anleger des Teichs, der Landrath von Gersdorf, sondern der Graf von Schmettau auf Pommerzig war, die demselben von der Mühle jährlich zu entrichtende Roggenpacht unter dem Vorwande vorzuenthalten, daß seine

Mühle, seit der Zeit des von dem Herrn v. Gersdorf angelegten Teiches und des ihm dadurch entzogenen Wassers, nicht mehr so viel verdiene, daß davon die schuldige Roggenpacht entrichtet werden könne. Sein Grundherr, Graf von Schmettau, belangte ihn also vor seinem Justiziarius, dem Hoffiskal Schlöcker zu Züllichau; und dieser erkannte ihn für schuldig, die rückständige Roggenpacht an seine Herrschaft zu entrichten. Der Müller that solches nicht; die Mühle ward daher von dem Justiziarius öffentlich zum Verkauf ausgestellt, und an den Landrath v. Gersdorf, als Meistbietenden, verkauft. Nun schrie der Müller, oder vielmehr seine boshafte Frau, über angeblich erlittene Gewalt und Unrecht bei dem König, dem beide Eheleute noch vom siebenjährigen Kriege her persönlich bekannt waren, wo sie dem König, als er zur Zeit der Schlacht bei Zorndorf in der Neumark stand, zu Wegweisern gedient, und auch sonst Nachrichten von der russischen Armee gebracht hatten. Der König befahl der neumärkischen Regierung, die Sache zu untersuchen, und da er der Aussage des Müllers nicht ganz allein traute, so ließ er an einen Prediger in der Gegend schreiben, der ihm als ehemaliger Feldprediger persönlich bekannt war, er solle ihm gewissenhaft berichten, wie es mit dieser Sache beschaffen sei. Dessen Mei-

nung ging dahin: »daß der Müller wol allerdings durch den angelegten Teich einen Abbruch am Wasser, und folglich an seiner Nahrung leiden möchte.« Damit noch nicht zufrieden, trug der König den in der Nähe in Garnison stehenden Hrn. Obersten v. Heuking auf, ihm von der Beschaffenheit der Sache zu berichten, und dessen Bericht fiel auch vortheilhaft für den Müller aus. Die Regierung veranstaltete die Untersuchung durch einen Rath aus diesem Kollegium mit Zuziehung eines Wasserbauverständigen. Sie fanden bei der an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung, daß die arnoldische Mühle, ungeachtet des angelegten Teiches, noch Wasser genug zum Mahlen hatte; und ein andrer Müller, dessen Wassermühle auch unterwärts des von dem Herrn v. Gersdorf angelegten Teiches, jedoch noch vor der arnoldischen Mühle, mithin zwischen dem v. gersdorfischen Teiche und der arnoldischen Mühle liegt, sagte eidlich aus, daß er ungeachtet dieses angelegten Teiches noch hinlängliches Wasser bei seiner Mühle zu mahlen habe. Dies war auch nicht anders möglich, da ja das Wasser, was oberwärts aus dem Flusse in den Karpfenteich hineinläuft, unterwärts aus demselben wieder in den Fluß läuft, und mithin der arnoldischen sowol als der vorliegenden Mühle wirklich mitgetheilt wird. Die neumärkische Regierung

erkann-

erkannte daher die Beschwerde des Müllers Arnold, wegen angeblich entzogenen Wassers, für ungegründet.

Der Müller appellirte nun an das Kammergericht in Berlin, und der König glaubte durch die zwei übereinstimmenden Zeugniße eines Geistlichen und eines Offiziers überzeugt zu sein, die Klage der Müllerin sei gegründet, und versprach ihr auch, als sie ihm das erste Urtheil der neumärkischen Regierung selbst brachte, er wolle ihr gewiß zum Rechte helfen. Der König schrieb ans Kammergericht: »es sollte auf die Sache genau attendiren, und nach gesprochenem Urtheile ihm berichten.« Das Kammergericht beschleunigte das Urtheil, welches Mittwochs den 8ten Dezember gesprochen ward, und die Sentenz der neumärkischen Regierung bestätigte. Donnerstags den 9ten ging der Bericht an den König ab: «das Urtheil sei gesprochen, und die Akten ordnungsmäßig zur Eröffnung desselben an die Parteien nach Küstrin gesandt worden.» Man glaubt, daß es gut gewesen wäre, wenn das Kammergericht vor der Absendung der Akten und des Urtheils dem König berichtet, und den Inhalt des Urtheils beigelegt hätte. Aber der Verfasser des Berichts schien zu glauben, es sei dem Könige nur um Beschleunigung der Sache zu thun, und das Kollegium

müsse sich streng an die eingeführte Ordnung halten, nach der ein Justizkollegium nicht die Pflicht hat, ein Urtheil dem Landesherrn zu eröffnen, ehe es ordnungsmäßig publizirt ist. Sehr gut wäre es auch wol gewesen, wenn wenigstens dem Könige berichtet worden wäre: es sei für den Müller noch die dritte oder Revisionsinstanz offen, und daß derselbe deshalb in Küstrin das Nöthige nachsuchen müsse. Ohne Zweifel würde der König den Müller darnach beschieden haben, wenn er sich, wie zu vermuthen war, abermals beschwert hätte. Aber nach dem festgesetzten Prinzipium, besonders des damaligen Präsidenten des Kammergerichts, diese Sache ganz so gehen zu lassen, als ob der König gar nicht dazwischen gekommen wäre, ward auch hiervon nichts erwähnt. Der König war nun sehr ungehalten, da er Menschlichkeiten in dieser Sache zu entdecken glaubte, und schrieb den 10ten an den Minister von Dörnberg, als ersten Präsidenten des Kammergerichts: « Er wolle wissen, «wie das Urtheil laute.» Darauf ward ihm dasselbe geschickt. Sonnabends den 11ten, früh um 9 Uhr kam an den Großkanzler, Herrn v. Fürst, eine Kabinetsordre des Inhalts: «Er solle mit «den drei Kammergerichtsräthen, welche das Ur«theil in der Sache des Müllers Arnold mi-

»nutirt hätten, Nachmittags um 2 Uhr zum Kö»nig kommen.« *)

Der Großkanzler v. Fürst hatte schon seit einiger Zeit aus den Kabinetsordern des Königs abnehmen können, daß er würde abgesetzt werden, und er war, als er die gedachte Kabinetsordre empfing, sogleich überzeugt, es werde itzt geschehen. Man wußte schon seit dem vorigen Tage, an welchem der König das Urtheil erhalten, wie ungehalten er darüber war, daß der Müller verloren habe. Man machte sich also auf harte Äußerungen gefaßt, und einige Personen, die um den Großkanzler waren, riethen ihm, er möchte nicht persönlich zum Könige gehen, und sich lieber mit einer Krankheit entschuldigen. Aber mit wahrem

*) Wie der König auf die Idee gekommen ist, das Urtheil sei von drei Räthen gemacht worden, weiß man nicht. Die wahrscheinlichste Vermuthung ist folgende. Einige Jahre vorher, als der Etat von Westpreußen gemacht ward, kam die Justiz zu spät, und konnte daher nicht ganz die verlangten Einkünfte erhalten. Der Großkanzler von Fürst wollte bei jedem der damaligen Landvogteigerichte in dieser Provinz wenigstens einen Direktor und zwei Räthe haben, der König aber wollte nur zwei Personen akkordiren. Der Großkanzler stellte nun vor, es müßten drei sein, wegen des Falls, wenn die Stimmen gleich wären. Dies leuchtete dem Könige ein, und vermuthlich war er dadurch auf die Idee von drei urtheilsprechenden Räthen gekommen.

Edelmuthe sagte er: »Nein! ich will hinauf gehen, und alles über mich ergehen lassen. Ich kann sprechen, aber die Kammergerichtsräthe sind nicht gewohnt, mit dem Könige zu sprechen.« Nun war die Frage, welche Räthe zum König gehen sollten, da der zweite Senat des Kammergerichts, welcher das Urtheil gesprochen hatte, aus zehn oder elf Räthen bestand. Daher schickte der Großkanzler zu dem Herrn Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur, welcher nebst dem Referenten, Herrn. K. G. R. Ransleben, noch zwei Räthe, die Herren K. G. R. Friedel und Graun, wählte, weil doch einmal gewählt werden mußte.

Als sie zum König kamen, fanden sie ihn, vom Chiragra gepeinigt, auf dem Sofa liegen, im heftigsten Zorn, und den Geheimenkabinetsrath Stelter schon zum Schreiben sitzend. Der König fing sogleich an das unter Lit. A. folgende Protokoll zu diktiren. Er befahl den Räthen, die Fragen mit Ja und Nein zu beantworten. Diese versuchten zwar, etwas Wesentliches zur Erläuterung zu sprechen, konnten aber kaum einige abgebrochene Worte hervorbringen, weil ihnen der König gleich zu schweigen befahl. Es war also alles still, bis der König auf die Stelle kam, wo es heißt: »Aber was thut die küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der

Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Tribunal approbirt solches.« Bei dem Worte Tribunal (bei welchem der König das französische Wort Tribunal im Sinn hatte, welches überhaupt einen Gerichtshof bedeutet; da in Berlin das Oberappellazionskollegium, welches in der Revisionsinstanz spricht, besonders das Tribunal heißt) ergriff der Großkanzler die Gelegenheit zu sagen: »Ew. Majestät halten mir zu Gnaden, das Tribunal hat in dieser Sache noch nicht erkannt. Die Sache ist noch nicht zu Ende. Sie kann noch in der dritten Instanz eine andre Wendung bekommen.« Der König mochte vielleicht glauben, dies sei eine bloße Ausflucht, und sagte mit heftiger Stimme und funkelnden Augen zum Großkanzler: Reise Er den Augenblick! Ich brauche Ihn nicht mehr! Ich habe schon einen andern Großkanzler! Der Herr v. Fürst versuchte nochmals für die Räthe etwas zu sprechen, ward aber zur Thüre hinausgewiesen.

Als der König ausdiktirt hatte, sagte er zu den Räthen: Ihr könnt nun gehen! Sie gingen ins Vorzimmer. Da stand ein Adjutant, der sie höflich ersuchte, noch etwas zu warten. Nach wenig Augenblicken kam der König selbst an die Thür des Zimmers und sagte: Wartet noch! Darauf kam der Geheimekabinetsrath Stelter ins

Vorzimmer, sie nach ihren Namen zu fragen, denn vorher waren sie darnach nicht gefragt worden. Nun sagte er ihnen, sie möchten dem Adjutanten folgen. Derselbe führte sie zu einer Kutsche, welche vom Gouverneur, Hrn. v. Ramin, unters Schloßportal war bestellt worden, und ersuchte sie, hineinzusteigen. So fuhren sie nach dem damaligen Stadtgefängniß, der Kalandshof genannt, wohin auch die Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, und der v. schmettauische Justiziarius Schlöcker als Arrestanten gebracht wurden. Hier blieben sie bis zum 8ten Januar 1780 in einem elenden und ungesunden Behältnisse, in welchem der Salpeter von den Wänden tropfenweise häufig herunterfloß, von einem Unteroffizier und 3 gemeinen Soldaten genau bewacht.

Der König sandte nun den 11ten Dezember 1779 an den Justizminister, Freiherrn v. Zedlitz, einen kurzen Aufsatz, nach welchem die Untersuchung gegen die gefangenen Räthe gehalten, und die Sentenz pünktlich abgefaßt werden mußte. Der Minister reskribirte an den Kriminalsenat, der sein Gutachten nach Recht und Gewissen ertheilte. Aber der König verwarf dieses, und schrieb dem Minister vor, wie er das Urtheil sprechen solle. Dies zu thun, schlug der Minister dem König schlechterdings ab. Darauf schrieb ihm der König:

Weil Ihr denn nicht sprechen wollt, so will ich selbst sprechen. Und so verordnete er die Strafen und Schadensersetzungen, und befahl dem Minister, den Befehl ausfertigen zu lassen. Der Minister ließ ihn in der geheimen Staatskanzlei ausfertigen, kontrasignirte ihn aber nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, und war auch fest entschlossen, den Befehl nicht zu kontrasigniren, der König möchte auch über ihn verhängen, was er nur wollte. Der König unterschrieb den Befehl, und ließ ihn vollziehen, ohne zu verlangen, daß ihn der Minister kontrasigniren sollte. Dem Müller Arnold ward seine Mühle mit allem gehabten Verlust und Schaden von seinen Richtern bezahlt. Der Großkanzler von Fürst blieb kassirt, und der Graf von Finkenstein, Präsident in Küstrin, ward kassirt. Die neumärkischen Regierungsräthe und die Kammergerichtsräthe, bis auf den Regierungsrath (itzt Geheimenrath) Scheibler, und den Kammergerichtsrath (itzt Geheimen-Finanzrath) Ransleben, welche beide in ihren Relazionen vorgeschlagen hatten, „es würde gut sein, wenn die Lage des Flüßchens und der Mühle nochmals durch einen Wasserbauverständigen untersucht würden,“ wurden ihrer Dienste entsetzt und zu einem einjährigen Festungsarrest verdammt. Dem zu Folge wurden sie am 8ten Januar 1780 nach der Festung

Spandau gebracht, wo sie bis zum 8ten September desselben Jahres blieben, indem der König ihnen aus eigner Bewegung die übrige Zeit von dem festgesetzten einjährigen Arrest erließ.

Sobald es bekannt war, daß der Großkanzler v. Fürst seine Stelle verloren hatte, hatte Niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Zivil- und Militairstande, eine Kutsche, der nicht zu dem unglücklichen Großkanzler hinfuhr, um ihm sein Beileid über seine Absetzung zu bezeigen. Friedrich war auch von diesen unaufhörlichen Visitenprozessionen sehr genau unterrichtet, und sagte ganz gelassen: Mein Volk wirft mir Steine an den Kopf, und ich sorge doch unaufhörlich nur für mein Volk. Auch ward für die unglücklichen Räthe eine so reiche freiwillige Kollekte gesammelt, daß denselben bis zu ihrer anderweitigen Versorgung ihr Gehalt beständig ausgezahlt ward; und dies geschah ohne Ruhmsucht, bloß aus wahrer Theilnahme und aus wahrer Achtung gegen rechtschaffne Männer, die ohne ihre Schuld unglücklich geworden waren.

Nach dem Regierungsantritt des itzigen Königs suchte der kassirte neumärkische Regierungspräsident, Graf von Finkenstein, für sich und die damals unglücklich gewordenen Räthe die Publi-

kazion des Kriminalgutachtens in der Sache nach. Wie edel sich der König bei dieser Sache betrug, sieht man aus der Beilage sub Lit. E.

Folgende Aktenstücke dieser echten Darstellung der Sache werden gewiß jedem Leser sehr angenehm sein, um den Charakter des Königs zu entschuldigen, der bei allem guten Willen doch — irrte. Sub Lit. A ist das auf Befehl des Königs den öffentlichen Zeitungen eingerückte Protokoll, welches er selbst diktirte. Sub Lit. B der Auftrag des Königs an den Minister Freiherrn von Zedlitz zur Untersuchung wider die arretirten Räthe. Dieser reskribirte an das Kriminalkollegium, und dies erkannte sub Lit. C. Diese Sentenz sub C kassirte der König, und befahl sub Lit. D, wie sämmtliche in Arrest befindliche Räthe bestraft werden sollten. Der itzige König ertheilte sub Lit. E der Sentenz sub C die Rechtskraft, und erkannte sämmtliche kassirt gewesene Räthe für unschuldig.

Lit. A.

Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein! geantwortet worden. Ferner:

kann man einen Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat? Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein! beantwortet.

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, so lässet er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichts=Tribunal approbirt solches.

Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. königl. Majestät landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen; Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sei vornehm oder

gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehn der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht wiederfahren soll. Se. königl. Majestät werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der pommerziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln, und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. »Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowol ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz wiederfahren muß; indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person.« Darnach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. königl. Majestät zu thun kriegen.

«Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten «ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine «Diebsbande; vor der kann man sich hüten, aber «vor Schelmen, die den Mantel der Justiz ge«brauchen, um ihre üble Passions auszuführen, «vor denen kann sich kein Mensch hüten, die sind «ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der «Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestra«fung.»

Übrigens wird den Justizkollegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber dessenungeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste; erstlich: daß alle Prozesse schleunig geendigt werden; zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde; drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justizkammer kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Se. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justizkollegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowol der Präsident als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben.

Wonach sich also sämmtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben. Berlin den 11ten Dezember 1779.

Friedrich.

Lit. B.

Mein lieber Etatsminister v. Zedlitz. Da ich mich genöthiget gesehen, drei der hiesigen Kammergerichtsräthe, Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die küstrinsche Regierung, in Sachen des Müllers Arnold aus der pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drei Räthe die Kammergerichtssentenz minutirt haben, nach dem Kalandshof in Arrest bringen zu lassen: So gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Kriminalkollegii über diese drei Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Kassation und Festungsarrest erkannt wird, wobei auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschieht, Ihr sowol als das Kriminalkollegium es mit Mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg, und besteht darin: Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wasser-

mühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens 14 Tage im Frühjahr und im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird prätendirt: der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt sich die küstrinsche Justiz nicht, sondern sie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch.

Das ist höchst ungerecht, und deshalb nothwendig, daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Kriminalkollegium über schon gedachte Leute mit Rigueur erkennen soll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sei vornehm oder gering, prompte Gerechtigkeit wiederfahren, und nicht zum Faveur eines Größern gedrückt, sondern einem jeden ohne Unterschied des Standes und ohne alles Ansehen der Person eine unparteiische Justiz administrirt werden soll. Ich habe auch die Ordre gestellt, daß die vier ersten Räthe der küstrinschen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesetzt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiskus,

der an dieser Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hierher nach dem Kalandshof gebracht werden, damit das Kriminalkollegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Küstrin, nach Erfordern der Umstände, auch hierher bringen zu lassen hat.

Zugleich geht meine Intention auch dahin, daß das Kriminalgericht diesen Vorgang sämmtlichen Justizkollegiis in allen Provinzen bekannt machen und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach sich also jedermann richten kann.

Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räthe des Kammergerichts, so wie auch die von der küstrinschen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die arnoldische Mühle, so wie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die neumärkische Kammer zu taxiren, und den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist.

Übrigens ꝛc.

und soll hiernächst der von Gersdorf, der Behufs seiner Teiche dem Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehalten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigne Kosten zu erbauen, worauf er eben so viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt, oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle, so wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen.

Hiernach habt Ihr nun alles weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen.

Ich bin Euer wohl affektionirter König.

Berlin den 11ten Dezember 1779.

Friedrich.

Lit. C.

Allerdurchlauchtigster rc.

Ew. königl. Majestät haben durch das gnädigste Reskript vom 12ten dieses in Gefolge einer an Höchstdero Etatsminister den Freiherrn v. Zedlitz erlassenen allergnädigsten Kabinetsordre uns aufzutragen geruhet, wider die wegen der Prozeßsache des Müllers Arnold contra den Landrath von

von Gersdorf arretirten drei Kammergerichtsräthe Friedel, Ransleben und Graun, und die vier küstrinschen Regierungsräthe, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, ingleichen den bei der Sache mit vorkommenden fiskalischen Bedienten, den Hoffiskal und Advokat Schlöcker die Untersuchung schleunigst zu instruiren, und sodann unsern gutachtlichen Bericht darüber allerunterthänigst abzustatten. Die zur Untersuchung ernannten Kommissarii, die Kammergerichtsräthe Strasburg und Kühze, haben die Untersuchung den 19ten dieses geendigt und die Akten den 20sten eingereicht. Und hierauf haben wir uns insgesammt gemeinschaftlich aus den Akten informirt, die Sache nach Pflicht und Gewissen von allen Seiten gemeinschaftlich erwogen, und sogar diesen allerunterthänigsten gutachtlichen Bericht gemeinschaftlich abgefasset.

Was von der Sache zu urtheilen sei, wird sich von selbst ergeben, wenn wir Ew. königl. Majestät nach Pflicht und Wahrheit und mit der in gedachter allerhöchsten Kabinetsordre vorgeschriebenen gesetzmässigen Unparteilichkeit die Lage und den Zusammenhang der Sache aus den Akten dargelegt haben werden, in dem allerunterthänigsten Vertrauen, daß Ew. königl. Majestät bei etwa habenden Zweifel über die Richtigkeit unsrer An-

zeigen und Beurtheilung für uns die allerhöchste Gnade haben werden, in dieser, einen bereits durch zwei Instanzen getriebenen Civilprozeß betreffenden, Sache allenfalls das Sentiment und allerunterthänigste Gutachten Dero Geheimen Tribunals, oder jedes andern Landesjustizkollegii zu erfodern.

Es kommt bei der Sache auf die Erörterung dreier Hauptpunkte oder Fragen an:

1) In wie weit Ew. königl. Majestät die Sache den Akten gemäß, oder aktenwidrig angebracht sei?

2) Ob in den darin ergangenen Sentenzen eine wirkliche innre Ungerechtigkeit liege? und

3) Ob wider die Inkulpaten äußere Anzeigen von Parteilichkeit oder ungerechten und illegalen Verfahren vorhanden seien?

Ad 1. scheint nach demjenigen, so Ew. königl. Majestät davon bekannt werden zu lassen geruhet haben, Allerhöchstdenenselben die Sache in der Art und in dem Lichte vorgestellet zu sein:

Als wenn der Arnold ein Unterthan und Mühlenpächter des ꝛc. von Gersdorf gewesen sei; dieser einen ganz neuen Teich angelegt, ihm dadurch das zur Mühle nöthige Wasser wirklich entzogen, und sodann die Ungerechtigkeit gehabt hätte, dennoch den völligen Pacht von ihm zu

verlangen, und ihn endlich durch ungerechte Erkenntnisse aus der Mühle zu werfen.

Diese Einkleidung und Vorstellung der Sache hat, wie wir bekennen müssen, Ew. königl. Majestät sehr auffallend sein müssen. Allein die Akten stellen dieses alles in einer ganz andern Lage und Verbindung dar.

Der Arnold ist nie ein Unterthan oder Pächter des rc. von Gersdorf gewesen, sondern er besaß die Krebsmühle, welche auf Pommerzig unter dem Grafen von Schmettau liegt, eigenthümlich, und mußte an diesen einen jährlichen Erbzins entrichten. Mit diesem Erbzins war er schon anno 1773 in Rückstand. Der Graf von Schmettau, welcher ihn damals ausklagte, und dessen Kondemnation zur Zahlung rechtskräftig erhielt, hatte indeß bis anno 1777 noch immer Geduld und Nachsicht mit ihm.

In diesem Jahre aber klagte er auf die Exekution wegen der Rückstände, und die Mühle, welche der Arnold anno 1762 für 300 Rthlr. von seinem Vater erkauft hatte, wurde anno 1778 635 Rthlr. taxirt und für 600 Rthlr. öffentlich gerichtlich und in ganz gesetzmäßiger Form verkauft.

Der Prozeß wegen der Mühle und das an-

gebliche Herauswerfen aus derselben ist also eine ganz separate, bloß den Grafen von Schmettau, und gar nicht den rc. von Gersdorf angehende Sache.

Bis dahin war folglich der Arnold außer aller Verbindung mit dem rc. von Gersdorf, und hierdurch fällt zugleich ein Theil des gehäßigen Anstrichs weg, den die Sache sonst haben würde, wenn der rc. v. Gersdorf sein Gutsherr und Verpächter der Krebsmühle gewesen wäre.

Es ist aber ferner auch aktenwidrig, daß der qu. Teich des rc. von Gersdorf ganz neu angelegt sei.

Besage eines von diesem produzirten alten landesherrlich bestätigten Dokuments de anno 1566 hat dieser qu. Teich schon damals existirt, der rc. von Gersdorf hat ihn anno 1770 bloß gereinigt und retablirt, und bei solcher Gelegenheit zugleich aus seinen Brüchern durch gezogene Graben viel wildes Wasser in das Fließ geleitet.

Am allerauffallendsten aber ist das, wenn es Ew. königl. Majestät als eine erwiesene, gewisse und ausgemachte Sache vorgebracht worden ist: daß durch den besagten Teich der Mühle das ehedem gehabte Wasser entzogen worden sei, und daß es bei Entscheidung des Prozesses bloß und allein auf diesen Punkt ankomme.

Als der rc. Arnold über diesen Punkt mit seiner deshalb wider den Grafen von Schmettau angestellten Klage abgewiesen und allenfalls wider den Landrath von Gersdorf bei der neumärkischen Kammer zu klagen, angewiesen worden war; so kam der rc. Arnold unmittelbar bei Ew. königl. Majestät ein, und erhielt eine Kabinetsordre vom 22sten August c. a. *) an die Regierung, daß diese zusammen mit dem Obersten von Heucking die Beschwerden des Arnold mittelst eines Kommissarii aus ihren Mitteln recherchiren und abmachen sollte.

Bei den hierauf angestellten kommissarischen Verhandlungen wurde eine Besichtigung von dem gedachten Obersten und dem Regierungsrath Neumann, jedoch ohne alle Zuziehung von geschwornen Sachverständigen, angestellt, und die beiden Parteien vernommen: bei der zweiten nachher von dem rc. Neumann allein mit dem Teichinspektor Schadow vorgenommenen Besichtigung aber, auch die von beiden Theilen vorgeschlagenen Zeugen abgehöret.

Allein die Zeugen bekundeten lauter einzelne Umstände, und zwar von einzelnen Zeitpunkten. Sie konnten weder bestimmen, noch zuverlässig be-

*) Acta reg. fol. 1.

urtheilen, inwiefern der Teich oder andre Ursachen an einem etwanigen Wassermangel Schuld wären; und sie konnten also, besonders in einer Sache dieser Art, nicht sonderlich releviren, wo es allemal und lediglich auf Beobachtungen, Ausmessungen und Beurtheilung recht erfahrner und verpflichteter Wasserbauverständigen ankömmt.

Aus dieser Ursache und auf Ew. königl. Majestät fernere Kabinetsordre *) veranlaßte eben die Regierung die zweite Besichtigung unter Zuziehung des Teichinspektor Schadow, und dieser konkludirte in seinem Gutachten **) dahin: daß er zwar hinlängliches Wasser bei der Mühle damals vorgefunden, dennoch aber, nach den von ihm angenommenen Principiis, zur trocknen Zeit die Mühle kein Wasser haben könnte.

Dieses Gutachten, welches, ohne einmal den Umfang und die Tiefe des qu. Teiches zu messen, der Schadow abgegeben hatte, wurde, als die Regierung mit der Kammer darüber kommunizirte, von der letztern in einem Anschreiben vom 3ten Dezember c. ***) schon dadurch sehr geschwächt: daß die Kammer sich dahin ausließ, wie es ihr

*) Acta reg. fol. 24. **) Acta Comm. fol. 69. 71.
***) Acta reg. fol. 112.

schiene: daß der ꝛc. Schadow in seiner Berechnung einen Irrthum begangen und eine gewisse Maßzahl doppelt in Abrechnung gebracht hätte.

Das sonderbarste aber war: daß in einem, von dem Regierungsrath Neumann abgehaltenen und von dem ꝛc. Schadow mit unterschriebenen Protokoll *), der Schadow Bemerkungen gemacht und Principia angenommen hatte, welche seinem nachherigen Gutachten fast geradezu widersprachen.

Was aber den von dem Obersten v. Heucking inzwischen an Ew. königl. Majestät von seiner Kommission und Besichtigung erstatteten Bericht anlanget: so müssen wir zuvörderst allerunterthänigst pflichtmäßig wiederholen: daß seine Besichtigung ohne Zuziehung eines geschwornen Sach- und Wasserbauverständigen geschehen ist; mithin wenn die Sache unparteiisch angesehen wird, von derselben mit gar keiner Zuverlässigkeit geurtheilt und berichtet werden konnte; und dieses ist auch der rechtliche Grund gewesen, warum der Regierungsrath Neumann sich nicht hat entschließen können und dürfen, auf Verlangen des Obersten v. Heucking, von einer so gänzlich unzuverlässigen Besichtigung zusammen mit dem ꝛc. v. Heucking an Ew. königl. Majestät zu berichten.

---

*) Acta Comm. fol. 69.

Wenigstens gehet dahin ausdrücklich das über die Sache erfoderte Gutachten des bekannten Wasserbauverständigen, des Oberkonsistorial- und Oberbauraths Silberschlag *). Dieser spezifizirt eine Menge von Fehlern und Mängeln, sowol bei dem von Heuckingschen Besichtigungsbericht, als dem schadowschen Gutachten. Er hat bei dem erstern, nämlich bei dem ꝛc. von Heuckingschen Bericht, einige Widersprüche bemerkt, und in Aktis kommen außerdem noch manche erhebliche Umstände vor, die in dem v. Heuckingschen Bericht nicht angeführet worden; z. E. der Umstand: daß der ꝛc. von Gersdorf bei Etablirung des Teichs aus seinen Brüchern Graben gezogen, und dadurch das wilde Wasser hinwiederum in das Fließ geleitet hat;

daß nach eidlicher Aussage des oberhalb dem Teiche wohnenden Müllers bloß wegen der einige Jahre hinter einander gewesenen trocknen Sommer es überhaupt an hinlänglichem Wasser im Fließ gefehlet habe;

daß die arnoldische Mühle ganz verfallen gewesen, und sich viel Wasser durch das durchlöcherte Mühlenbett, ohne das Rad zu berühren, vergeblich verlaufen habe;

und daß der sogenannte Schneidemüller eidlich be-

*) Acta Inq. fol. 22. 74.

kannt: daß er in gewöhnlichen Jahren wenig gefeiert und seinen Pacht gemächlich entrichtet habe. Wie sich denn auch aus der Zeugen-Aussage ergibt, daß in den nassen Jahren 1770, 1772, wegen des hohen Unterwassers aus der Oder, welches das Mühlenrad gehemmet, der Arnold nicht habe mahlen können; und ferner: daß der qu. Teich seit seiner Etablirung 5 Jahre abgelassen und nicht mit Fischen besetzt gewesen sei; folglich hiernach auf alle Fälle 4 bis 5 Jahre von der Entschädigungsforderung des rc. Arnold billig abgehen müßten, und was dergleichen Umstände mehr sind.

Überhaupt aber erklärt sich der rc. Silberschlag in Absicht beider Berichte sowol des rc. von Heuckingschen als des schadowschen, «daß die Frage: ob der rc. Arnold bei seiner Krebsmühle Mangel an Wasser gehabt, und ob dieser Mangel von dem qu. Teich hergerührt habe, noch mit gar keiner Zuverlässigkeit entschieden und ausgemittelt sei, sondern zu solchem Ende mit wiederholten zu verschiedenen Jahreszeiten angestellten Beobachtungen, Ausmessungen und Berechnungen ganz anders zu Werke gegangen werden müsse.»

Eben dieses itzt angeführte erhält durch die damit einstimmige Behauptung des wasserbauverständigen Kriegsrath Senff in seinem erst den 28sten huj. aus Züllichau uns zugekommenen Be-

richt von der auf Befehl der neumärkischen Kammer gehaltnen Besichtigung der Krebsmühle, noch mehr Gewicht. Denn er konkludirt gleichfalls ausdrücklich dahin; daß er von der Schädlichkeit des qu. Teiches noch gar nichts zuverlässiges bestimmen und solches nicht eher geschehen könne, als bis im Sommer wiederholte Versuche angestellt worden. Nur so viel ist unter andern von ihm bestimmt angemerkt worden:

daß, so wie auch die Zeugen bereits ausgesagt, durch den schlechten baulichen Zustand der Mühle sehr vieles Wasser unnütz verloren gegangen;

daß sehr oft, so wie itzt, das Grundwasser aus der Oder das Mahlen unmöglich mache, und endlich

daß der Teich allenfalls nur bloß bei trocknen Zeiten der Mühle etwas Wasser entziehen könne, dessen Beträchtlichkeit sich itzt nicht bestimmen ließe.

Es ist also hiernach offenbar: daß der Hauptgrund der Klage und Beschwerde des rc. Arnold noch bis diesen Augenblick weder erwiesen noch ausgemittelt ist.

Die letzte und endliche Beschwerde des rc. Arnold geht dahin: daß er durch ungerechte Erkenntnisse um seine Mühle gebracht worden sei, und

dieses gehört zum zweiten Gegenstand unsrer Erörterung.

Wir haben oben schon allerunterthänigst bemerkt: daß der Graf v. Schmettau den rc. Arnold zwar schon anno 1773 ausgeklagt, bis anno 1777 aber mit ihm, besage der Akten, Geduld und Nachsicht gehabt habe, ehe er seine Mühle anno 1778 zum Verkauf brachte.

Der rc. Arnold brauchte zwar schon hierbei den vorgeblichen Wassermangel zu einem Einwande; allein Erkenntnisse, die rechtskräftig worden, kondemnirten ihn aus den rechtlichen Gründen zur Zahlung, weil er nicht Pächter, sondern Eigenthümer der Mühle und der Graf von Schmettau an dem etablirten Teich nicht Schuld wäre; aus eben diesen Gründen wurde auch seine wider den Grafen v. Schmettau angestellte Klage, weil dieser die Anlegung des Karpfenteichs zugegeben hätte, durch zwei Instanzen abgewiesen, jedoch ihm nachgelassen *): den rc. von Gersdorf bei der neumärkischen Kammer deshalb in Anspruch zu nehmen; und da er statt dessen sich unmittelbar an Ew. königl. Majestät wandte, so wurde auf Allerhöchstdero Befehl die Sache schon gedachtermaßen kommissarisch verhandelt; worauf die besonders itzt

*) Vergl. pommerzigsche Unter-Gerichtsakten.

zu erörternden zwei Sentenzen, der Regierung und des Kammergerichts, erfolgten, welche wiederum den Arnold mit seiner Klage wider den ꝛc. von Gersdorf abwiesen.

Dieses war nun freilich auffallend, und es erwuchs eben daher der Anschein, als wenn dem Kommissario sowol als den beiden Kollegiis zur Last zu legen wäre: daß sie bei der vorstehend deduzirten Unvollständigkeit des Beweises, oder der fehlenden Ausmittelung des Wassermangels und der Schädlichkeit des Teiches, als worin der ꝛc. Arnold seine Klage hauptsächlich fundirte, nicht eine völlig genugthuende recherche und Ausmittelung deshalb veranlaßt, ehe sie definitive erkannten. Allein beide Kollegia, wie Relation und Sentenz ergeben, sahen die Sache aus einem Gesichtspunkte an, welcher die ganze Frage wegen des Wassermangels unnöthig und unerheblich machte.

In Ermangelung eines Landrechts, oder eines ausdrücklich darüber sprechenden Landesgesetzes nahmen beide Kollegia mit Beistimmung des allgemein anerkannten Naturrechts und einiger Gesetze aus dem gemeinen römischen Recht, worauf, wenn Landesgesetze fehlen, nach landesherrlichen Verordnungen zurückgegangen werden muß, ingleichen mit Beifall der berühmtesten Rechtslehrer, als einen richtigen Rechtssatz an: daß ein jeder

Eigenthümer oder Gutsherr auf seinem Grund und Boden nach Gefallen bauen und Anlagen machen, folglich auch das Wasser eines durch sein Gut strömenden Fließes nach Gefallen nutzen und anwenden könne, ohne sich an die Konvenienz seiner Nachbarn zu kehren; insofern nicht Landespolizeigesetze oder Verträge und Konventionen mit Nachbarn ihm Grenzen setzen.

Hier trat besonders der merkwürdige Umstand hinzu: daß der ꝛc. von Gersdorf ein von dem hochsel. Markgrafen Johann landesherrlich bestätigtes Dokument und Vertrag de anno 1566 produzirte, welches auch von dem Gegentheil rekognosziret wurde, und dadurch nachwies: daß schon die damaligen Besitzer von Pommerzig, die ꝛc. von Kalkreuth, seinen Vorfahren, denen von Gersdorf auf Kay, die Haltung des itzt quaest. Teiches und die freie Nutzung und Disposition über denselben zugestanden hätten, und darüber völlig übereingekommen wären.

Hiernach hielten also beide Kollegia nach reifer Überlegung der Sache dafür: daß im gegenwärtigen Fall die Anwendung des vorstehend angeführten Rechtssatzes um so mehr Statt finden mußte.

Wir haben schon gleich anfangs allerunterthänigst bemerkt, und müssen es hier noch näher wie-

derholen, daß wir als erster Senat des Kammergerichts in Civilprozessen nie anders, als in erster Instanz zu erkennen haben, mithin die Rechtmäßigkeit dieser Erkenntnisse zu beurtheilen nicht so sehr unsre Sache sei, daß sie nicht vielmehr für die oberste Instanz in Civilprozessen und etwa das Geheime Tribunal gehören sollte, welches dazu, weil es sein eigenes Geschäft ist, Erkenntnisse der untern Instanzen zu beurtheilen, unstreitig am schicklichsten sein würde.

Indessen vermögen wir doch immer so viel mit Überzeugung einzusehen, daß in den beiden itzt quaest. Sentenzen und deren Gründen nichts liege, was auch nur auf die entfernteste Art eine innere Ungerechtigkeit derselben oder einen Anschein von Parteilichkeit zu erkennen geben könnte.

Denn wenn man nach den natürlichsten Begriffen von der Sache diejenige nur eine ungerechte Sentenz nennen kann, welche wider klare und deutliche Gesetze anläuft, und aus Bewegungsgründen von Bestechung oder Menschenfurcht, Gunst und andern passionirten Absichten gegeben wird; so wird man gewiß keins dieser wesentlichen Requisiten im gegenwärtigen Fall antreffen. Von den letztern, nämlich unlautern Bewegursachen, findet sich, wie wir noch mit mehrern zeigen werden, nicht die geringste Spur. Und ersteres an-

langend, so läßt sich eine vorsetzliche ungerechte Beurtheilung bei Gründen, wie sie hier vorkommen, nicht gedenken.

Der obgedachte zum Grund gelegte Rechtssatz des Natur- und römischen Rechts, und das von dem :c. von Gersdorf produzirte Dokument macht solches unmöglich.

War es richtig, daß kein Landesgesetz und kein widriger Vertrag mit Nachbaren der natürlichen Freiheit und Befugniß des :c. von Gersdorf, seinen Grund und Boden nebst dem durchströmenden Fließ zu nutzen, Grenzen setzte, hatte er vielmehr das Dokument von 1566 als einen alten nachbarlichen Vertrag für sich, nach welchem ihm von den damaligen Besitzern von Pommerzig die Haltung, freie Nutzung und Disposition des eben itzt quaest. Teichs ausdrücklich zugestanden war, und befand er sich seit mehr als 200 Jahren in dem Besitz dieses landesherrlich bestätigten Rechts; so konnte ihm solches so wenig itzt als jemals rechtlich bestritten oder entzogen werden. Er gebrauchte sich nur seines Rechts, und nach den Naturrechten und Gesetzen gilt der Rechtssatz: Wer sich seines Rechts bedient, thut Niemanden Unrecht.

Zwar hat der :c. v. Heucking in seinem Bericht behaupten wollen: daß jenes alte Dokument dem

ꝛc. von Gersdorf eher entgegen stehe, als ihm vortheilhaft sei: allein man darf nur sothanes Dokument in seinem ganzen Zusammenhange mit Einsicht und aufmerksamer Unparteilichkeit lesen, um zu finden, daß darin wirklich von dem zugestandenen freien Gebrauch des Teichs, als Teichs, die Rede sei, und daß nur auf den Fall, wenn der ꝛc. von Gersdorf nach seiner Konvenienz ihn wüste oder unbewässert liegen ließe, wegen der Nutzung der Grasung in demselben etwas verabredet sei.

Den Inhalt dieses Dokuments muß sich auch der ꝛc. Arnold um so mehr gefallen lassen, da zugleich aus demselben sich abnehmen läßt, daß seine itzige Mühle schon anno 1566 existirt, und der pommerziger Herrschaft zugehöret habe, indem er hiernach demjenigen, was die damalige Herrschaft und Eigenthümer seiner Mühle wegen der quaest. Teiche verabredet habe, sich ebenfalls unterwerfen muß.

Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andre Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sei. Das wäre zu viel gesagt, und die fast täglich vorfallenden Mannigfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzen, die gleichwol alle mit Rechtsgründen sich unterstützen, würden solches widerlegen.

legen. Nur so viel glauben wir aus dem vordeduzirten gewissenhaft und mit Zuverlässigkeit folgern zu können, daß die Gründe der quaest. Sentenzen so beschaffen sind, daß sie nicht nur keine vorsetzliche Ungerechtigkeit enthalten oder beweisen, sondern auch allen Verdacht einer vorsetzlichen Ungerechtigkeit ausschliessen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem ꝛc. Arnold annoch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem ganz andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bei der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen: wer die Sache am besten getroffen habe, ob der letzte oder der vorige Richter; und anderntheils würde aus einem etwanigen reformatorischen Urtheile höchsten Falls nur so viel geschlossen werden können: daß der vorige Richter bei aller gehabten guten und redlichen Absicht dennoch die Sache nicht so richtig, als der letztere, penetrirt und beurtheilt habe.

Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menschlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden, und noch kein Gesetz, weder in den Ew. königl. Majestät gerechtestem Szepter unterworfnen Staaten, noch in gemeinen Rechten, hat jemals auf unvorsetzlichen Irrthum oder einen Fehler

der Einsicht eines sonst tüchtigen Richters Strafen bestimmt, sondern es sind bloß wegen Möglichkeit einer unrichtigen Einsicht, und um die Entscheidung wichtiger Sachen nicht auf die Meinung eines einzigen Richters oder Kollegii ankommen zu lassen, mehrere Instanzen angeordnet, damit die folgenden die etwanigen Fehler oder irrigen Beurtheilungen der erstern redressiren könnten.

Es fehlet ohnehin bei gegenwärtiger Sache an der zweiten wesentlichen Eigenschaft eines ungerechten Urtheils, nämlich, wie wir bei dem dritten Punkt zu erörtern haben, an allen unlautern Absichten und Bewegursachen.

Es ist ein in der Natur des Menschen gegründeter Rechtssatz, daß niemand ganz umsonst und vergebens böse sei, oder eine böse strafbare Handlung unternehme.

Die Vorstellung von der Gefahr, die mit einer bösen Handlung gemeiniglich verknüpft ist, oder von der möglichen übeln Folge derselben muß durch starke Gründe des Vortheils und Nutzens überwogen werden.

Dies ist aber hier der Fall gar nicht gewesen. Die sämmtlichen Inkulpaten sind, wie es notorisch ist, bisher in ihrem Amte unbescholtene Leute gewesen, auf die noch nie ein Verdacht oder eine Anschuldigung der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit

gekommen ist; und wenn Unwissenheit oder Mangel an Rechtskenntnissen ihr Fehler wäre, so würden sie zu den Ämtern gewiß nicht gelangt sein, die sie bisher bekleidet haben.

Es findet sich in den ganzen Akten wider sie nicht die geringste Spur von Bestechung, Kollusion, Menschenfurcht oder andern passionirten Absichten, und es hat sogar deshalb nicht das geringste wider sie angegeben werden mögen. Das Objekt des Prozesses, nämlich die eingeklagte Summe von etwa 700 bis 900 Rthlr. war nicht so beträchtlich, daß zu Bestechung zweier Landes-Kollegiorum etwas ansehnliches hätte angewandt werden können, und der Landrath von Gersdorf war der wichtige und furchtbare Mann nicht, daß zwei Landeskollegia en faveur seiner zu Begehung einer vorsetzlichen Ungerechtigkeit hätten übereinkommen, Pflicht und Gewissen vergessen, und mit Gefahr ihrer Ehre und ganzen Glücks, sich dem Zorn und der höchsten Ungnade Ew. königl. Majestät, welche sie nach Höchstdero weltgepriesenen Gerechtigkeitsliebe alsdann unausbleiblich zu erwarten hatten, aussetzen sollen.

Dieses wird durch das ganze Betragen der Inkulpaten bei dieser Sache, und so wie die Akten solches darstellen, noch mehr unterstützt. Denn so viel die drei arretirten Kammergerichtsräthe be-

trifft, so müssen wir zuvörderst allerunterthänigst bemerken: daß nicht diese drei Räthe allein die zweite Sentenz in der arnold-gersdorfischen Sache abgefaßt haben, so daß sie solche vorzüglich und allein zu verantworten hätten, sondern es haben der Kammergerichtspräsident von Rebeur, und die Kammergerichtsräthe Uhl, Kircheisen und Goslar gleichen Antheil daran *). Nach der bei den Landes-Justizkollegiis angeordneten Art des Verfahrens werden dergleichen in der Appellazionsinstanz einkommende Sachen gemeiniglich wie es die Reihe trifft, einem der Räthe zugeschrieben. Im gegenwärtigen Falle traf es den Kammergerichtsrath Ransleben, und hätte eben so gut auch einen andern treffen können, daß diese Sache ihm zugeschrieben wurde. Wegen des von Ew. königl. Majest. eingegangenen Beschleunigungsbefehls mußte er in einer Zeit von 24 Stunden aus den sehr weitläuftigen und voluminösen Akten sich informiren, und in dieser kurzen Zeit eine Relation von 6 Bogen ausarbeiten, die gleichwol nicht nur das aktenmäßige richtige Faktum und den Vorgang der Sache, sondern auch alles übrige Wesentliche enthält, was zu Beurtheilung der Sache nöthig und dienlich sein könnte. Er hat darin die beiderseiti-

*) Unt. Akt. fol. 9. S. 71.

gen Zeugenaussagen, so wenig sie auch in einer Sache dieser Art resolvirten, als bei welcher auf alle Fälle nur die Ausmittelung wahrer Sachverständigen entscheiden kann, sogar extrahiret und vorgetragen; der von Heuckingsche Bericht aber ist in pleno verlesen worden.

Er trug ferner alle bei der Sache vorkommende Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses, und der vorgegebnen Schädlichkeit des Teichs vor, und that mit einer ganz sichtbaren Unparteilichkeit alles, was zu richtiger Beurtheilung der Sache für die eine oder die andre Seite möglich und nöthig war. Er reichte hierauf des andern Tages seine Relazion mit den Akten ein: diese wurden wie gewöhnlich vor dem Präsidenten hingelegt, um bei den wichtigsten Punkten Zeugenaussagen, Dokumente oder dergleichen nachsehen und den Referenten kontrolliren zu können; und nach reiflicher Überlegung und Besprechung wurde nicht bloß von den drei arretirten Kammergerichtsräthen, sondern auch von den Mitanwesenden, dem Präsidenten von Rebeur, und den Kammergerichtsräthen Uhl, Kircheisen und Goslar einmüthig so konkludiret, wie die Sentenz es besaget; nämlich: daß bei dieser Sache bloß die durch die gemeinen Rechte in Verbindung mit dem oft erwähnten Dokumente de anno 1566 begrün-

dete Befugniß des ꝛc. von Gersdorf entscheide, und es folglich auf die Frage wegen des Wassermangels und vorgeblichen, aber unerwiesenen und unausgemittelten Schädlichkeit des quaest. Teichs nicht weiter ankomme. Worauf ebenfalls nach der Usance der Kammergerichtsrath Ransleben die Sentenz abfaßte, und diese nicht nur von den drei arretirten Räthen, sondern auch von dem Präsidenten und den drei andern vorbenannten Räthen unterschrieben wurde.

Nachdem wir vorhin schon ausgeführt haben: daß vorgedachtes Erkenntniß keinen Verdacht einer vorsetzlichen Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit an die Hand gebe, auch daß keine äußere Anzeigen der Ungerechtigkeit, als Bestechung, Kollusion ꝛc. vorhanden sind; so wird nunmehr sich von selbst ergeben: daß den drei arretirten Kammergerichtsräthen Friedel, Ransleben und Graun, so wenig als den übrigen vorbenannten Präsidenten und Gliedern des zweiten Senats, bei Einleitung und Beurtheilung der Sache etwas zur Last zu legen sei.

Eben dieses gilt auch, wie wir noch allerunterthänigst zeigen müssen, von den vier arretirten neumärkischen Regierungsräthen, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel.

Nach den arnoldischen Beschwerden zu urtheilen,

würde zwar vorzüglich dem Regierungsrath Neumann zur Last zu kommen scheinen: daß er, als Kommissarius, die Sache nicht hinlänglich eingeleitet und instruirt, und daß er nicht, bei den Mängeln des schadowschen Gutachtens, durch eine weitere und bessere Recherche durch bewährte Kunst- und Wasserbauverständige die Sache in ein mehreres Licht zu setzen gesucht, folglich durch diese Unterlassung beide Kollegia irre geführt habe.

Allein so wie die gedachten sämmtlichen vier Regierungsräthe insgesammt auf das höchste betheuern: daß sie in dieser Sache nicht anders, als nach Pflicht, Gewissen und Überzeugung gehandelt hätten *); also hat auch besonders der Regierungsrath Neumann sein ganzes Verfahren in Einleitung und Instruirung der Sache, als rechtlich und den damaligen Umständen angemessen, nachgewiesen, und unter andern unter Berufung auf den Regierungsreferendarius von Mühlheim, welcher der Kommission mit beigewohnt hat, zu seiner Vertheidigung angeführt **): daß der Oberste von Heucking nicht nur gleich vom Anfange an die Prävention und die Meinung geäußert habe, daß der Krebsmühle das Wasser entzogen sei, und die arnoldischen

*) Unters. Akt. fol. 27. f. fol. 29 b.

**) Unters. Akt. fol. 28. f.

Eheleute Recht hätten, sondern auch in dem Fortgange der Kommission und besonders zuletzt zu ihm selbst gesagt hätte, man müßte doch an Ew. kön. Majestät zum Besten der arnoldischen Eheleute berichten; denn Ew. königl. Majestät wollten diesen Leuten geholfen wissen, und im Gegentheil hätte man die größte Ungnade zu befürchten. Er hat ferner wegen des von dem rc. von Heucking bei der Kommission adhibirten Regimentsquartiermeisters und Auditeur Bech angeführt, daß derselbe nach der Versicherung des Sekretarii des rc. von Stosch auf Belzig, Namens Krummteich, ein Konsulent der arnoldischen Eheleute sei; daß derselbe auch bei der Kommission diesen Leuten fast sichtbarlich assistirt habe, vielleicht aus Feindschaft wider die Regierung, und besonders wider ihn, den rc. Neumann. Denn der Bech wäre, ehe er Auditeur geworden, Advokat zu Krossen und Justiziarius in dem Städtchen Sternberg gewesen, woselbst er theils wegen verschiedener Exzesse und Pflichtwidrigkeiten verschiedentlich und einmal mit 20 Rthlr. von der Regierung gestraft, theils ihm in einigen Sachen z. E. wegen der von dem rc. Bech intendirten Aufhebung des bettführerschen Fideikommisses, nicht gewillfahret worden. Der Regierungsrath Neumann hat sich dabei auf Akten bezogen, und diese von uns eingesehenen Akten rechtfertigen auch dasje-

nige, so er zur Bescheinigung der Animosität des rc. Bech gegen ihn und die Regierung angeführet hat.

Außerdem gehet aber auch noch aus den beiliegenden Akten der hiesigen Stadtgerichte hervor: daß der Bech hierselbst ehedem Untergerichts-Advokat gewesen, und mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast ausgetreten sei. Dieses müssen wir indessen dahin gestellt sein lassen; und wir haben es bloß kürzlich berührt, weil wir nach unsrer Pflicht nichts, so ein Inkulpat zu seiner Vertheidigung beibringt, übergehen dürfen.

Seine übrige Vertheidigung gründet der rc. Neumann in den Akten. Diese zeigen: daß er sowol bei der Kommission und Besichtigung mit dem rc. v. Heucking alles, was ihm damals ohne Sachverständige möglich gewesen, seinerseits gethan, als auch bei der zweiten, unter Zuziehung des Teichinspektoris Schadow vorgenommenen Besichtigung gehörig zu Werke gegangen sei. Eine fernerweitige Recherche aber wegen des vorgegebenen Wassermangels ist nach seinem Anführen theils wegen fehlender Wasserbauverständigen, theils wegen der befohlnen Beschleunigung der Sache nicht möglich gewesen, theils auch durch die Entscheidung der Regierung und die Art, wie selbige die Sache einsah und beurtheilte, unnöthig geworden. Denn

sobald von derselben durch die Mehrheit der Stimmen angenommen worden wäre: daß dem rc. von Gersdorf die vorhin deduzirte uneingeschränkte Befugniß zu Haltung des Teichs zukäme, so hätte es auf die Frage wegen des von dem rc. Arnold vorgegebenen Wassermangels und der Schädlichkeit des qu. Teichs, wie von selbst einleuchte, nicht mehr ankommen können.

Die Regierung selbst verfuhr übrigens bei dem Vortrage, Beurtheilung und Entscheidung der Sache völlig so, wie es gesetzlich erfoderlich ist, und wie wir vorhin in Absicht des Kammergerichts angemerkt haben, und nur der einzige Regierungsrath Scheibler, welcher daher auch wol auf alle Fälle gänzlich außer Verantwortung sein würde, war einer entgegengesetzten Meinung, dahin *): daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchiret werden müßte. Er konnte indessen die Mehrheit der Stimmen nicht verhindern, sondern mußte nachgeben.

Es läßt sich also auch in Absicht dieser vier Inkulpaten nichts Tadelhaftes oder Sträfliches vorfinden.

*) Unters. Akt. fol. 45.

So viel endlich den Hoffiskal und Advokat Schlöcker anlanget, so ist solches ein Mann von 60 Jahren, und anno 1774 Justiziarius des Grafen von Schmettau zu Pommerzig geworden. Er läugnet, den arnoldischen Eheleuten jemals in ihren prozessualischen Angelegenheiten bedient gewesen zu sein, sie hätten es zwar von ihm verlangt, er hätte es aber deklinirt, aus Achtung für den Grafen, den er als Hofmeister geführt habe.

Und eben so wenig will er auch jemals mit dem rc. von Gersdorf als Konsulent in Verbindung gewesen sein. In dem Prozeß des Grafen von Schmettau wider den Arnold, wegen des schuldigen Erbzinses, hat er jedoch das ganz rechtliche Erkenntniß gemacht, wodurch der Arnold zur Zahlung kondemnirt worden, und nachdem dieses rechtskräftig geworden war, hat er auf Ansuchen des Grafen von Schmettau die Mühle gerichtlich verkaufen müssen.

Hierbei sowol, als bei der nachherigen Exmission der arnoldischen Eheleute ist er, wie Akta zeigen, überall gesetzmäßig zu Werke gegangen, und der ihm von der Arnoldin gemachte Vorwurf, daß er sie auf einige Stunden ins Gefängniß geschickt, ist deswegen unerheblich, weil Akta zeigen, daß er solches wegen ihres unruhigen und unan-

ständigen Betragens in dem Lizitationstermin zu thun genöthiget gewesen.

Überhaupt kann man den Schlöcker einer Parteilichkeit bei dieser Sache um so weniger beschuldigen, da Akta *) beweisen, daß er selbst den Grafen v. Schmettau zu disponiren gesucht: daß derselbe von dem rc. Arnold, statt etlicher 100 Rthlr. Rückstand, 40 Rthlr. annehmen und damit zufrieden sein möchte. Übrigens ist er so wenig verdächtig, und noch weniger überführt, daß er sich dieser Untersuchung durch die Flucht habe entziehen wollen, daß vielmehr ein von ihm beigebrachtes Billet beweiset, daß er von selbst sich hier in Berlin hat sistiren wollen, und ganz allein, und von selbst sich zu dem Ende nach Frankfurt begeben hat, wo er, nach Anzeige seines Namens und vorhabender Reise nach Berlin, arretirt worden ist.

Unter diesen Umständen läßt sich also auch für den Inkulpaten nichts Gravirliches absehen.

Und hiermit haben wir nach Pflicht und Wahrheit Ew. königl. Majestät diese Sache aus den Akten allerunterthänigst vorgelegt; wir haben gewissenhaft gezeigt, daß die Sache Ew. königl. Majestät in einem falschen, oder wenigstens un-

*) Act. Commiss. fol. 80. b. Unters. Akt. fol. 82. b.

rechten und nicht in dem aktenmäßigen Lichte angebracht und vorgestellt worden sei; daß die arnoldischen Beschwerden und deren Hauptgrund, nämlich der Wassermangel und die Schädlichkeit des Teichs, unerwiesen und unausgemittelt ist; daß die quaest. zwei Sentenzen des Kammergerichts und der Regierung weder an und für sich ungerecht und parteiisch, noch die mindesten äusseren Anzeigen von Ungerechtigkeit, nämlich Bestechung, Kollusion rc. vorhanden sind; und daß endlich sowol die Einleitung als die Beurtheilung der Sache, so viel nach den Umständen und nach der Lage der Akten geschehen können, überall gesetz- und vorschriftsmäßig geschehen sei.

Unsre eifrigste Nachforschung in den Akten, ob nicht etwas Gravirliches oder Sträfliches wider die Inkulpaten zu entdecken sein möchte, um wider sie nach eben der Strenge der Gesetze antragen zu können, mit welcher unlängst unsre Anträge bei den Vergehen andrer Justizbedienten z. B. wider den Justizdirektor von Goddenthan, den Landvoigteidirektor von Göze, den Landvoigtei-Gerichtsrath Rhens und andre geschehen sind, ist vergeblich gewesen; und wir haben die Akten so nehmen müssen, wie sie sind.

Nach dieser Lage der Sache werden Ew. kön. Majestät schon Allerhöchst selbst und allergerechtest

zu ersehen geruhen, daß so wenig den drei Kammergerichtsräthen, Friedel, Ransleben und Graun, als den vier Regierungsräthen, Busch, Neumann, Scheibler und Bandel, wie auch dem Hoffiskal Schlöcker, ein Verbrechen oder etwas Sträfliches, am wenigsten aber dem rc. Scheibler, der auf alle Fälle völlig außer Schuld ist, zur Last zu legen sei; und daß, wenn ja eine durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche wir jedoch anzunehmen noch keinen Grund haben, in der dritten Prozeßinstanz, als die dieser Sache rechtlich noch offen ist, erfindlich sein sollte, Ew. königl. Majestät der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen geruhen werden.

Schließlich müssen wir unsre allerunterthänigste Bitte wiederholen, daß Ew. königl. Majestät im Fall habender Zweifel über die Richtigkeit unserer Anzeigen und Beurtheilung, diese mehrentheils einen Zivilprozeß betreffende Sache dem Geheimen Tribunal zufertigen zu lassen geruhen wollen; wobei wir zugleich allerunterthänigst anheimstellen: ob etwa auch dem Geheimen Tribunal aufzutragen sein möchte, in dem Arnold-von Gersdorfschen Civilprozeß selbst in dritter Instanz zu erkennen, und dadurch allenfalls in dem Zivilforo das Nöthige einzuleiten und fernerweit zu verfol-

gen; zumal auf alle Fälle die Sache noch gar nicht rechtskräftig entschieden ist, wenn nur der Sache der rechtliche Lauf gelassen wird; zu dessen Behuf auch der rc. von Gersdorf im Appellatorio schon eventuellement noch auf Abhörung vieler Zeugen und auf Besichtigung durch geschworne Wasserbauverständige provozirt hat.

Wir überlassen jedoch rc. und ersterben rc.

Ew. königl. Majestät

Erster und Kriminal Senat
des Kammergerichts.

Dieses gemeinschaftliche in pleno Collegio abgefaßte Gutachten wird hiermit überall approbirt, den 26sten Dezember 1779.

Keßler. Haag. Krüger. Friese. Strasburg. Kühze. Mayer. Rimpler. Rudolphi. von Benecken.

Lit. D.

Von Gottes Gnaden Friedrich König von Preußen rc. Unsern rc. Das von Euch wegen der in der Müller Arnoldischen Sache arretirten Justizbedienten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten ist von Unsrer höchsten Person selbst abgeändert worden, und verordnen Wir Höchstselbst: daß

1) der neumärkische Regierungsrath Scheib-

ler, welcher nach dem Gutachten des Kriminalkollegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen, und dahin votirt hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrestes entlassen, und auf seinen Posten nach Küstrin zurückgehen;

2) desgleichen auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bei der Sache sich alle Mühe gegeben, und alle vorkommende Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz sichtbaren Unparteilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen; dahingegen

3) die neumärkischen Regierungsräthe Busch, Bandel und Neumann, ferner die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, und der pommerziger Justiziarius Schlöcker sämmtlich kassiret, und jeder von ihnen überdies noch mit Einjährigem Festungsarrest belegt werden sollen.

Überdies müssen die Regierungs- und Kammergerichts-

gerichtsräthe, Busch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der pommerziger Justiziarius Schlöcker, den Werth der arnoldischen Mühle sowol, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursachet worden, nach der von der neumärkischen Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden.

Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungesäumt das weiter Nöthige zu verfügen habt: so lassen Wir Euch auch zugleich, die zu gedachter Justizbedienten Annahme erforderliche Ordre in das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin den 1sten Januar 1780.

Friedrich.

Eingegangen den 4ten Januar 1780. Abends 10 Uhr.

Dörnberg.

An den Ersten und Kriminal Senat.

Daß die neumärkischen Regierungs- und Kammergerichtsräthe, Busch, Neumann, Bandel, Friedel und Graun und der pommerziger Justiziarius

Schlöcker wegen der in der Müller Arnoldischen Sache gemachten Sentenz sämmtlich kassiret, und überdies ein jeder mit Einjährigem Festungsarrest belegt werden, und sie den Arnold gänzlich entschädigen; dahingegen der neumärkische Regierungsrath Scheibler, und der Kammergerichtsrath Ransleben gänzlich freigesprochen werden sollen. Auch sollen die kondemnirten Justizbedienten den Werth der arnoldischen Mühle sowol, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, nach der von der neumärkischen Kammer davon anzufertigenden Taxe aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, und daß der Müller Arnold solchergestalt völlig in integrum restituiret werden soll.

Lit. E.

Friedrich Wilhelm König ꝛc.

Unsern ꝛc. Wir haben auf das Gesuch des vormaligen neumärkischen Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein für gut befunden, eine nochmalige Revision der im Jahr 1779 wegen der bekannten Müller Arnoldischen Sache gegen die Kammergerichtsräthe Friedel und Graun, ingleichen gegen die neumärkischen Regierungsräthe, Neumann, Busch und Bandel, auch gegen den Hoffiskal Schlöcker verhandelten Untersuchungsakten

zu verfügen, und das darüber von dem Kriminal-Senat des Kammergerichts erstattete Gutachten Uns vorlegen zu lassen. Da Wir Uns nun daraus überzeugt haben, daß den benannten Justizbedienten nicht der geringste Verdacht einer in der arnoldischen Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteilichkeit oder irgend eines andern pflichtwidrigen Verhaltens zur Last falle, und also die zur damaligen Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folge eines Irrthums, wozu der ruhmwürdige Justizeifer Unsers in Gott ruhenden Onkels Majestät durch unvollständige, der wahren Lage der Sache nicht angemessene Berichte übel unterrichteter und präokkupirter Personen verleitet worden, anzusehen sind; So bestätigen Wir hierdurch den Inhalt besagten rechtlichen Gutachtens, in dessen Gefolge vorbenannte Justizbediente für unschuldig zu erklären, auch ihnen wegen Schaden und Kosten ihre Rechte vorzubehalten sind, und autorisiren Euch zugleich, diese Unsre Gesinnung nicht nur mehrbesagten Justizbedienten, sondern auch dem damals eben dieser Sache wegen dimittirten Regierungspräsidenten Grafen v. Finkenstein zu ihrer Konsolation und Rechtfertigung bekannt zu machen, auch denselben in Unserm allerhöchsten Namen anzudeuten, daß Wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in Unsre Dienste

treten wollen, darin auf eine konvenable Weise bei vorkommender Gelegenheit anderweit zu plaçiren, Uns geneigt finden lassen werden. Gegeben Berlin den 14ten November 1786.

Friedrich Wilhelm.

An
das Kammergericht.

Konfirmation
des von dem Kriminal Senat des
Kammergerichts in der arnoldischen
Sache erstatteten Gutachtens.

von Carmer.

Oft äußerte Friedrich, wie schon aus dieser Sache erhellt, gegen die Justizkollegien zu viel Härte, und bloß aus Verdacht, wenn manche rechthaberische und verwegene Menschen sich ohne Grund und Recht unmittelbar bei ihm über die Gerichtshöfe beschwerten. Doch sind aber auch Fälle vorhanden, wo er solche Gerichtshöfe selbst rechtfertigte. Hier ist ein Beispiel aus dem 1772sten Jahre.

Ein bösartiger geringer Mensch verklagte ein Landes-Justiz-Kollegium bald unmittelbar bei dem König, bald bei dem Justizministerium, ungeachtet seine Beschwerden mehr als hinlänglich untersucht

und rechtlich abgethan waren. Der König ward endlich verdrießlich über seine wiederholten Klagen, und befahl, daß ihm unmittelbarer Bericht von des Mannes Sache abgestattet werden solle, schrieb auch unter diesen Kabinetsbefehl eigenhändig: «Ich «werde der Herren Ihre Administration einmal «examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevat«terschaft gilt in dem Lande viel mehr als die Ju«stiz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist «nicht toll, aber 5 werden nicht mehr für gerade «angenommen werden: wer nicht gerade gehen «wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klop«fen.»

Der muthwillige Kläger fuhr fort, den König mit seinen Eingaben zu behelligen, und der König schickte wieder einen Kabinetsbefehl an das Landes-Justizkollegium ab, unter den er am 30sten September selbst schrieb: «Ich werde künftig Jahr hin«kommen, ich spreche alle Leute, und ich werde «nicht 5 gerade gehen lassen, und gnade Gott «demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Ju«stizsachen verfährt, quod bene notandum.» Das Landeskollegium sagte in seinem zwar demüthigen aber auch freimüthigen unmittelbaren Bericht an den König: «wir sehen nichts weiter für uns übrig, als uns allen von Ew. königl. Majestät zu treffenden höchsten Verfügungen wegen genauer Un-

tersuchung unsrer bisherigen Amtsverwaltung in der allertiefsten Devotion zu unterwerfen, in der fröhlichen Aussicht und beruhigenden Hofnung, daß die dadurch sich zu Tage legende Regelmäßigkeit unsrer schuldigen Dienstpflicht Ew. königl. Majestät Huld und Propension uns gnädigst versprochenermaßen wieder so sehr zuwenden wird, als wir es eine unsrer heiligsten Pflichten allemal werden sein lassen, in allerunterthänigster Treue und Devotion zu ersterben ꝛc.

Dieser Provinzialgerichtshof schickte auch die Akten nach Berlin, die genau untersucht wurden, da es sich denn fand, daß der Gerichtshof sich nicht des geringsten Verdachts entweder einer Nachläßsigkeit oder einer Partei'ichkeit schuldig gemacht habe. Dieses ward dem König berichtet, und er schrieb an den Gerichthof: «Sr. königl. Majestät «hat es zum gnädigsten Wohlgefallen gereicht, aus «dem Berichte des ꝛc. und dessen Beilagen des «mehrern zu ersehen, daß dessen Verfahren in der «d... Rechtssache überall pflichtmäßig und demsel«ben hierunter nichts zur Last zu legen sei. Höchst«dieselben haben demnach solches gedachtem Colle«gio zu seiner Beruhigung nicht allein zu erkennen «geben, sondern dasselbe zugleich hierdurch versi«chern wollen, daß dasselbe bei fernerer gleichmäß«siger treuer Beobachtung seiner Amtspflichten sich

«Dero höchsten Schutzes und Beifalls unveränder«lich zu getrösten haben werde.«

Ein andres Beispiel aus dem 1783sten Jahre ist nicht weniger erheblich. Der Kaufmann D. zu A. schrieb unmittelbar an den König, und beschwerte sich über ein Urtheil des Accisegerichts zu Berlin. Der König entrüstete sich über das Urtheil, und schrieb an seinen Staats- und Justizminister, Freiherrn von Zedlitz: «der Verfasser desselben soll kas«sirt sein.« Der Minister aber hatte den Muth, ihm vorzustellen, daß der Kläger die Umstände nicht richtig angegeben habe: da nun der König keinen ungehört verurtheilen werde, so bitte er, Se. Majestät möchten entweder durch Dero Großkanzler, oder durch wen es Ihnen sonst gefällig sei, untersuchen lassen, ob der Verfasser des Urthels einen Fehler begangen habe? Da schrieb der König die merkwürdigen Worte an den Rand: Recht, es muß nicht zu hart sein.

In Ansehung der Kriminaljustiz hat der König zwar die Todesstrafen auf wenigere Verbrechen eingeschränkt, als für welche sie ehedem in seinen Landen bestimmt waren, aber sie nicht ganz aufgehoben. Im Jahr 1743 schickte das Justizdepartement des Staatsraths folgende Vorstel-

lung an ihn ab: «Es haben bisher alle bei den Regierungen ausgesprochne Kriminalurtheile zur Konfirmation anher gesandt werden müssen. Hieraus ist diese Inkonvenienz entstanden, daß nicht allein die Inquisitionsprozesse dadurch verzögert worden, und die Inquisiten desto länger im Gefängniß sitzen müssen, sondern es werden auch die Strafkassen mit Kosten überhäuft, und die Unterthanen mit Wachen beschweret. Das General-Oberdirektorium ist nebst uns der unvorgreiflichen Meinung, daß die Einsendung der Kriminalurthel aus den Provinzen, da eine Lebensstrafe, Staubbesen, Landesverweisung und Festung erkannt wird, oder wo es auf eine Begnadigung ankomme, nicht Statt haben möchte. Es dependirt von Ew. königl. Majestät allergnädigsten Resolution, ob Dieselben diesen zur Beschleunigung der Inquisitionsprozesse, zur Konservation der Strafkassen und zur Verminderung der Kosten gereichenden Vorschlag zu agreiren geruhen wollen?» Der weise König aber beantwortete die Anfrage dem Großkanzler mündlich mit Nein! und setzte hinzu, sie sollen alle Kriminalurtheile einschicken, sonst können dabei allerlei Inkonvenienzen entstehen, und die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt werden.

Ein Bauer, Namens Havenbrook zu ..., hatte mit seinem Nachbar Mertens wegen eines Stück

Ackers einen Prozeß, der zum Vortheil des erstern ausfiel. Mertens war darüber äußerst aufgebracht, und aller gütlichen Warnung ungeachtet hütete er dennoch auf Havenbrooks Acker. Dieser schickte seinen 19jährigen Sohn hin, um den Mertens vom Acker zu treiben. Beide wurden handgemein, und Mertens bekam einen Schlag auf den Kopf, daß er den Abend darauf starb. Der junge Havenbrook ward hierauf in Verhaft genommen, und zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Als diese Sentenz dem Könige zur Bestätigung überschickt ward, schrieb er Folgendes darunter: »Seid »Ihr Richter, studirte und gelehrte Räthe, so sollt »Ihr Euch schämen, dergleichen Urtheil und Sen»tenz abzufassen. Ich will nach der Vernunft und »dem Rechte der Natur, daß Havenbrook geköpft »und sein Körper verscharrt werden soll.«

Der Etatsminister Freiherr von Zedlitz erhielt hingegen folgende am 23sten April 1776 unterschriebene Kabinetsordre. «Ich habe Bedenken ge«funden, das hierneben zurückerfolgende Todesur«theil wider den Brandstifter Döpel zu vollziehen. «Er sowol als der Mitschuldige Weiß werden als «noch junge Leute angegeben, und ich will daher, «daß derselbe ebenfalls mit der Todesstrafe ver«schont und beide ins Zuchthaus gebracht, und in «solchem für ihre bessere Erziehung und Erkenntniß

«der menschlichen Pflichten, so wie der Abscheu-
«lichkeit ihres begangenen Verbrechens, gesorgt
«werden soll.»

Folgende Kabinetsschreiben an das Justizde-
partement enthalten die Gesinnungen des Königs
wegen der in Kriminalfällen anzuwendenden Tor-
tur. Das erste ist an den Etatsminister von Biß-
mark vom 27sten Juni 1754. «Auf Euern Bericht
«vom 19ten d. den in großem Verdacht wegen be-
«gangenen Mordes und Beraubung auf öffentli-
«cher Landstraße stehenden Schäfer, Gört Heinrich
«Schmidt betreffend, gebe ich Euch hierdurch zur
«Resolution, daß, weil ich in dergleichen Krimi-
«nalfällen die Tortur allemal als ein theils grau-
«sames, theils aber ungewisses Mittel ansehe, die
«Wahrheit der Sache herauszubringen, ich also
«das Erkenntniß des berlinischen Kriminalsenats
«konfirmiret, und solches durch Vollziehung der
«hierbei zurückkommenden Expeditionen approbiret
«habe. Wobei ich Euch denn zu Eurer und der
«Kriminal-Collegiorum Direktion hierdurch noch-
«malen deklarire, daß, wenn in dergleichen Krimi-
«nalfällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit
«ankommt, die Delinquenten durch klare indicia
«oder auch Zeugen und andre ganz deutlich spre-
«chende Umstände schuldig befunden werden, daß
«nichts an Richtigkeit des Facti als nur allein die

«eigene Konfession des Delinquenten fehlet, welche «sonsten von letzterem durch die in den Gesetzen «geordnete Tortur herauszubringen ist, sodann auf «solchen Fall die gesetzmäßige Todesstrafe sonder »Bedenken von den Kriminalkollegiis erkannt wer«den kann, ohne daß selbige nöthig haben, das «eigene Bekenntniß eines schon ganz überführten «Delinquenten zu erfordern und abzuwarten.»

Das zweite an den Großkanzler, Freiherrn v. Cocceji, vom 4ten August 1754. «Da ich ersehen «habe, was Ihr bei Gelegenheit der in Schlesien «entdeckten großen Räuberbande und der von der «breslauischen Oberamtsregierung deshalb zu diri«girenden Inquisition melden und anfragen wol«len; So ertheile ich Euch darauf zur Resolution ꝛc. «Was aber den zweiten Punkt wegen der Inquisi«tion anlanget, daß diejenigen, welche einen recht«lichen Verdacht gegen sich haben und dennoch die «That läugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß «gebracht werden sollen: So ist Euch darauf in «Antwort, daß, nachdem ich das grausame und zu«gleich zu Herausbringung der Wahrheit sehr un«gewisse Mittel der Tortur in dergleichen Fällen «gänzlich abgeschafft habe, es also auch dabei sein «Bewenden haben muß. Dahergegen aber wieder«hole ich hierdurch nochmalen, was ich vorhin schon «verschiedentlich an den Etatsminister v. Bißmark

»solcherhalb deklariret habe, daß nämlich, wenn »gegen dergleichen Inquisiten sich so viele Um»stände hervorthun, daß dieselben dadurch ihres »Verbrechens völlig überzeugt werden, und daß »alsdann nichts weiter als ihr eigenes Geständniß »fehlet, welches aber dieselben hartnäckig zurück»halten, sodann auf deren eigene Konfession bei »Abfassung der Sentenz nicht reflektiret, sondern »solche dermaßen erkannt werden soll, als ob de»ren Geständniß wirklich vorhanden sei. Sollten »aber die Umstände den Inquisiten nicht ganz völ»lig kompliziren, und dennoch der größte Verdacht »gegen solchen vorhanden sein, daß der Inquisit »das Verbrechen wirklich begangen habe, auch die »Umstände solches zum höchsten wahrscheinlich ma»chen: alsdann muß dergleichen Inquisiten, wenn »schon er sich zu keinem Bekenntniß bequemen will, »der Festungsarrest oder die Festungsarbeit auf »Zeit seines Lebens und dabei in Eisen geschmiedet »zu werden, zuerkannt werden. Wornach Ihr denn »in solchen Fällen, wo es auf die publike Sicher»heit ankommt, erkennen zu lassen, auch die Re»gierungen deshalb zu instruiren habt.»

Sehr merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht folgender Kabinetsbefehl an das General-Auditoriat vom 17ten April 1765. «Se. königl. Majestät «sind durch die frevelhaften Mordthaten, welche

«verschiedentlich hier und da von boshaften Leu=
«ten an Unschuldigen geschehen, und davon von
«den Delinquenten die Ursache eines Überdrusses
«an ihrem Leben vorgegeben worden, die aber da=
«bei in dem Aberglauben gestanden, als ob sie
«durch den Besuch der Prediger oder Geistlichen
«von ihrer wohlverdienten Hinrichtung in ihrem
«Gewissen deshalb beruhigt werden würden, be=
«wogen worden, hierdurch zu verordnen, daß, wenn
«forthin es geschehen sollte, daß jemand eine der=
«gleichen Mordthat beginge, alsdann demselben, er
«sei auch von was für einer Religion er wolle, an=
«dern zu einem um so mehr schreckendem Exem=
«pel, während seines Arrests und bei seiner Hin=
«richtung, kein Prediger oder andrer Geistlicher
«zugelassen, sondern derselbe ohne dergleichen zum
«Tode gebracht werden soll. Es hat demnach das
«General=Auditoriat sich nicht nur in vorkommen=
«den Fällen darnach zu achten, sondern auf Spe=
«zialbefehl die Inspekteur=Generale der Regi=
«menter davon zu benachrichtigen, mit der Auf=
«lage von Sr. königl. Majestät wegen, damit sie
«diese Verordnung bei den unter ihrer Inspektion
«stehenden Regimentern zur Verwarnung publik
«machen, und bei gewöhnlicher Vorlesung der
«Kriegsartikel mit vorlesen lassen müssen.«

Nach denselben Grundsätzen ist auch der eigen=

händige Bescheid eingerichtet, den der König am 17ten Mai 1775 ertheilte, als ihm erhebliche Gründe vorgelegt wurden, wegen welcher es rathsam zu sein scheine, daß ein Handwerksbursche, der seines Meisters Kind mit einem Hammer erschlagen hatte, nicht am Leben gestraft, sondern auf Lebenslang in das Zuchthaus gebracht werde: »Das ist nichts »als ein lediges und dummes Fürwort. Der Kerl »hat ein Kind umgebracht, wenn er Soldat wäre, »so würde er ohne Priester exekutirt, und weil »diese Canaille ein Bürger ist, so macht man ihn »melancholisch, um ihn zu retten. Schöne Justiz.«

Den Selbstmord hielt Friedrich für kein Verbrechen, wenigstens für kein solches, das von dem Landesherrn bestraft werden müsse, daher er ihn auch nicht mit Beschimpfung des Leichnams belegte. Die scheinbaren Gründe, womit er ihn bei vorkommenden Gelegenheiten vertheidigte, waren: »wenn es in einem Hause raucht, so ist es mir erlaubt, aus demselben auszuziehen: warum sollte meine Seele nicht aus meinem Körper ausziehen können, wenn es in demselben raucht, und es ihr nicht mehr darin gefällt? Man hat mich, ohne mich zu Rath zu ziehen, in die Welt gesetzt, sollte man mich hindern wollen, hinaus aus derselben zu gehen, wenn es mir nicht mehr darin gefällt?« Wenn er von Leuten hörte, die in einer schmerz-

haften und unheilbaren Krankheit aushielten, so wunderte er sich darüber, daß sie ihrer Qual kein Ende machten. — In diesem Geiste ist daher auch folgender Kabinetsbefehl an den Generalmajor, Freiherrn von Keller, vom 14ten Juni 1781, geschrieben: »Sechs Jahre Festungsarbeit gegen den »Füselier Sutorius des Euch anvertrauten Regi»ments wegen unternommenen Selbstmordes scheint »mir etwas hart zu sein. Gemeiniglich legt kein »Mensch, welcher seiner Sinne mächtig ist, selbst »Hand an sein Leben. Er mag wol melancholisch »sein, und in einem Anfall von dieser Krankheit »sich haben das Leben rauben wollen. In dieser »Vermuthung bestätige ich nicht das hierüber zu»rückgehende Urtheil des wider ihn niedergesetzten »Kriegsgerichts, sondern will vielmehr, daß er, an»statt zur Festungsarbeit abgeliefert zu werden, »durch Aderlässe und andre dienliche Mittel kurirt, »und hiernächst wieder im Dienst angestellt, und »zu einer vernünftigen Aufführung ermahnt und »ermuntert werden soll.«

Als Friedrich die Regierung angetreten hatte, ward ihm ein Verzeichniß der bis dahin für verboten geachteten Ehefälle vorgelegt, damit er sich darüber erklären möchte. Er genehmigte überhaupt, daß nur diejenigen für verboten gehalten würden, die Moses ausdrücklich und namentlich verboten

hat, ohne daß man berechtigt sein solle, von diesen auf andre zu schließen. In dem erwähnten Verzeichniße bemerkte er am Rande diejenigen Ehen, in Ansehung welcher das Oberkonsistorium Dispensationen ertheilen könne. Unter den verbotenen blieb die Ehe mit des Vaters Bruders Witwe, oder mit des Mannes Bruders Sohn. Doch waren die Personen, die um die Erlaubniß dazu bei dem Oberkonsistorium vergebens angesucht hatten, nicht allezeit mit diesem Bescheide zufrieden, sondern wandten sich oft unmittelbar an den König, und suchten seine Erlaubniß zu erlangen. Aber noch 1773 am 30sten Dezemb. sagte er in einem Kabinetsbefehl an das geistliche Departement: »es solle der Mann, der um Erlaubniß zu dieser »Ehe bitte, gänzlich abgewiesen werden: weil sie »wider die göttlichen und Landesgesetze »sei.« Allein am 10ten Januar 1783 gab er demselben Departement folgenden Kabinetsbefehl: »Hat die Witwe — etwa eine Fabrik, oder eine »andre Nahrung, wozu sie eines Mannes durch»aus benöthiget ist, alsdann kann wol auf ihre »Anlage eine Ausnahme von der allgemeinen Re»gel gemacht und ihr nachgegeben werden, ihres »Mannes Bruders Sohn zu ehelichen. Ich über»gebe demnach solches Eurer nähern Untersuchung,

weil

«weil ich auf diesen Fall nur allein dergleichen «Ehe nachlassen will.«

Einst ward ein Mann angeklagt, daß er einen strafbaren Umgang mit seiner Tochter gehabt hätte, und man sprach ihm das Leben ab. Als der König die Sentenz erhielt, schrieb er darunter: Erst muß bewiesen werden, daß sie seine Tochter ist. Und er verurtheilte den Beklagten auf einige Monate zum Gefängniß.

Der erste Kabinetsbefehl, welchen der König kurz nach dem Antritt seiner Regierung über die Ehescheidungen gab, ist der folgende. Eine gewisse Werniken hatte den König mit Beifügung mehrerer Gründe gebeten, die Ehe mit ihrem Ehemann aufzuheben. Daher schrieb er am 29sten November 1740 an den wirklichen Geheimen Etatsminister v. Brand und den Präsidenten v. Reichenbach: «Se. königl. Majestät remittiren — — das «allerunterthänigste Memorial zweier unglücklicher «Eheleute, so sich durchaus nicht leiden und vertragen können, so geschieden werden wollen; wie «nun bei dergleichen Fällen, wo die Animosität «und Uneinigkeit auf den höchsten Grad gestiegen, «nicht rathsam ist, solche Menschen zusammen zu lassen, woraus noch weit mehr Inkonvenienzen entstehen müssen; So wollen Höchstdieselben, daß «wenn von der angeordneten Scheidung von Tisch

«und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Ver«söhnung zu erwarten ist, daß diese beide inkorri«gible Personen nur völlig von einander geschie«den, und jedem Theil sich wieder zu verheirathen «verstattet werden soll.»

Aber nicht allein gerecht, auch billig war der König, und die folgenden Beispiele werden ihn auch von dieser Seite als einen der liebenswürdigsten Menschen zeigen, der je auf einem Thron saß. Als einmal bei der Tafel von gerichtlichen Untersuchungen gesprochen ward, sagte er: «Daß «man wol jemand zwingen könne, eine That ein«zugestehen, daß aber niemand eigentlich genöthigt «werden dürfe, alle seine Bewegungsgründe anzu«geben, indem jedermann ein natürliches Recht «habe, sein Geheimniß zu bewahren.»

Der Minister von Dankelmann berichtete im April 1763 von einem Schloßprediger in Kleve, den die östreichische Administration, und von 83 Predigern in Ostpreußen, welche die russische Administration während des Kriegs eingesetzt hatte; und der König bestätigte sie alle, doch befahl er, daß sie ihm aufs neue den Eid der Unterthänigkeit und Treue leisten sollten.

Wie wenig der König seine Gewalt nutzte,

zeigen folgende Beispiele. Er wollte gern das Rathhaus zu Potsdam durch das nebenstehende Bäckerhaus vergrößern; aber der Eigenthümer weigerte sich, es herzugeben. Der König ließ ihm sagen, er wolle ihm nicht allein das Haus bezahlen, sondern ihm noch überdies in einer andern Gegend der Stadt ein neues unentgeldlich bauen lassen: allein der Besitzer war schlechterdings nicht dazu zu bewegen, und — die Vergrösserung des Rathhauses unterblieb. Das einzige, womit der König den Bäcker bestrafte, war, daß dessen Haus ungebaut stehen blieb, da er sämmtliche Häuser am alten Markt neu und schön umbauen ließ.

Als der König sein Sanssouci anlegte, war ihm eine Mühle im Wege, weil sie ihrer Lage nach dem entworfenen Plane seines Gartens zuwider war. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm, eine beßre Mühle anderwärts zu bauen, ihm Wasserlauf und alles frei zu geben, auch noch die Summe, die er für seine Mühle fodern würde, baar auszahlen zu lassen. Der Müller bestand hartnäckig auf seinem Kopf. Nun ward der König verdrießlich. Weißt Du wol,

daß ich Dir Deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben? sagte er auffahrend. — Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, antwortete der Müller. Dem König gefiel die rasche Antwort, sein Eifer legte sich. Der Müller blieb ungestört im Besitz seiner Mühle, und der König war so groß, daß er den Plan des Gartens änderte.

So war es auch dem König verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci bei der Anlage nicht anders konnte geführt werden, als daß sie einen Winkel macht. Bei der Tafel des Königs thaten seine Gesellschafter verschiedene Vorschläge, wie solchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstück, welches sie um keinen Preis der Welt verkaufen wollte. Der General Graf Rothenburg behauptete: der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Werths, oder ein viel besseres auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. Der Marquis d'Argens ward hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit: die Könige dürften niemanden das Seinige, auch gegen bessern Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau und Tochter eines Mannes anwen-

den, wo offenbar der mehrere Werth an Gelde nicht das Verlorne ersetzt. — Der König sagte: »D'Argens hat Recht.« Die Allee macht noch itzt einen Winkel.

Die Regisseurs hatten einen Soldaten, der Kontrebande gemacht hatte, zu 2000 Rthlr. Strafe verurtheilt. Der König schrieb auf den Rand des Urtheils, das ihm zur Bestätigung eingereicht ward: »Bevor ich gegenwärtiges Urtheil bestätige, bin ich doch neugierig, die Mittel zu wissen, deren man sich bedienen wird, einen Soldaten 2000 Rthlr. bezahlen zu lassen.«

Der Rath in einer kleinen märkischen Stadt ließ einen Bürger ins Gefängniß setzen, der beschuldigt ward, daß er Gott, den König und einen edlen Rath gelästert habe. Der Bürgermeister berichtete dies dem Könige, um zu erfahren, was für Strafe ein solcher Missethäter verdient habe? Und folgender Bescheid war von des Königs eigner Hand auf den Rand geschrieben: Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er exemplarisch gestraft werden, und auf

eine halbe Stunde nach Spandau kommen.

Kaum war Friedrich König, so meldeten sich bei ihm verschiedene Einwohner der Stadt Ruppin mit ansehnlichen Schuldfoderungen aus den kronprinzlichen Jahren her. Der König schlug die Bezahlung ab, und gab ihnen zu verstehen, daß sie unrecht gethan hätten, ihm in seiner damaligen Lage etwas zu leihen. Sie antworteten darauf: sie ließen dies zwar dahin gestellt sein; indeß würde es der König doch nicht mißbilligen, daß sie darauf bedacht wären, ihre Gläubiger zu bezahlen; und dies hange ganz allein von Sr. Majestät Gnade ab. Der König bezahlte die Foderungen, und that nachmals der Stadt viel Gutes.

Im Mansfeldischen kehrten die herumreisenden Regie-Inspektoren und Direktoren mehrere Jahre bei einem Prediger ein, der ihnen immer das Beste, was er hatte, gab, und sie befanden sich recht wohl bei ihm. Aus Bosheit oder Scherz visitirten sie einst auch bei dem Prediger, und fanden Kontrebande: er wurde zu 60 Rthlr. Strafe verdammt. Der Prediger machte aber eine Gegenrechnung, worin er alles, was die besuchenden Herren verzehrt hatten, tageweis aufgezeichnet hatte, und diese Rechnung betrug in Summa 152 Rthlr., wo er dann nach Abzug der Strafe noch

92 Rthlr. zu fodern hatte. Die Regie in Magdeburg belachte die Rechnung, und foderte die Strafe. Der Prediger schrieb die ganze Geschichte an den König, und dieser antwortete: Der Prediger muß die Mahlzeiten bezahlt bekommen, und da er kein Gastwirth ist, so kann man sie nicht taxiren: aber dann muß er auch die Strafe bezahlen.

Ein potsdamer Einwohner hatte aus Übermuth einige vortreffliche Vasen in dem Garten bei Sanssouci zerschlagen. Der König war darüber äußerst aufgebracht, und befahl, den Thäter auszumitteln. Dieser ward auch bald entdeckt. Man machte ihm den Prozeß, und verurtheilte ihn einige Jahre zur Festung: zugleich sollte er auch die Vasen aus seinem Vermögen wieder erstatten, das besonders in einem Hause bestand, welches deshalb verkauft werden sollte. Der König bestätigte die Festungsstrafe; schrieb aber zur Sentenz hinzu: auf die Festung! ich mag des Schurken Geld nicht.

Die Bauern eines magdeburgischen Dorfes, welches zum Kloster Bergen gehört, überredeten den Abt, daß er die Elbfischerei, welche ein Fischer und dessen Voraltern schon seit undenklichen Jahren in Pacht gehabt hatten, demselben nehmen und ihnen in Pacht übergeben sollte. Glücklicher

Weise fing dieser Fischer einen sehr großen Lachs, ging damit nach Leipzig, wo der König 1759 sein Winterquartier hatte, und überreichte ihn mit einer Bittschrift, worin er anhielt, der König möchte dem Abt befehlen, daß er ihn in seiner Pacht ungestört liesse. Der König ließ den Fischer traktiren, ihm vom Kammerhusar Martin für den Lachs 30 Rthlr. auszahlen, und die Bittschrift zurückgeben, worunter er mit eigener Hand geschrieben hatte:

Der Abt muß beten,
Die Bauern pflügen,
Der Fischer fischen.

Friedrich.

Eine adelige Dame hatte verschwenderisch gelebt, und ward Schulden halber verklagt. Sie bat den König unmittelbar, ihre Prozesse zu sistiren, und ihr ein Moratorium gegen ihre Gläubiger zu geben. Der König foderte nicht allein Bericht von der Justizbehörde, sondern erkundigte sich auch außerdem nach der Verwaltung ihres Hauswesens, und gab ihr darauf eine abschlägige Antwort mit dem Beifügen, daß er den Lauf der Justiz um so viel weniger hemmen könne, da er gewiß wisse, daß sie selbst an allem Schuld sei. Die Dame vermochte ihren Sohn, einen Rittmeister und verdienten Mann, deshalb an den König zu

schreiben. Der König antwortete ihm: «er bedaure, «ihm dieses abschlagen zu müssen; und die Achtung, die er für dessen kindliche Liebe habe, verhindere ihn, ihm die Ursachen zu melden, warum «er es abschlage.»

Ein junger Mann von Stande aus einem benachbarten Kurfürstenthume ging wider Willen seiner Mutter und Familie nach Berlin. Er lebte da ziemlich ausschweifend, machte viele Schulden, und glaubte, in einem fremden Lande werde ihn seine Familie nicht hindern können, nach allen seinen Lüsten zu leben. Die betrübte Mutter erwählte den kürzesten Weg, gerade an den König zu schreiben; «sie habe alles gethan, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung zu geben. Er habe aber sich ihrer Auktorität entzogen, und freiwillig den Aufenthalt in des Königs Staaten gewählt. Sie habe an sich gar nichts dawider, daß er daselbst bleibe; nur sei er zu jung und unerfahren, könne leicht in schlechte Hände kommen, und sie befürchte, er sei schon in solche gerathen. Sie wage es, den König zu bitten, Er wolle geruhen, diesen Jüngling vom Verderben zu retten, und für seine künftige Bildung zu sorgen.» Der König antwortete der Mutter in den gnädigsten Ausdrücken: «Er sehe ihren Auftrag als einen «Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer respek-

»tablen Mutter gegen ihn an, und werde für ih»
»ren Sohn sorgen.« Er ließ den Sohn sogleich von einer Frauensperson trennen, an die er sich gehängt hatte. Er ließ dessen Schuldenwesen untersuchen und in Ordnung bringen, und ließ ihm ernstlich befehlen, nach kurzer Überlegung zu wählen, ob er sich dem Militair oder Zivil widmen wollte. Der junge Herr wählte das letzte. Der König schickte ihn in eine entfernte Provinz als Referendar bei der Regierung, und befahl ihn dem Präsidenten besonders an, daß er ihn mit Arbeiten gehörig beschäftigen, dieselben genau nachsehen, dabei aber auch in Absicht seiner moralischen Aufführung in genauer Aufsicht halten, und darüber dem Könige unmittelbar berichten sollte. Unter dieser Aufsicht ward der Jüngling in drei Jahren sehr zu seinem Vortheile gebildet. Der König ließ ihn sodann in sein Vaterland zurückgehen, und wünschte der Mutter, welche ihm auf das rührendste dankte, zu der Veränderung ihres Sohnes Glück.

Dasselbe Gefühl für Billigkeit entdeckt man endlich auch in folgendem Kabinetsbefehl an den Etatsminister v. Horst vom 5ten November 1767.
»Ihr habt aus der schriflichen Anlage mit mehre»
»rem zu ersehen, was auf meine Ordre der Etats»
»minister von Münchhausen wegen der von den

„Accisegerichten zu Breslau dem dortigen insolven„ten Kaufmann Weidner, einer begangenen Acci„sedefraudation halber, diktirten Geldstrafe von „5776 Rthlr. an mich berichtet hat. Da es nun „ganz recht ist, daß eine Geldstrafe, sogleich als „sie nicht dem Schuldiger selbst zum Verlust gerei„chet, in Leibesstrafe verwandelt werden muß, in„dem sonsten die Kaufleute so übel stehen, die „Geldstrafen ihren gesetzlichen Endzweck verfehlen, „und die Geldstrafe nicht sie, sondern ihre unglück„lichen Kreditoren trift; so befehle hierdurch, daß „Ihr von meinetwegen die Accisegerichte zu Bres„lau anweisen sollet, daß zwar die verschwiegene „Accise, welches der eigentliche Verlust der Accise„kasse ist, aus der weidnerschen Masse beigetrieben, „die Geldstrafe aber, weil sie nur die unschuldigen „Kreditoren treffen würde, in eine deren hohem „Betrag proportionirte Leibesstrafe des Defraudan„ten verwandelt werden soll.„

18.

Friedrichs Leutseligkeit.

Liebevolle Herablassung, herzliche innige Vatersprache lagen so ganz in dem Charakter des Königes, der seinen Feinden so schrecklich sein

konnte. Man wird nicht müde, dergleichen kleine Züge zu lesen, die dies bestätigen, ungeachtet seine Herzensgüte zu Zeiten, wenn er bloß gerecht sein mußte, so sehr in Zweifel gezogen ward.

Da wo man keinen weitern Ausweg wußte, nannte man seine Liebe zu seinen Kriegern höchstens Politik; aber welcher Politik wegen gab er Millionen her, den Zustand seiner Unterthanen zu verbessern? Und wenn er seinen Bürgern Palläste bauen ließ, war es dann auch Politik, wenn er darüber in einem vertrauten Gespräch mit dem hannöverischen Leibarzt Zimmermann antwortete, als dieser ihm sagte: »Ew. Majestät helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Häuser an Menschen, die keine Häuser haben:« Ich habe nie ein größeres Vergnügen, als wenn ich einem armen Mann kann ein Haus bauen lassen.

Hätte Friedrich auch wirklich die Verstellung so weit getrieben, nur Gutmüthigkeit zu affektiren, wenn Menschen dabei interessirt waren, deren Meinung auf das Urtheil der Welt Einfluß haben konnte, so sind doch wol die sehr häufigen Äußerungen der herzlichsten Güte gegen den gemeinen Mann, die nur selten außer der Sphäre, in der sie wirkten, bekannt wurden, unverdächtige Beweise eines edlen gütevollen Charakters.

In einer der Unterredungen des Königs mit dem eben angeführten Leibarzt Zimmermann äußerte der König, als von dem Herzog von York die Rede war, eine Meinung, die auch bei dieser Charakteristik zur Richtschnur diente. Der König sagte: Ich habe den Herzog oft in kleinen Dingen beobachtet, wo er gar nicht vermuthen konnte, daß ich auf ihn sehe. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben da weit mehr kund, als in großen Dingen, wo man sich immer zusammenfasset, weil man weiß, daß man von andern Menschen beobachtet wird.

Aus diesen Augenblicken, wo sich der große König nicht zusammenfaßte, wo seine Seele sich ohne Prunkgewand, in ihrer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit den sanften Gefühlen der Menschheit, bloß von seinen Hausgenossen gesehen, überließ, aus solchen Augenblicken, aus deren Resultat der Geschichtschreiber Charaktere zeichnet, sammelt man mit dem wahrsten Vergnügen jeden einzelnen Zug. Auch in diesem Abschnitte werden mehrere Szenen der Art sich dem Herzen des denkenden und fühlenden Lesers tief einprägen.

Der König hatte eine besondere Gabe, jedermann höflich und leutselig zu begegnen, wodurch

er alle Herzen einzunehmen wußte. Diese ihm natürliche Höflichkeit verursachte, daß er jedem, der ihn auf der Straße grüßte, freundlich dankte und den Hut abnahm. Einst sagte er über Tafel: wenn er in Berlin ausreite, müsse er fast immer den Hut in der Hand haben. Der Baron v. Pöllnitz erwiederte: «Se. Majestät hätten ja nicht nöthig, jedem, der sie grüßte, zu danken.» Ei warum nicht, mein lieber Baron? antwortete der König lebhaft — das sind alles Menschen so wie ich.

Aus Leutseligkeit erlaubte der König als Kronprinz manchen Leuten ohne Geburt, wenn sie nur munter waren, daß sie sich ihm nähern durften. Dies hatte sie so dreist gemacht, daß sie glaubten, wenn der Prinz den Thron bestiege, so würde er ihnen allerlei Ausschweifungen und Thorheiten nachsehen. Allein diese Herren betrogen sich; denn da gleich nach seinem Regierungsantritt einige von ihnen in Charlottenburg verschiedenen Unfug anrichteten, und unter andern den dasigen Einwohnern die Fenster einschlugen, ließ er sie, sobald es ihm angezeigt worden war, arretiren, und als Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestrafen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er sie ehedem seines Umgangs gewürdigt hatte.

Als sich der König einige Tage, ohne erkannt

sein zu wollen, in Amsterdam aufhielt, wollte er einen Bankier, der ihm eine ansehnliche Summe auszuzahlen hatte, selbst sprechen. Der König ging zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Die Frau des Bankiers sagte: «ihr Mann werde bald wieder kommen; wenn er sonst wollte, könne er ihn in einem Zimmer, das sie ihm aufschliessen würde, erwarten.» Der König, der sich der Frau nicht zu erkennen gab, nahm den Vorschlag an, versah sich aber keineswegs des Kompliments, das sie ihm machte. Die Frau ersuchte ihn nämlich höflich, die Schuhe vor der Thür abzuziehen. Der König mochte sie, soviel er immer konnte, auf der Fußdecke vor dem Zimmer abwischen, er mußte sich dennoch der verlangten Zeremonie unterwerfen. Seine Begleiterin war nicht so gefällig, ihm Gesellschaft zu leisten, sondern ließ ihn in ihrem eröffneten Heiligthum allein. Nicht lange darnach kam der Bankier: dieser erstaunte nicht wenig, den König in seinem Hause anzutreffen: er dachte aber vor Schrecken umzufallen, da er ihn ohne Schuhe sah. Er fiel ihm zu Füßen, und bat für seine Frau um Verzeihung. «Warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen?» — Ich sollte mich zu erkennen gegeben haben? sagte der König: davor habe ich mich wol gehütet; denn der König von Preußen hätte mich

sicherlich nicht von der kleinen Zeremonie befreiet. — Der König hatte Recht. Die Frau des Bankiers ward gerufen. «Was hast du angegeben? sagte der Mann, und zeigte ihr den König: wirf dich Sr. Majestät zu Füßen, und bitte Demselben deine Unart ab.» — «Was?» sagte sie, «bei meiner Treue! ich kann ihm nicht helfen; da muß König und Königin dran. Ziehe Ich die Schuhe doch wol ab, da mir das Zimmer gehört.» Sie haben auch vollkommen Recht! sagte der gütige König; und zum Bankier: Nun mein Herr, sehen Sie wol! ich wußte es recht gut, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und Beibehaltung des Inkognito dem Könige von Preußen eine Beschimpfung ersparen würde.

Ein Kandidat aus dem Thüringischen kam in Berlin an, um sich seinen Unterhalt durch Unterricht der Jugend zu verdienen. Er hatte seine Heimath verlassen, weil man ihm zwar eine Pfarre hatte geben, aber auch zugleich eine Frau, die er nicht mochte, aufdringen wollen. Seine ganze Baarschaft, die er theils durch Erbschaft, theils durch seine verkauften Effekten zusammen gebracht hatte, bestand in 400 Rthlr. in Batzen. Als er in Berlin auf dem Packhofe visitirt ward, nahm man ihm die Batzen, als Kontrebande, weg, weil sie

der

der König in seinen Ländern schon seit einigen Jahren verboten hatte. Er entschuldigte sich damit, daß ihm dies Gesetz unbekannt sei; diese Entschuldigung ward aber nicht angenommen, und man behielt sein Geld zurück.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, es wieder zu bekommen, entschloß er sich auf Zureden, den König anzutreten. Folgende Nachricht von seiner Unterredung mit dem Könige hat er selbst aufgesetzt.

«Ich konzipirte ein Memorial, mundirte es, und ging damit, mit Aufschluß des Thores, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam. Da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmal zu sehen. Er war auf dem Schloßplatz beim Exerziren seiner Soldaten. Als dieses vorbei war, ging er in den Garten, und die Soldaten auseinander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze, und spazierten auf und nieder.»

»Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche: das war das Memorial, zwei Testimonia, und ein gedruckter thüringischer Paß. Das sahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu, und fragten: was ich da für Briefe hätte? Ich kommunizirte sie

willig und gern, und da sie solche gelesen hatten, so sagten sie: «Wir wollen Ihm einen guten Rath geben: der König ist heute extragnädig. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich sein.»

«Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andre beim linken Arme. «Fort, fort in den Garten!» Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich, und hatte uns den Rücken zugewandt. Hier mußte ich stehen bleiben, und die Offiziere fingen an, in der Stille zu kommandiren:»

«Den Hut unter den linken Arm!»

«Den rechten Fuß vor!»

«Die Brust heraus!»

«Den Kopf in die Höhe!»

«Die Briefe aus der Tasche!»

«Mit der rechten Hand hoch gehalten!»

«So steht!»

«Sie gingen fort, und sahen sich immer um, ob ich auch noch so würde stehen bleiben. Ich merkte wol, daß sie beliebten, ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer, voll Furcht.»

«Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf, und sah die

Maschine in ungewöhnlicher Positur da stehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstralte; er schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er einen andern Gang. Ich sah ihn nicht mehr.»

«Kurz darauf kam er wieder zurück zu den Gewächsen, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz, und ging gerade auf ihn zu. O wie allerhuldigst redete mich der große Monarch an:«

«Lieber Thüringer, Er hat zu Berlin durch »fleißiges Informiren der Kinder das Brot gesucht; «so haben sie Ihm bei der Visitation seiner Sa- «chen auf dem Packhofe, sein mitgebrachtes thü- «ringer Brot weggenommen *). Wahr ist es, die »Batzen sollen in meinem Lande nicht gelten; aber »Ihr hättet auf dem Packhof sagen sollen: Ihr »seid ein Fremder, und wisset das Verbot nicht. »Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen «versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thürin- «gen, und lasset Euch andre Sorten schicken, aber «nicht wegnehmen! Gebe Er sich zufrieden! Er

*) Vermuthlich Worte des eingereichten Memorials.

»soll sein Geld cum Interesse zurück erhalten! —
»Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes
»Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist ein frem»
»der Mensch, ehe Er bekannt wird, und Infor»
»mation bekommt, so ist das Geld verzehrt, was
»dann?» —

«Ich verstand die Sprache recht gut; die Ehr»
furcht aber war zu groß, daß ich hätte sagen sol»
len: Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade
und versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig
war, und nichts bat, so wollte er mir auch nichts
anbieten. Und so ging er dann von mir weg, war
aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah
er sich um, und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm
gehen sollte. Und so ging das Examen an.»

«Wo hat Er studirt?»

Ew. Majestät in Jena.

»In welchen Jahren?»

Von 1716 bis 1720.

»Unter welchem Prorektor ist Er inskribirt
worden?«

Unter dem Professor Theologiä D. Förtsch J.

»Was waren denn sonst noch für Professoren
in der theologischen Fakultät?»

Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

«Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört?»

Beim Buddäo.

»Das ist der, der mit Wolfen so viel Krieg hatte?«

Ja Ew. Majestät. Es war —

»Was hat Er denn sonst noch für nützliche Kollegia gehört?«

Thetica et Exegetica beim D. Förtsch, Hermenevtica et Polemica beim D. Wolf, Hebraica beim D. Danz, Homiletica beim D. Weissenborn, Pastorale et morale beim D. Buddäo.

»Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem, da die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kommt:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.»

Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann itzt da sowol als auf andern Universitäten ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? observiren will. Bei meinem Anzug schafften die Durchl. Nutritores academiae (ernestinischer Linie) die sogenannten Renommisten, die so viele Unruhe gemacht, aus dem Wege, und liessen sie zu Eisenach auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt, ruhig sein.»

»Und so schlug die Glocke eins. »Nun muß ich fort,« sagte der König, »sie warten auf die

Suppe.» Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige ins Schloß hinein, und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brote, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war es keine Kunst, das Lachen zu verbeißen. In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schloße, und fragte: «Wo ist der Mann, der mit dem Könige in dem Garten gewesen?» Ich antwortete: «hier!« Dieser führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen Tisch, der war gedeckt, und stand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gurkensalat, — Brot, Messer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: die Essen, die hier auf dem Tische stehen, hat Ihm der König auftragen lassen, und befohlen, Er soll sich satt essen, sich an niemanden kehren, und ich soll serviren. Nun also frisch daran. Ich war sehr betreten, und wußte nicht, was zu thun sei, am wenigsten wollte mirs in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nö-

thigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt hatte, und ging frisch daran, setzte mich, nahm den Löffel, und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das Fleisch vom Tisch, und setzte es auf die Kolenpfanne, eben so kontinuirte er mit Fisch und Braten, und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Konfekt, dito einen Teller voll Birnen pakte mein Bedienter ins Papier, und steckte mir solche in die Tasche, um auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem König im Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf.»

«Den Augenblick trat ein Sekretarius herein, und brachte ein geschlossenes Reskript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzdukaten und einen Friedrichsd'or, «das schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte.» Hatte mich nun der Soldat ins Schloß hineingeführt, so brachte mich der Sekretair wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt, zu dem brachte er mich hin, und sagte: «Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin, aber auch kein Trinkgeld von

ihm nehmen.« Ich ließ mich noch einmal allerunterthänigst bedanken für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.»

«Als wir nun nach Berlin kamen, ging ich sogleich auf dem Packhofe gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Reskript. Der Oberste erbrach es; bei Lesung desselben verfärbte er sich bald bleich, bald roth, schwieg still, und gab es dem zweiten. Dieser setzte eine Brille auf, las es, schwieg still, und gab es weiter. Der letzte regte sich endlich: ich sollte näher kommen, und eine Quittung schreiben: daß ich für meine 400 Rthlr. ganze Batzen so viel an brandenburger Münzsorten ohne den mindesten Abzug baar erhalten rc. Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen mit der Ordre: er sollte mit mir auf die Jüdenstraße in den weissen Schwan gehen, und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte. Dazu gaben sie ihm 24 Rthlr., und wenn das nicht zureichte, sollte er kommen, und mehr Geld holen.»

«Das war es, daß der König sagte: «Er soll »seine Gelder cum Interesse wieder bekommen,» daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Rthlr. 4 Gr. 6 Pf. die ich

in acht Wochen verzehrt hatte. Und so hatte denn die betrübte Historia ein erwünschtes Ende.»

Als der König von den Russen in seinem verschanzten Lager bei Schweidnitz eingeschlossen war, ließ er jede Nacht die Zelter abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie, und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel eingehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah sehr deutlich, daß er sehr müde sei, und etwas schlafen wolle. Ein Soldat vom wolfersdorfischen Regiment, der dies bemerkte, sagte zum Könige: Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen. Wie willst Du das anfangen? fragte der König. — Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab, und legte ihn so, daß der König den Kopf darauf legen konnte. Der König konnte aber nicht schlafen, schlug die Augen wieder auf, und sprach mit dem Soldaten über Verschiedenes, über sein Vaterland, seine Dienste u. s. w. Dieser ward dadurch beherzter, und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Unter andern entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Der Soldat. Wenn Ew. Majestät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wol auslösen, da Sie König sind?

Der König. Als General, nicht anders.

D. S. Hm! das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General.

D. K. Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General.

D. S. (schüttelte den Kopf.) Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden!

D. K. Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir.

D. S. Das machen Ew. Majestät einem andern weiß. — Sie würden kein Geld bei sich haben!

D. K. Nein, sage ich Dir, nicht einen Kreuzer. (Hiermit kehrte der König die Taschen um.) Da, siehst Du nun, daß ich recht habe?

D. S. Das ist besonders. Aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth sein?

D. K. Nun, — und was meinst Du denn, daß er werth sei? rathe einmal! — (Der König hielt ihm den Ring zum Besehen hin.)

D. S. Der Ring mag wol seine zehntausend Thaler kosten.

D. K. Narr! ich will ihn Dir für

fünfhundert Thaler lassen, und ich habe doch noch Profit.

D. S. Das werde ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr.

D. K. Gewiß. — Siehst Du, ich will es Dir berechnen. Diese kleinen Steine hier werden ungefähr dreihundert und einige Thaler werth sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens dreißig Thaler kostet, und weiter ist, ausser der geringen Fassung, nichts an dem ganzen Ringe.

D. S. Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt.

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König stand auf, und befahl einem Adjutanten, der eben mit dem Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or zu geben. Zugleich sagte er zu diesem: siehst Du nun, daß ich kein Geld habe?

Eines Tages fand der König einen holländischen Kaufmann in Sanssouci. Er ging auf ihn zu, und fragte ihn, ob er es besehen wolle? — Der Kaufmann, welcher den König nicht kannte, antwortete: er wisse nicht, ob es erlaubt sei, da er gehört habe, der König sei gegenwärtig. Ei! sagte der König, ich will Sie schon füh-

ren, folgen Sie mir nur. Er zeigte dem Kaufmann das Merkwürdigste seines Gartens, und fragte ihn auch über Verschiedenes um seine Meinung. Als er fertig war, zog der Kaufmann seine Börse hervor, und wollte dem König ein Trinkgeld geben. Behüte, sagte dieser, wir dürfen hier nichts nehmen. Wenn es der König erführe, so hätten wir Verdruß. Der Kaufmann dankte also vielfältig für alle Höflichkeit, und nahm Abschied. Gleich darauf begegnete er dem wirklichen Gärtner des Königs, und dieser fragte, was er im Garten zu thun habe? der König sei ja da. Der Holländer erzählte, was ihm begegnet war, und rühmte die Höflichkeit des Mannes sehr, der ihm Sanssouci gezeigt hätte. «Und wissen Sie denn, mein Herr, wer der Mann gewesen ist, der Sie herumgeführt hat?» fragte der Gärtner; — «der König selbst.» Man kann sich denken, in welches Erstaunen der Kaufmann gerieth.

Der König verlangte bei seiner Anwesenheit in einer Provinz eine gewisse Rubrik aus dem Etat, die ihm der Kammerdirektor, ein gewesener Offizier, überbringen sollte. Dieser, ein hitziger und prompter Mann, beorderte sofort den ältesten Kanzellisten, das Erforderliche in seiner Gegenwart ungesäumt abzuschreiben. Als die Abschrift fertig war, wobei der Schreiber äußerst getrieben ward,

war dieser so bestürzt und eilig, daß er statt der Streusandbüchse das Tintenfaß ergriff, und es über das Geschriebene schüttete. Der Kammerdirektor kam hierüber in Wuth, daß er sich kaum enthalten konnte, den Kanzellisten zu schlagen. Er schrie: »Fort, fort, zum König. Er mag sich nun selbst verantworten; denn hier ist keine Zeit mehr zu verlieren!«

Der Kammerdirektor ging halb wild in des Königs Zimmer, und erzählte die Unvorsichtigkeit des Kanzellisten, der im Vorzimmer warten mußte. Das thut nichts, sagte der König; wer weiß, wie Er den Menschen geängstigt hat, und das ist doch nicht mein Wille. Laß Er den guten Mann herein kommen. — Mein Freund, redete ihn der König an, Er schreibt bei seinem Alter eine gute Hand. Er ist gewiß bei dieser Abschrift übereilt worden. Hier sind noch 200 Thaler übrig, die soll Er jährlich Zulage haben. Schreibe Er es noch einmal, und nehme Er sich Zeit, und lasse Er sich von Niemanden unnöthigerweise schrecken.

Der König ließ 1782 den Juwelier Baudesson nach Potsdam kommen, und da er in das königliche Zimmer trat, so fragte ihn Friedrich: Nun

mein lieber alter Freund, wie stehts? Ist Er noch gesund? was macht Er?

Baudesson. Das möchte noch so hingehen, Ew. Majestät, wenn ich nur nicht so sehr von dem Podagra gequält würde, das mir weder Tag noch Nacht Ruhe läßt! Bald sind die Schmerzen in den Füßen und Hüften, bald im Rücken, und kurz an allen Orten des Leibes.

Der König. Ja, ja, das ist ein böses, ein altes eingewurzeltes Übel! Er hat wohl Recht, es kann den Menschen bis ins Grab martern! Mich hat es seit einiger Zeit sehr geplagt und recht mürbe gemacht. Ich suche es durch viele Bewegung zu vertreiben. — Aber wie steht es denn sonst mit seiner Handlung und mit seinem Verdienste?

B. Nicht sonderlich! Wenn erstere nicht geht, so bleibt der letztere aus. So ist's seit vielen Jahren, und ehedem, da waren bessere Zeiten und mehr Geld unter den Leuten.

D. K. Ei, Er muß nicht klagen! Es kommen gewiß bessere Zeiten.

B. Ja, die hoffen wir von Ew. Majestät Gnade theilhaftig zu werden; und Sie könnten sie uns geben, wenn Sie wollten!

Der König lächelte, ging in ein Nebenzimmer, holte eine Tabatiere und sagte: »Kennt Er dies Stück noch? Es ist Seine Arbeit. Er hat mir diese

Dose, als ich noch Prinz war, gemacht. Es ist meine liebste Tabatiere, aber sehr schwer und ohne Façon. Er muß mir eine andre daraus machen, nach dem neuesten Geschmack, recht schön und reich. Ein paar tausend Thaler mehr oder weniger, das will nichts sagen. Er muß auch leben und dabei verdienen.«

Ein polnischer Edelmann, der aus einer alten Familie stammte, bat einst den König schriftlich um eine Offizierstelle bei einem in Schlesien stehenden Regimente. Der König genehmigte das Gesuch mit den Worten: »Er sollte sich bei dem Chef des Regiments, der schon nähere Befehle dieserhalb erhalten hätte, melden.« Von Freude durchdrungen machte sich der alte Edelmann mit seiner zahlreichen Familie auf den Weg nach Potsdam. Als er sich bei dem Könige melden ließ, um seine Danksagung abzustatten, so ließ ihn der König sogleich vor sich kommen, erschrack aber nicht wenig, da er einen alten abgelebten Mann mit vielen Kindern vor sich sah. »Mein Freund,« sagte der König, »Er hat mir nicht gesagt, daß Er alt und »schwach ist, noch weniger aber, daß Er eine so »zahlreiche Familie hat, die Er, wie ich einsehe, »von seinem Offiziertraktement zu ernähren nicht »im Stande ist. Indeß, ich habe Ihm mein »Wort gegeben. Er soll das Traktement Le-

»benslang behalten, seine Söhne aber sollen von »Stund an in das Kadettenhaus gebracht und »daselbst gut und ordentlich erzogen werden, »damit sie mit der Zeit meiner Armee nützliche »Dienste leisten können. Und da Er wegen seines »Alters keine Offizierdienste leisten kann, so will »ich Ihm zu seiner Pflege noch nähere Anweisung »geben, und dann kann Er sich in Seinen alten »Tagen die nöthige Ruhe verschaffen.« — Der alte Edelmann, welcher eine solche Gnade nicht vermuthet hatte, gerieth vor Freude und großem Entzücken in ein stummes Schweigen, die Kinder aber weinten laut, umfaßten die Knie des Königs, und dankten ihm kniend, als ihrem größten Wohlthäter.

Im September 1784 ging der König bei seiner Anwesenheit auf dem behmschen Gesundbrunnen bei Berlin in den Garten, und fragte den ihm nachfolgenden Eigenthümer:

»Wem gehört dies Werk itzt?«

Den Erben des verstorbenen Doktor Behm.

»Wer sind die?«

Der — und der — u. s. w.

»Warum nimmt das nicht Einer?«

Es ist noch eins und das andre in Richtigkeit zu bringen gewesen; aber nächstens soll zu dem

Verkauf

Verkauf geschritten werden, um aus der Kommunion zu kommen.

«Das ist auch besser. — Was ist dies für Kraut?»

Von jungen etwas spät gesäeten Mohrrüben.

«Und dies ist Kohl?»

Ja, Ew. Majestät, man nennt ihn grünen oder auch braunen Kohl.

«Wozu braucht Ihr ihn?»

Er wird im Winter zum Theil nach der Stadt verkauft, zum Theil aber dem Vieh gegeben.

«Was habt Ihr für Vieh?»

Kühe.

«Wo habt Ihr die?«

Drüben auf der Meierei.

«Dazu habt Ihr ja kein Futter?»

Wir haben Wiesen.

«Hier Wiesen?» (mit der Krücke im Sande scharrend.)

Sie liegen an der Panke.

«Wo ist die Panke?»

Dort in der Niederung.

«Die können nichts taugen, da ist keine Überschwemmung.»

Wir lassen Asche vom Seifensieder aus der Stadt darauf fahren, die frißt das Moos weg, und verursacht, daß Klee wächst.

«Da habt Ihr recht. Wo habt Ihr das gelernt?»

Von meinem Vater.

«Wer war Euer Vater?»

Ein Prediger auf dem Lande in Pommern.

«In welcher Gegend?»

Unweit Bahn.

«Wie heißt der Ort?»

Lindow.

«Wem gehört er?»

Einem gewissen von Steinäcker, dessen Sohn itzt Landrath im greiffenbergischen Kreise ist.

«Also seid Ihr kein Berliner?»

Nein, Ew. Majestät.

«Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?«

Nein, Ew. Majestät, kaum ein Drittel gegen sonst.

«Warum das?»

Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung.

«Wann baden die Leute? im Juli, August und September?»

Nein, Ew. Majestät, im Juni, Juli und August.

«Warum nicht im September?»

Es pflegt dann schon kühle Abende zu geben, wo man sich leicht erkälten kann.

«Warum nicht gar! es ist ja das schönste Wetter.» (Es war diesen Tag sehr warm.) — «Sind Merian und Sack hier gewesen?»

Nein, Ew. Majestät. Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack aber ist schon zu alt, und die Füße wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte sind aber noch die nämlichen.

«Wie alt ist er?»

81 Jahr.

«Nun man kann auch nicht ewig leben. — Wer besorgt Euch dies hier?»

Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspektor aber das übrige besorgen.

«Kann der davon leben?»

Er ist Traiteur mit dabei, kann auch barbiren und Ader lassen.

«So so. (lachend.) — Wozu ist das Brunnenwasser nütz?»

Insonderheit für die Gicht.

«Woher wißt Ihr das?»

Es sind Beispiele davon vorhanden.

«Und welche?»

Es war nur noch im vorigen Sommer eine Frau hier, die so mit der Gicht behaftet war, daß sie ihre Hände nicht brauchen konnte, nach Verlauf einiger Wochen aber besser ward.

«Was war das für eine Frau? eine gemeine Frau?»

Ja, in gewissem Betracht wol, denn sie ist nur eine Bürgersfrau aus der Stadt; sie ist aber reich. —

«Ich hätte mir diesen Garten größer vorgestellt.»

Er ist auch nicht klein. Wenn Ew. Majestät die Gnade haben und diesen Gang etwas weiter hinauf gehen wollten, so würden Sie ihn besser übersehen können. —

Der König ging weiter vorwärts und fragte am Ende:

«Was ist dies für eine Hecke?»

Eine Buchenhecke.

«Die sieht gut aus.»

Sie hat doppelten Nutzen, denn sie sieht nicht allein gut aus, sondern sie macht auch hier den Zaun, weils an der Straße ist.

«Da habt Ihr recht. — Was habt Ihr für Bäume im Garten?»

Mehrentheils Kirschen und Pflaumen, die Äpfel- und Birnbäume wollen nicht recht fort. Ich vermuthe, der Boden ist zu schwach, denn sie sterben hernach am Brand.

«Was habt Ihr für Kirschen?»

Vielerlei Sorten, die nach und nach reif wer-

den, so daß man an sechs Wochen lang immer welche hat. Es sind viel gute Sorten dabei. Selbst Ihro Majestät die Königin haben einigemal welche davon holen lassen.

«Was ist das für Zeug?»

Erbsstroh; man hat die grünen Erbsen zum Kochen und die reifen zur Saat bereits abgenommen. Das Stroh aber wird dem Vieh gegeben.

«Was sind das für Häuser hier herum?»

Die gehören alle zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht.

«Aber die in der Entfernung?»

Das sind Kolonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, und es sind Gärtner darin angesetzt.

«Ja, das weiß ich.»

Es sind aber zu der Zeit bei Lichtenberg und Friedrichsfelde noch mehr erbauet worden.

«Auch das erinnere ich mich. Aber woher wißt Ihr das?»

Ich habe mich genau darnach erkundigt, um auf den gegenwärtigen Fall vorbereitet zu sein.

«Wo ist Euer Haus?»

Ich habe keines, sondern wohne in der Stadt.

«Wovon lebt Ihr?»

Ich habe die Gnade Ew. Majestät zu dienen.

«Also kommt Ihr nur selten heraus, wenn Ihr Zeit habt?»

Ja, Ew. Majestät, die Woche einmal.

«Da, (auf den Flügel sehend) wohnen wol die Brunnengäste?»

Ja, Ew. Majestät.

«Und hier ist vermuthlich die Küche?»

Ja Ew. Majestät.

«Gott behüt' Euch.»

So unbedeutend auch dies Gespräch an sich ist, so gibt es doch einen abermaligen Beweiß, daß dieser große König, der in jeder Hinsicht selbst regierte, es nicht für unwichtig hielt, sich von einer jeden Sache, so gering sie ihm auch sein mußte, aufs genaueste unterrichten zu lassen.

In eben der Hinsicht ist auch das Reisegespräch des Königs sehr merkwürdig, dessen Mittheilung man dem Herrn Kanonikus Gleim verdankt, der es von seinem Verwandten (dem Oberamtmann Fromm) erhielt, welcher dabei zugegen war. Man findet darin den gütigen, herablassenden Monarchen, Beweise von seinem außerordentlichen Gedächtniß, seiner muntern Laune u. s. w. Hier ist es von Wort zu Wort, wie es der Oberamtmann aufgeschrieben hat.

«Den 23sten Juli 1779 geruhten Se. Majestät der König nach den im Rhinluch bei Neustadt an

der Dosse neu angelegten Kolonien, die Se. Majestät auf eigne Kosten aus einem öden Bruch haben urbar machen lassen, und wo itzt dreihundert und acht Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Se. Majestät reisten des Morgens um 5 Uhr von Potsdam ab, gingen über Fahrland, Tirotz, Wustermark, Nauen, Königshorst, Seelhorst, Dechdau, Fehrbellin, Walcho, Protzen, Manker, Garz, Barskow, Bückewitz, Neustadt an der Dosse, Siebersdorf, Klausiushof, (Kolonien) Brenkenhof, bis zu den Bergen bei Stöllen, wo Se. Majestät, weil von diesen Bergen sämmtliche Kolonien übersehen werden konnten, auszusteigen geruhten. Nachher ging die Reise weiter über Hohen-Nauen auf Rathenau, wo Se. Majestät Nachmittags um drei Uhr anlangten, das Mittagsmahl einnahmen und übernachteten. Tags darauf, Montags um 6 Uhr, setzten Se. Majestät die Reise weiter fort ins Magdeburgische, besahen einige Brüche, welche zum Theil urbar gemacht sind, zum Theil aber noch bearbeitet werden, kamen des Nachmittags um 4 Uhr über Zieten und Brandenburg in Potsdam wieder an, und nahmen erst um 4 Uhr Nachmittags zu Potsdam das Mittagsmahl ein.»

«Bis Seelhorst war der Amtsrath Sach zu Königshorst Sr. Majestät vorgeritten: die Reihe traf nun mich. Um 8 Uhr des Morgens kamen

Se. Majestät auf Seelhorst an, und hatten den General, Grafen von Görz, im Wagen bei sich. Se. Majestät sprachen bei der Umspannung mit den zietenschen Husaren-Offizieren, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen, und bemerkten mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnte ich neben dem Wagen nicht reiten. In Dechdau bekamen Se. Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechdau gehört, zu sehen, und behielten ihn neben dem Wagen bei sich bis dahin, wo die dechdauische Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesee zum Theil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, und ging an den Wagen heran.»

v. Rathenow. Unterthänigster Knecht Ew. Majestät.

Der König. Wer seid Ihr?

v. R. Ich bin der Hauptmann v. Rathenow aus Karvesee.

D. K. (die Hände faltend.) Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? ich dachte, Er wäre längst todt. Wie geht es Ihm? ist Er gesund?

v. R. O ja, Ew. Majestät.

D. K. Aber, mein Gott! wie dick ist Er geworden!

v. R. Ja Ew. Majestät. Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.

D. K. Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheirathet?

v. R. Ja, Ew. Majestät.

D. K. Ist Seine Frau auch unter den Damen dort?

v. R. Ja, Ew. Majestät.

D. K. Laß Er sie doch herkommen! (sogleich den Hut ab.) Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.

Frau v. R. Sehr viel Gnade für meinen Mann!

D. K. Was sind Sie für eine geborne?

Fr. v. R. Ein Fräulein v. Kröcher.

D. K. Haha! eine Tochter vom General von Kröcher!

Fr. v. R. Ja Ihro Majestät.

D. K. O, den habe ich recht gut gekannt. — Hat Er auch Kinder, Rathenow?

v. R. Ja, Ew. Majestät. Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!

D. K. Nun! das freut mich. Leb Er wohl. Leb Er wohl.

«Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und der Förster Brand ritt als Forstbedienter mit. Als

wir an einen Fleck von Sandschellen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Se. Majestät: Förster, warum sind die Sandschellen nicht besäet?

Der Förster. Ew. Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Theil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier rechter Hand haben sie Kienäpfel gesäet.

Der König. Wer hat die gesäet?

D. F. Hier der Oberamtmann.

D. K. (zu mir.) Na! sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis, daß die Sandschellen besäet werden sollen. — (zum Förster.) Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden?

D. F. O ja, Ihro Majestät.

D. K. Na! wie werden sie gesäet? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?

D. F. Von Abend gegen Morgen.

D. K. Das ist recht. Aber warum?

D. F. Weil aus dem Abend am meisten Winde kommen.

D. K. Das ist recht! —

«Nun kamen Se. Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Probst vom zietenschen Husarenregiment, und mit dem fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, ward die Reise fortgesetzt,

und da Se. Majestät gleich an meinen Graben, die im fehrbellinischen Luch auf königl. Kosten gemacht sind, vorbeifuhren, so ritt ich an den Wagen, und sagte:

Ew. Majestät, das sind schon zwei neue Graben, die wir durch Ew. Majestät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten.

Der König. So, so! das ist mir lieb! Wer seid Ihr?

Der Beamte. Ew. Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

D. K. Wie heißt Ihr?

D. B. Fromm.

D. K. Haha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrath Fromm?

D. B. Ew. Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrath im Amte Lehnin gewesen.

D. K. Amtsrath! Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?

D. B. O ja, Ew. Majestät.

D. K. Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr?

D. B. Ja, Ew. Majestät! auf diesem Vor-

werk halte ich vierzig, auf allen Vorwerken siebzig Kühe mehr.

D. K. Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?

D. B. Nein, Ew. Majestät!

D. K. Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?

D. B. Ja!

D. K. Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen.

D. B. Ja, Ew. Majestät, das brauch ich auch; aber Küchensalz thut beinahe eben die Dienste.

D. K. Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran lecken kann.

D. B. Ja, es soll geschehen.

D. K. Sind hier sonst noch Verbesserungen zu machen?

D. B. O ja, Ew. Majestät. Hier liegt der Kemmensee. Wenn dieser abgegraben würde, so bekämen Ew. Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und die ganze Gegend hier würde schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde. Auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen.

D. K. Das glaub ich! Euch wird aber wol bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruinirt, wenigstens die Gutsherrn des Terrains? nicht wahr?

D. B. Ew. Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zur königlichen Forst, und stehen nur Birken darauf.

D. K. O, wenn weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kanns geschehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen.

D. B. Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Ew. Majestät sicher darauf rechnen, daß achtzehnhundert Morgen von dem See gewonnen werden; das wären sechs und dreißig Kolonisten, jeder zu funfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt, und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Kapital sich gut verzinsen.

D. K. Na! sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis! der Mann verstehts, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien; sondern wenns nur zwei oder drei

Familien sind, so könnt Ihrs immer mit dem Mann abmachen!

D. B. Es soll geschehen, Ew. Majestät!

D. K. Kann ich hier nicht Wusterau liegen sehen?

D. B. Ja, Ew. Majestät; hier rechts, das ists. (Wusterau, dem verstorbenen General v. Zieten gehörig.)

D. K. Ist der General zu Hause?

D. B. Ja!

D. K. Woher wißt Ihr das?

D. B. Ew. Majestät, der Rittmeister v. Lestocq liegt in meinem Dorfe auf Grasung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ichs.

D. K. Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?

D. B. O ja, die Meierei hier rechts hat er gebaut, und eine Kuhmelkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.

D. K. Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?

D. B. Honig.

D. K. Wie lange ist er da?

D. B. Seit Trinitatis.

D. K. Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?

D. B. Kanonikus.

D. K. Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel den Kanonikus zum Beamten?

D. B. Ew. Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter von Ew. Majestät zu sein.

D. K. Warum ist aber der Alte nicht geblieben?

D. B. Ist gestorben.

D. K. So hätte doch die Witwe das Amt behalten können!

D. B. Ist in Armuth gerathen!

D. K. Durch Frauenswirthschaft!

D. B. Ew. Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt, und habe keine Remission erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

D. K. Mein Sohn, heute hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

D. B. Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat!

Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Se. Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen.

D. K. Na, Amtmann! vorwärts! bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. — (Diese letztern Worte wiederholten Se. Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.) Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da rechts?

D. B. Langen.

D. K. Wem gehörts?

D. B. Ein Drittheil Ew. Majestät unter dem Amte Alt-Ruppin; ein Drittheil dem Herrn v. Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.

D. K. Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg.

D. B. Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!

D. K. Es ist aber nicht wahr: der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!

D. B. Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karwesen drei Unterthanen.

D. K. Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.

D. B. Ew. Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.

D. K. Ja dann habt Ihr recht! Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.

D. B. Buschow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Karbe, —

D. K. Recht! Karbe. Wem gehört das Gut?

D. B. Dem Herrn v. Knesebeck.

D. K. Ist er in Diensten gewesen?

D. B. Ja, Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

D. K. Unter der Garde? (an den Fingern zählend) Ihr habt recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in knesebeckschen Händen ist. — Na! sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?

D. B. Ja, Ew. Majestät!

D. K. Wißt Ihr, wie lange es ist, daß ich nicht hier gewesen bin?

D. B. Nein!

D. K. Das sind drei und vierzig Jahre. — Kann ich Ruppin liegen sehen?

D. B. Ja, Ew. Majestät! der Thurm, der hier rechts über die Tannen herüber sieht, ist Ruppin.

D. K. (mit dem Glase sich aus dem Wagen lehnend.) Ja ja! das ist er, ich kenn ihn noch.— Kann ich Dramnitz liegen sehen?

D. B. Nein, Ew. Majestät. Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kyritz!

D. K. Werden wirs nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?

D. B. Es könnte sein, bei Neustadt; aber ich zweifle.

D. K. Das ist Schade! Kann ich Pechlin liegen sehn?

D. B. Itzt nicht, Ew. Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ew. Majestät gar werden sehen können.

D. K. Na! gebt Achtung, und wenn Ihr es seht, so sagt es! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?

D. B. In Protzen bei dem Vorspann wird er sein!

D. K. Können wir noch nicht Pechlin liegen sehn?

D. B. Nein.

D. K. Wem gehörts itzt?

D B. Einem gewißen Schönermark.

D. K. Ist er von Adel?

D. B. Nein.

D. K. Wer hat es vor ihm gehabt?

D. B. Der Feldjäger Ahrens; der hat es von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlichen Familien gewesen.

D. K. Das weiß ich. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

D. B. Walcho.

D. K. Wem gehört es?

D. B. Ihnen Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin. —

D. K. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

D. B. Protzen.

D. K. Wem gehört es?

D. B. Dem Herrn von Kleist.

D. K. Was ist das für ein Kleist?

D. B. Ein Sohn vom General Kleist.

D. K. Von was für einem General Kleist?

D. B. Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Ew. Majestät gewesen, und steht itzt zu Magdeburg bei dem kalksteinischen Regiment als Oberstlieutenant.

D. K. Haha! von dem? die Kleiste kenne ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?

D. B. Ja, Ew. Majestät! er ist Fähnrich

gewesen unter dem Prinz Ferdinandischen Regiment.

D. K. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

D. B. Das weiß ich nicht!

D. K. Ihr könnt es mir sagen, ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

D. B. Ew. Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen.

«Nun waren wir an Protzen heran. Ich ward gewahr, daß der alte General v. Zieten in Protzen vor dem Edelhofe stand, ritt an den Wagen heran und sagte:

Ew. Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

D. K. Wo? wo? o reitet vor und sagt es den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen.

«Nun stiegen Se. Majestät hier aus, und freuten sich außerordentlich über die Anwesenheit des Generals von Zieten, sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen: ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche. Auf einmal gingen Se. Majestät bei Seite, kamen wieder und riefen: Amtmann!

(dicht am Ohr) Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?

Ich (ebenfalls dicht am Ohr). Ew. Majestät, es ist der Landrath von Quast vom ruppinschen Kreise!

D. K. Schon gut!

«Nun gingen Se. Majestät wieder zum General v. Zieten und Herrn v. Kleist, und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr v. Kleist präsentirte Sr. Majestät sehr schöne Früchte: auf einmal drehten Sie sich um, und sagten:

«Serviteur, Herr Landrath!»

«Als nun selbiger auf Se. Majestät zugehen wollte, sagten Se. Majestät: «Bleib Er nur da, ich kenn Ihn. Er ist der Landrath v. Quast!»

«Nun war angespannt. Se. Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General v. Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Ob nun wol Se. Majestät in Protzen die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, so wie wir aus Protzen waren, ein Butterbrot für sich und für den Herrn General, Grafen v. Görz, aus der Wagentasche, und aßen während des Fahrens immer Pfirsiche. Beim Wegfahren glaubten Se. Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen:

»Amtmann, kommt mit! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?«

D. B. Er wird vermuthlich krank sein, sonst wäre er in Protzen bei dem Vorspann gewesen.

D. K. Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen hat?

D. B. Nein, Ew. Majestät; ich weiß es wahrhaftig nicht.

D. K. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

D. B. Manker.

D. K. Wem gehört es?

D. B. Ihnen, Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin.

D. K. Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ärnte zufrieden?

D. B. Sehr gut, Ew. Majestät!

D. K. Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!

D. B. Ew. Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden bei dem Wintergetreide reichlich ersetzt.

Nun sahen Se. Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.

D. K. Es ist eine gute Ärnte, Ihr habt recht, es steht ja Mandel bei Mandel hier!

D. B. Ja, Ew. Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.

D. K. Was ist das, Stiege?

D. B. Das sind zwanzig Garben zusammengesetzt!

D. K. O, es ist unstreitig eine gute Ärnte. Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?

D. B. Ew. Majestät, ich weiß es nicht. Mich däucht, er hat vom Vater die Güter annehmen müssen. Eine andre Ursache weiß ich nicht.

D. K. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

D. B. Garz.

D. K. Wem gehört es?

D. B. Dem Kriegsrath v. Quast.

D. K. Wem gehört es?

D. B. Dem Kriegsrath v. Quast.

D. K. Ei was! Ich will von keinem Kriegsrath was wissen! Wem gehört das Gut?

D. B. Dem Herrn v. Quast.

D. K. Na! das ist recht geantwortet.

Nun kamen Se. Majestät in Garz an. Die Umspannung besorgte Herr von Lüderitz aus Nackeln, als erster Deputirter des ruppinschen Kreises. Dieser hatte einen Hut auf mit einer weissen Feder. Als nun die Umspannung geschehen war, ging die Reise gleich fort.

D. K. Wem gehört das Gut hier links?

D. B. Dem Herrn v. Lüderitz; es heißt Nackeln.

D. K. Was ist dies für ein Lüderitz?

D. B. Ew. Majestät, der in Garz bei dem Vorspann war.

D. K. Haha! der Herr mit der weissen Feder. Säet Ihr auch Weizen?

D. B. Ja, Ew. Majestät!

D. K. Wie viel habt Ihr ausgesäet?

D. B. Drei Wispel, zwölf Scheffel.

D. K. Wie viel hat Euer Vorfahr ausgesäet?

D. B. Vier Scheffel.

D. K. Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet, als Euer Vorfahr?

D. B. Wie ich schon die Gnade gehabt, Ew. Majestät zu sagen, daß ich siebzig Stück Kühe mehr halte, wie mein Vorfahr, mithin meinen Acker durch Dünger besser in Stand setzen, und Weizen säen kann!

D. K. Aber warum bauet Ihr keinen Hanf?

D. B. Er geräth hier nicht. Im kalten Klima geräth er besser. Unsre Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen, und besser, als ich ihn bauen kann.

D. K. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsäetet?

D. B. Weizen!

D. K. Warum bauet Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?

D. B. Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.

D. K. Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen.

D. B. Das habe ich gethan, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; denn, wenn sie fehl schlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.

D. K. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?

D. B. Weizen!

D. K. Na! so bleibt bei dem Weizen! Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein.

D. B. Ja, Ew. Majestät. Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an funfzigtausend Thaler Kapital haben.

D. K. Das ist gut!

D. B. Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte elftausend Thaler in der Bank.

D. K. Wie viel?

D. B. Elftausend Thaler.

D. K. So müßt Ihr sie auch immer erhalten!

D. B. Ja! es ist recht gut, Ew. Majestät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch

übermüthig, wie die hiesigen Unterthanen, welche mich schon siebenmal bei Ew. Majestät verklagt haben, um vom Hofedienst frei zu sein.

D. K. Sie werden auch wol Ursache gehabt haben!

D. B. Sie werden gnädigst verzeihen: es ist eine Untersuchung gewesen, und ist befunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt, sondern immer Recht gehabt und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! Dennoch blieb die Sache wie sie ist; die Bauern werden nicht bestraft; Ew. Majestät geben den Bauern immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben!

D. K. Ja! daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub ich wohl! Ihr werdet Euerm Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puter schicken.

D. B. Nein, Ew. Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andre Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?

D. K. Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter?

D. B. Nach Berlin.

D. K. Warum nicht nach Ruppin?

D. B. Die mehrsten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Aufwande brauchen! Der

Soldat ißt alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen.

D. K. Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?

D. B. Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinsche Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund.

D. K. Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?

D. B. Bei dem ganzen Regimente sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht delikat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.

D. K. Ja, da habt Ihr Recht! Die Berliner essen gern was Delikates. — Na, macht mit den Unterthanen, was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!

D. B. Ew. Majestät, das wird mir nicht einfallen, und keinem rechtschaffnen Beamten.

D. K. Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?

D. B. Stöllen können Ew. Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stöllen, auf welchen Ew. Majestät alle Kolonien übersehen können!

D. K. So? das ist gut! dann reitet mit bis dahin.

Nun kamen Se. Majestät an eine Menge

Bauern, die Roggen mäheten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen, und Se. Majestät so durchfahren liessen!

D. K. Was Teufel, die Leute wollen wol Geld von mir haben?

D. B, O nein, Ew. Majestät! sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind, und die hiesige Gegend bereisen.

D. K. Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt das Dorf hier vorn?

D. B. Barsekow!

D. K. Wem gehört es?

D. B. Dem Herrn v. Mütschefall.

D. K. Was ist das für ein Mütschefall?

D. B. Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Ew. Majestät als Kronprinz gehabt haben.

D. K. Mein Gott! lebt der noch?

D. B. Nein; er ist todt, die Tochter hat das Gut.

«Nun kamen wir in das Dorf Barsekow, wo der Edelhof eingefallen ist.

D. K. Hört! Ist das der Edelhof?

D. B. Ja.

D. K. Das sieht ja elend aus! —

«Nun kam die eine mütschefallsche Tochter, die einen mecklenburgischen Edelmann, Herrn v. Kriegs-

heim, geheirathet hat, bei dem Umspannen an den Wagen. Der König hatte ihnen eine Kolonie von zweihundert Morgen Land geschenkt. Als sie an den Wagen kam, überreichte sie Sr. Majestät etliche Früchte. Se. Majestät bedankten sich dafür, fragten, wer ihr Vater gewesen? wann er gestorben sei? u. s. w. Auf einmal präsentirte sie ihren Mann, bedankte sich für die zweihundert Morgen, stieg auf den Tritt am Wagen, und wollte Sr. Majestät, wo nicht die Hand, doch den Rock küssen. Se. Majestät setzten sich ganz auf die andre Seite vom Wagen, und riefen: Laß Sie sein, laß Sie sein, meine Tochter! Es ist schon gut! — Amtmann, macht, daß wir fortkommen! —

D. K. Hört einmal, den Leuten gehts hier wol nicht gut?

D. B. Recht schlecht, Ew. Majestät! Es ist die größte Armuth.

D. K. Das ist mir leid! Sagt mir doch: es wohnte hier vor diesem ein Landrath. Er hatte viele Kinder: könnt Ihr Euch nicht auf ihn besinnen?

D. B. Es wird der Landrath v. Gorgas zu Ganser gewesen sein.

D. K. Ja ja! der ists gewesen. Ist er schon todt?

D. B. Ja, Ew. Majestät. Er ist 1771 ge-

storben, und es war besonders, in vierzehn Tagen starb er, seine Frau, die Fräulein und vier Söhne. Die andern vier mußten eben die Krankheit ausstehen, die wie ein hitziges Fieber war, und obwol die Söhne, weil sie in Diensten waren, in verschiedenen Garnisonen standen, und kein Bruder zum andern kam, so bekamen sie alle vier doch dieselbe Krankheit, und kamen nur noch so eben mit dem Leben davon.

D. K. Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen! Wo sind die noch lebenden vier Söhne?

D. B. Einer unter den zietenschen Husaren, einer unter den Gensd'armes, einer ist unter dem Prinz Ferdinandischen Regiment gewesen, und wohnt auf dem Gute Dersau. Der vierte ist der Schwiegersohn vom Herrn General v. Zieten. Er war Lieutenant bei dem zietenschen Regiment; Ew. Majestät haben ihm aber in diesem letzten Kriege wegen seiner Kränklichkeit den Abschied gegeben; nun wohnt er in Ganser.

D. K. So? Ist das schon einer von den Gorgassen? — Macht Ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?

D. B. O ja! dieses Jahr habe ich spanische Gerste gesäet. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen finde ich gut!

D. K. Was ist das für Roggen?

D. B. Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unter dem zehnten Korn habe ich ihn noch nicht gehabt!

D. K. Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn!

D. B. Das ist nicht viel! Belieben Ew. Majestät den Herrn General v. Görz zu fragen, die werden Ihnen sagen, daß dies im Holsteinischen nicht viel ist. — (Den General, Grafen v. Görz, habe ich im Holsteinischen kennen lernen.) —

«Nun sprachen sie in dem Wagen eine Weile von dem Roggen. Auf einmal riefen Se. Majestät aus dem Wagen:

Na, so bleibt bei dem holsteinischen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen!

D. B. Ja, Ew. Majestät!

D. K. Aber macht mir einmal eine Idee; wie hat das Luch ausgesehen, ehe es gegraben war?

D. B. Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trockensten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten es in große Miethen setzen. Im Winter nur, wenns scharf gefroren hatte, konnten wirs herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Graben, die Ew. Majestät haben machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ew. Maje-

stät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wenn wir wollen.

D. K. Das ist gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh wie sonst?

D. B. Ja!

D. K. Wie viel wol mehr?

D. B. Mancher eine Kuh, mancher zwei, nachdem es sein Vermögen gestattet.

D. K. Aber wie viel halten sie wol sämmtlich mehr? ungefähr nur!

D. B. Bis hundert und zwanzig Stück! —

«Nun mußten Se. Majestät wol den Herrn General von Görz gefragt haben, woher ich ihn kennte? weil ich wegen des holsteinischen Roggens zu Sr. Majestät sagte: Sie möchten nur den Hrn. General nach dem Roggen fragen; und derselbe hat vermuthlich der Wahrheit gemäß geantwortet: daß er mich im Holsteinischen kennen gelernt, und daß ich daselbst Pferde gekauft hätte, auch in Potsdam mit Pferden gewesen wäre. Auf einmal sagten Se. Majestät:

Hört! ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon, und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.

D. B. Ew. Majestät, ich handle nicht mehr

mit

mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahre.

D. K. Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!

D. B. O, Ew. Majestät, wenn man sich Mühe gibt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs erhielt.

D. K. Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!

D. B. Ew. Majestät, es war ein mecklenburgischer Edelmann.

D. K. Er ist aber doch ein Narr gewesen.

«Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrath Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt, und Se. Majestät vorbei reisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer ward, Se. Majestät immer nach den Dörfern fragten, die hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche Söhne im Dienste hätten; so holte ich den Herrn Amtsrath Klausius an den Wagen heran, und sagte: Ew. Majestät, das ist der Amtsrath Klausius vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiktion die Kolonien stehen.

D. K. So, so! das ist mir lieb. Laßt ihn herkommen. — Wie heißt Ihr? — (Von hier an sprach der König das meiste mit dem Amtsrath Klausius, und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.)

Der Amtsrath. Klausius.

D. K. Klau=si=us. Na, habt Ihr viel Vieh auf den Kolonien?

D. A. Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück Kühe, Ew. Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

D. K. Vermehren sich auch die Menschen gut? gibt es brav Kinder?

D. A. O ja, Ew. Majestät! es sind itzt funfzehnhundert sieben und siebzig Seelen auf den Kolonien!

D. K. Seid Ihr auch verheirathet?

D. A. Ja, Ew. Majestät!

D. K. Habt Ihr auch Kindet?

D. A. Stiefkinder, Ew. Majestät!

D. K. Warum nicht eigene?

D. A. Das weiß ich nicht, Ew. Majestät, wie das zugeht.

D. K. (zu mir.) Hört, ist die mecklenburgische Grenze noch weit von hier?

D. V. Nur eine kleine Meile. Es sind aber

nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Stetzebart, Rosso u. s. w.

D. K. Ja, ja! sie sind mir bekannt. Das hätte ich aber doch nicht geglaubt, daß wir so nah am Mecklenburgischen wären. (zum Amtsrath) Wo seid Ihr geboren?

D. A. Zu Neustadt an der Dosse.

D. K. Was ist Euer Vater gewesen?

D. A. Prediger.

D. K. Sind es noch gute Leute, die Kolonisten? die erste Generazion pflegt nicht viel zu taugen!

D. A. Es geht noch an.

D. K. Wirthschaften sie gut?

D. A. O ja, Ew. Majestät! Se. Exzellenz der Minister von Derschau haben mir auch eine Kolonie von fünf und siebzig Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.

D. K. (lächelnd.) Ha ha! mit gutem Exempel! Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her?

D. A. Aus dem Ruppinschen.

D. K. Wie weit ist das?

D. A. Drei Meilen.

D. K. Das ist auch sehr weit! da hätte müssen gesorgt werden, daß sie es näher hätten!

— (zu mir.) Was ist das für ein Mensch, der da rechts?

D. B. Der Bauinspektor Menzelius, der hier die Bauten in Aufsicht hat.

D. K. Bin ich hier in Rom? es sind ja lauter lateinische Namen! — Warum ist das hier so hoch eingezäunt?

D. B. Es ist das Maulthiergestüte.

D. K. Wie heißt die Kolonie?

D. B. Klausiushof.

D. A. Ew. Majestät, sie kann auch Klaushof heissen!

D. K. Sie heißt Klausiushof. Wie heißt da die andre Kolonie?

D. B. Brenkenhof.

D. K. So heißt sie nicht.

D. B. Ja, Ew. Majestät! ich weiß es nicht anders!

D. K. Sie heißt Brenken-ho-si-ushof! — Sind das die stöllenschen Berge, die da vor uns liegen?

D. B. Ja, Ew. Majestät!

D. K. Muß ich durch das Dorf fahren?

D. A. Es ist eben nicht nöthig; aber der Vorspann steht darin.

D. B. Wenn Ew. Majestät befehlen, so will

ich vorreiten, und den Vorspann aus dem Dorfe heraus nehmen, und hinter die Berge legen.

D. K. O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.

«Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Se. Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Se. Majestät aus dem Wagen stiegen, liessen sie sich einen Tubus geben, besahen die ganze Gegend und sagten dann:

Das ist wahr, das ist über meine Erwartung! das ist schön! Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen. — (Zu mir.) Sagt mir mal: ist die Elbe weit von hier?

D. V. Ew. Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Werben in der Altmark, dicht an der Elbe.

D. K. Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubus noch einmal her. — Ja, ja! es ist doch wahr! Aber was ist das andre für ein Thurm?

D. V. Ew. Majestät, es ist Havelberg.

D. K. Na! kommt alle her! (Es waren der Amtsrath Klausius, der Bauinspektor Menzelius und ich.) Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls,

so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf?

D. B. Elsen und Eichen, Ew. Majestät.

D. K. Na! die Elsen können gerodet werden, und die Eichen können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen, oder sonst nutzen! Wenn es urbar ist, dann rechne ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?

«Nun antwortete keiner, zuletzt fing ich an, und sagte:

Ja, Ew. Majestät, vielleicht!

D. K. Höret mal, Ihr könnt mir sicher antworten. Es werden mehr oder weniger Familien! das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh ich es so gut, wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können!

Der Bauinspektor. Ew. Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.

D. K. Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Äquivalent dafür geben, wie sichs am besten thun läßt. Umsonst verlang ichs nicht. — (Zum Amtsrath Klausius.) Na! hört mal, Ihr könnt es an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb ich! — (Zu mir.) Und

Ihr geht nach Berlin, und sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben.

Nun setzten Se. Majestät sich in den Wagen, und fuhren den Berg hinunter. Es ward umgespannt. Weil nun Se. Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die stöllenschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen, und fragte:

Befehlen Ew. Majestät, daß ich noch weiter mit soll?

D. K. Nein, mein Sohn! reitet in Gottes Namen nach Hause! —

Der Herr Amtmann brachte sodann Se. Majestät bis nach Rathenow, wo Sie im Posthause logirt haben. In Rathenow sind Se. Majestät über Tafel ungemein vergnügt gewesen, haben mit dem Herrn Oberstlieutenant v. Backhof von den Karabiniers gespeiset, und der Oberstlieutenant hat selbst erzählt, daß Se. Majestät gesagt hätten:

Mein lieber Backhof! ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich bin in langer Zeit mit solch einem Vergnügen nicht gereist. Ich nahm die Reise mit vor, weil ich keine Revüe hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß künftig wieder solch eine Reise vornehmen werde. Hör Er mal, wie ists Ihm gegan=

gen im letzten Kriege? Vermuthlich schlecht! Ich habe in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten! Ich hätte was ausrichten können; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wäre ich werth gewesen, daß man mich vor die Fahnenwache gelegt, und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen. —

«Dieß ist sehr rührend aus dem Munde eines großen Monarchen zu hören,» sagte der Oberstlieutenant v. Backhof, und Thränen kamen dem alten Soldaten in die Augen. Nachher haben Se. Majestät gesagt: «Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt; der wußte die ganze Bataille zu beschreiben, und kannte den Wahlplatz sehr gut. Einmal setzte ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden mit ihm war. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht ich, du mußt doch deinen Spaß mit dem

Alten haben! Da fragt ich ihn: Vater, wißt Ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich mit einander gestritten haben? «O jo, Ew. königl. Hoheiten, dat will ick Se wohl seggen. As unse Korförste is jung gewest, hät he in Utrecht studert, und da is de König von Schweden as Prinz ohk gewest. Da hebben nu de beede Herrn sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Picke davon.»

«Weiter kann ich von der Reise keine Beschreibung machen. Denn Se. Majestät haben zwar noch viel gesprochen und gefragt; es würde aber wol schwer sein, alles zu Papier zu bringen.»

Auch folgendes Gespräch des Königs mit der bekannten Dichterin Karschin ist ein neuer Beweis der Leutseligkeit des großen Monarchen, und ich rücke es hier so ein, wie sie es selbst aufgesetzt hat.

Im großen Friedensjahre nach dem siebenjährigen Feldzuge war der General Seidlitz beim Könige zu Potsdam. Die Karschin hatte die Ehre eines Briefwechsels mit diesem Feldherrn gehabt, und ward ihm nun persönlich bekannt. Sie befand sich eben in Potsdam. Eines Abends lenkte Seidlitz das Gespräch mit seinem Monarchen auf die

teutschen Dichter, und erwähnte dabei einer Frau, die im niedern Stand zur Dichterin ward. Der König ließ die Karschin nach Sanssouci rufen. Sie kam. Seine Pagen sagten: er schliefe, befände sich nicht wohl. Es war Nachmittags um 5 Uhr. Sie ging. Der König wachte bald hernach auf, und fragte nach ihr. Auf die Nachricht, daß sie fort wäre, befahl er, sie morgen um eben die Stunde zu bestellen. Sie ging nach Sanssouci, und der König kam nun aus seinem Kabinette. Lentulus und Katt blieben im Hintergrunde stehen, und horchten wie Se. Majestät fragten:

Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?

Ew. Majestät, ja! man gibt mir den Namen.

Wer war Ihr Vater?

Brauer und Gastwirth. Sein Name war Dürbach.

Aus welchem Orte war er gebürtig?

Aus Schweidnitz, einem Dorfe bei Grünberg.

Wo ward Sie geboren?

In Niederschlesien, zwischen Krossen und Züllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt der Hammer, und gehört zu dem schwiebuser Kreise.

Sie war also auf dem Lande, hatte

keine Erziehung, keine Schule? — Wodurch ward Sie denn zur Poetin?

Durch die Natur und durch die Siege Ew. Majestät.

Sie hat doch Bücher gelesen?

Ja, Ew. Majestät, ich las verschiedene Dichter, Gellert, Haller, Hagedorn, Ramler, Gleim und andre mehr.

Nicht auch die alten Schriftsteller?

Ich habe keine andre Sprache, als Teutsch gelernt.

I nu, man hat doch Übersetzungen, lese Sie da welche.

Ja ich las Plutarchs Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Iliade, und den Horaz —

Doch den Horaz! das ist gut. Aber wie siehts um Ihre Muttersprache aus? gibt es da nicht Fehler?

Ew. Majestät, man sagt, ich sei meiner Sprache ziemlich mächtig, und mache nur dann und wann kleine Fehler.

O, man muß gar keine machen.

Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden.

Hat Sie keinen Mann?

Ich hatte einen, der mich nie versorgte. Ich habe ihn nicht mehr.

Ließ er Ihr Kinder?

Eine Tochter.

Wo ist die?

Zu Berlin bei der Realschule. Hofrath Stahl bezahlt Kostgeld für sie.

Wie alt ist sie?

Dreizehn Jahr.

Ist sie schön?

Nein, Ew. Majestät, sie hat keine schöne Mutter.

Ha! die Mutter war doch wol einmal schön! rief Friedrich, und fragte ferner: Wo wohnt Sie denn zu Berlin?

Ew. Majestät, ich wohne sehr schlecht. Die Logis sind seit dem Frieden sehr theuer.

Nu, wo wohnt Sie denn da?

An der Stechbahn im alten Konsistorium drei Treppen hoch unterm Dache, in einer Kammer, wie zu Paris in der Bastille.

Der König lachte und fragte weiter: Von was lebt Sie denn aber?

Von der Diskretion meiner Freunde.

Läßt Sie denn niemals was drucken?

Ja, Ew. Majestät, ich gab einige Blätter zum Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde.

Was ward Ihr dafür?

Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter.

Zwanzig Thaler; in Wahrheit, davon lebt man nicht lange in Berlin. Na, ich will schon sehen, will für sie sorgen. Adieu.

Mit diesen Worten verließ der Monarch die Karschin, und man weiß nicht, warum sie statt einer Versorgung nur nach und nach sieben und neunzig Thaler von Sr. Majestät erhalten hat. Sein königl. Nachfolger ließ ihr ein Haus bauen, und erfüllte dadurch das Versprechen seines großen Oheims, der nicht ungnädig auf sie war, denn sie erhielt am Neujahrstage 1785 auf ihren Wunsch folgendes Kabinetsschreiben zur Antwort:

«Se. königl. Majestät, unser allergnädigster «Herr, haben der Poetin Karschin Neujahrwunsch «gnädig aufgenommen, und wünschen ihr dagegen «alles Glück und Wohlergehen an, als ihr gnä«diger König.»

Es war wie gewöhnlich mit eigenem Federzug unterschrieben und datirt: den 1sten Januar 1785, und brachte der Karschin viel Freude, weil es ein Wunsch des großen Vaterlandsvaters war.»

Einst stand der König in dem Schloß zu Pots-

dam des Morgens am Fenster, und sah auf der langen Brücke einen Handwerksburschen, der sein Bündel vor sich gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet hatte, und eine Zeitlang in dieser Stellung unverrückt stand. Dies fiel dem König auf, und er ließ den Menschen vor sich kommen.

Der König. Wer seid Ihr?

Der Handwerksbursche. Ein Weißgerbergesell.

D. K. Wo wollt Ihr hin?

D. H. Nach Berlin.

D. K. Und wo kommt Ihr her?

D. H. Aus Leipzig.

D. K. Gibt es denn da keine Arbeit? keinen Verdienst?

D. H. Ei ja, zu leben gibts wohl; — aber —

D. K. Nun!

D. H. Man will sich auch weiter umsehen, und Berlin soll eine schöne Stadt sein.

D. K. So?

D. H. Ja, und man soll auch da zu leben haben.

D. K. Wenn man arbeitet!

D. H. Ich bin mein Tage kein Faullenzer gewesen!

D. K. Nun das ist gut. Geht in Gottes

Namen, und seid fleißig. — (Gibt ihm zwei Friedrichsd'or.)

D. H. Tausend Dank, Ihro Majestät! O wenn ich doch dankbar sein könnte! — Nun, komme ich wieder nach Sachsen, so will ich es aller Welt erzählen, was der König von Preußen für ein gnädiger und freigebiger Herr ist —

D. K. Nein, nein; das thut nicht. Es möchten sonst sich viele Weißgerbergesellen bei mir melden, und sich nach der Wahrheit erkundigen wollen.

Einst befand sich der König zu Berlin in der Oper, und hörte neben sich in einiger Entfernung ein Geräusch. Er fragte nach der Ursache, und erfuhr, daß ein berliner Kaufmann, Namens Ölschläger, ohnmächtig geworden wäre. Augenblicklich zog er sein Flakon mit ungrischem Wasser aus der Tasche, und schickte es ihm durch einen Pagen zu. Damit war er noch nicht zufrieden, sondern erkundigte sich noch verschiedenemal, ob der Mann auch wieder besser und außer Gefahr wäre?

Im Jahre 1774 kam der König bei seiner Reise nach Schlesien den 15ten August sehr frühe nach Köpenick. Während daß die Pferde gewechselt wurden, sprach er mit verschiedenen Personen, unter andern auch mit dem dortigen Landjäger Bock, welcher sich, wie gewöhnlich, bereit machte, dem

Könige vorzureiten. Der König befahl ihm, zu Hause zu bleiben, weil es sehr unfreundlich Wetter und er ein alter Mann wäre und kränklich aussähe. Bock wollte sich aber nicht abhalten lassen, seine Pflicht zu beobachten, und stieg zu Pferde, dem Könige vorzureiten, ungeachtet er wirklich krank war. Ungefähr eine Viertelmeile von Köpenick rührte ihn der Schlag. Der König war ganz außer sich: er ließ anhalten, holte selbst ungrisches Wasser aus seinem Wagen, ließ gleich Anstalt machen, daß dem Manne zur Ader gelassen ward, und fuhr nicht eher weiter, als bis sich zeigte, daß keine Hoffnung zum Leben da war. Er war über diesen Zufall auf der Reise äußerst niedergeschlagen.

In den ersten Jahren der Regierung war in einem Zimmer des Königs, neben dem Schlafgemach, etwas von der Decke abgefallen. Es ward also ein Stuckaturarbeiter bestellt. Dieser hatte aber das Unglück, gleich beim Anfange der Arbeit, welches sehr früh war, von der Leiter zu fallen und sich den Fuß zu verrenken. Der König, welcher den Fall hörte, trat sogleich heraus, und sahe den Mann auf der Erde liegen, der gern aufstehen wollte und nicht konnte. Er schickte den anwesenden Kammerlakai sogleich zum Arzt, und fragte den Verunglückten: Wo thut es Ihm weh? Der Arbeiter auf den Knöchel zeigend sagte:

hier!

«hier!» Das geht noch an, erwiederte der König, der Fuß ist nicht gebrochen, sondern nur unten verrenkt. Reich Er mir Seine Hand, und halte Er sich an mich an, dadamit Er sich auf einen Stuhl setzen kann. Nun trat bald hierauf der Arzt nebst einigen Lakaien herein. Der König befahl dem Arzt, den Patienten mit sich in den Wagen zu nehmen, ihn nach Hause zu bringen, und für seine Gesundheit alle Sorge zu tragen, und zu den Lakaien sagte er: Ihr habt heute wieder lange geschlafen. Ich muß mich hier mit dem armen Mann ganz allein quälen. Ich werde Euch wol künftig wecken müssen. Der König ließ dem Verunglückten nach seiner Herstellung für die ganze Zeit seiner Krankheit doppeltes Arbeitslohn auszahlen.

Im Karneval zu Anfange des Jahres 1751 erlitt eine verheirathete Sängerin, welche in der Oper Mithridate die Rolle der Fedima zu spielen hatte, gerade in der Nacht vor einer der letzten Vorstellungen dieser Oper, einen unvermutheten und unangenehmen Zufall. Sie war sehr schwach; gleichwol wollte sie die Vorstellung der Oper nicht stören, und spannte ihre äußersten Kräfte an, um ihre Rolle zu spielen. Als sie im dritten Auftritte des ersten Akts auftrat, ward ihr die Arie, welche

sie in diesem Auftritte zu singen hatte, sehr sauer, und sie veränderte einigemal die Farbe und schwankte hin und her. Der König merkte dies, und ungeachtet er sonst dieser Sängerin persönlich und wegen ihres Singens nicht sehr gewogen war, so ward er doch deswegen unruhig. Er fragte die Umstehenden, was ihr fehlen möchte: weil es aber Niemand wußte, so sandte er, da sie nach geendigter Arie gleich abging, aufs Theater, um sich erkundigen zu lassen. Man fand die Sängerin in dem Zimmer sehr schwach. Als der König die Ursache erfuhr, ließ er ihr gleich wieder sagen: er bedaure ihren Zustand sehr, sie hätte ihm solches sollen vor der Vorstellung wissen lassen; und ehe sie sich einer Gefahr aussetze, sollte lieber einer der andern Sänger, wer es sei, ihre Rolle vom Blatt singen. Äußerst gerührt ließ sie dem Könige wieder sagen: «sie befände sich weiter nicht übel, nur etwas schwach, und sie glaube, Kraft genug zu haben, den Rest ihrer Rolle zu spielen.» Der König wiederholte nochmals: sie sollte sich gar nicht über ihre Kräfte anstrengen, sondern lieber nach Hause fahren. Wenn sie aber ja ihre Rolle endigen wollte, so sollte sie nur ganz sachte singen, die Arie aber ganz weglassen.

Im zweiten Akt kommt Fedima nur auf eine kurze Zeit heraus und hat wenige Worte zu singen; aber der König war doch wegen der kranken Sängerin sehr unruhig, und sagte zu einem von den Umstehenden: Ich wollte der Frau wegen, daß die Oper erst zu Ende wäre.

Im dritten Akt tritt Fedima mehrmals auf, und hat vielerlei zu singen. Dem König war es so unangenehm, die Sängerin in diesem Zustand wieder zu sehen, daß er im Anfange des dritten Aktes herausging, vorher aber noch dem am Flügel sitzendem Kapellmeister Graun sagen ließ: die Arie der Fedima im dritten Akt sollte ja wegbleiben. Er ließ sich noch den folgenden Tag erkundigen, ob der Zufall für die Sängerin nicht gefährliche Folgen gehabt habe?

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege verliessen einige Stabsoffiziere die wirtembergischen Dienste, und wollten zur Kronarmee gehen. Sie kamen nach Potsdam und gingen auf die Parade. Der König bemerkte sie augenblicklich, rief sie zu sich, unterredete sich mit ihnen, und fragte: Messieurs! habe ich denn kein Brot für Euch? Der Herr v. B.., ein ansehnlicher, gelehrter und beredter Mann nahm das Wort und sagte: «Sire! ich ziehe Ihre ruhmvollen Dienste allen andern Diensten vor, wenn Sie mich in meinem Range

wieder zu placiren gnädigst geruhen wollen.» Gut, sagte der König, das soll geschehen. Der Herr v. B.. ward als Hauptmann in der berlinischen Garnison, und die andern auswärts placirt

Es verfloß eine geraume Zeit, ehe sich der König bei dem General nach dem Herrn v. B.. erkundigte. «Was macht der gewesene wirtembergische Offizier?» fragte er einst, «er wird hoffentlich gut eingeschlagen sein.» Sehr gut, sagte der General: er ist ein aktiver, sich ganz dem Dienst widmender Offizier; aber er ist seit einiger Zeit immer kränklich; das macht, er studirt zu viel. «Kann er denn ausgehen?» fragte der König weiter. Ja, sagte der General. «Nun, so wird er hypochondrisch sein. Laß Er mir den Mann rufen.» Herr v. B.. kam, und war wirklich recht krank. Der König sagte zu ihm beim Hereintreten in das Zimmer: «Ja, ich sehe es, Er hat die Gelehrten-Krankheit. Er dauert mich, ich muß Ihm einen Zivilposten geben, und Er wird mir auch da gute Dienste leisten können.» So ward der Herr v. B.. Kriegsrath zu Halberstadt. Nach einigen Jahren ernannte ihn der König zum Kammerdirektor, Präsidenten u. s. w. Diesen letztern Posten bekleidete er mit großem Ruhm und unermüdetem Fleiße. Auch der König Friedrich Wilhelm der Zweite hat ihm seine höchste Gnade dadurch versichert, daß er ihm jähr-

lich bei seiner ansehnlichen Besoldung noch 1000 Rthlr. Zulage gegeben hat.

Ein gewisser General in königlichen Diensten, der übrigens ein verdienstvoller Mann war, sprach bei allen Gelegenheiten sehr eifrig über Freiheit, und schimpfte mit Bitterkeit auf die schändlichen Sklavenketten des Despotismus. Dem König, der es erfahren hatte, verdroß es längst schon; und endlich schrieb er ihm bei einem neuerlichen Anlaß: Ich ersuche Euch, daß Ihr ferner nicht mehr den Brutus in meinen Staaten spielt; sonst sehe ich mich genöthigt, eine Konspiration gegen Eure Freiheit anzuzetteln.

Beim Einmarsch in Böhmen bestimmte der König sein Quartier bei einem Bauer in einem Dorfe nahe an der sächsischen Grenze. Es ward deshalb das Nöthige vorangeschickt, und die Bedienten des Königs kündigten dem Bauer an, daß der König von Preußen diese Nacht in seiner Stube essen und schlafen würde. Der Bauer stellt sich sogleich in seine Thüre, um die Pracht und die solenne Ankunft desselben so recht in Augenschein zu nehmen. Er geht nicht von der Stelle, und sieht am Ende einen Mann, in einen blauen Mantel gehüllt und von zwei Offizieren begleitet, vor der Thüre absteigen. Der Bauer fragte diesen Mann,

ob er auch zu des Königs Leuten gehöre, und bedeutet ihm dabei, daß er sich in diesem Fall zum Nachbar verfügen müsse. Ich bin nicht von den Bedienten des Königs, war die Antwort des Ankommenden, welches Niemand anders als der König selbst war, aber er hat mich zu Tische genöthiget. «Nun Herr! dann ists gut, geh Er so lang in diese Kammer, und bürste Er sich die Stiefeln ab.» Hierauf kamen verschiedene Generale und Adjutanten, die dem König ihre schuldige Unterthänigkeit bezeigten. Der Bauer stutzte, wußte nicht, woran er war, und trat erschrocken in einen Winkel. Dies bemerkte der König und sagte: Bleib doch so lange hier, bis der König kommt. Der Bauer grinzte: «ich sehe wohl,« hob er endlich an, «Sie wollen mich zum Narren haben. Der Herr ist wol gar der König selbst.» Der König lachte und ging darauf mit einigen Generalen nach der Stube. Der Bauer kroch nun aus seinem Winkel hervor, blieb bei einem Kopfschütteln, und sagte endlich, nachdem er sich wieder erholt hatte, zu einem Lakaien des Königs: «Der König von Preußen geht auch gar zu schlecht! Der drückt seine Bauern gewiß nicht.»

Bei der Anwesenheit des Großfürsten, itzigen russischen Kaisers Paul in Berlin, war der Drang auf dem Schloß von den Einwohnern Berlins sehr stark,

so daß sogar die Wachen in den Zimmern verstärkt werden mußten. Ein angesehener Kaufmann von Berlin ging mit seiner Frau auch auf das Schloß, die Feierlichkeiten mit anzusehen. Unter dem Gedränge konnten sie aber zuletzt weder zurück, noch vorwärts. Ein Kammerlakai des Königs, welcher sie kannte, fragte sie, ob sie nicht weiter wollten? führte sogleich die Frau hinein, in der Meinung, der Mann würde wol folgen, und brachte sie in das Zimmer, wo gespeist ward. Der Mann aber ward von der Wache zurückgestoßen, und bat den wachhabenden Offizier: er möchte ihn nur hereinlassen, er wolle auf seine Ehre den Augenblick wieder zurückkommen. Der Offizier sagte hierauf: «Hat Er auch Ehre?» Bei diesen Worten trat der König aus einem Nebenzimmer, und fragte den Kanfmann, den er kannte, was die Ursache des Zanks wäre? Als dieser ihm alles erzählt hatte, wendete sich der König zu dem Offizier und sagte; Der (auf den Kaufmann zeigend) hat eben so viele Ehre wie Er! Alle Leute von Distinktion sollen hereingelassen werden! (zum Kaufmann) Komm Er mit!

Eines Tages ritt der König nach der Porzellainfabrike. Als er daselbst absteigen wollte, hatte sich ein kleiner Junge vor dem Pferde gefürchtet, und sich auf die Treppe vor der Thüre geflüchtet,

wo er so unglücklich war, zu fallen, und eine porzellaine Tasse zerbrach, worüber er ein großes Geschrei erhob. Der König, der itzt eben auf diese Treppe hinaufging, faßte den Knaben liebreich an der Hand und sagte: Mein Kind, komm mit, ich will Dir eine andre Tasse geben. Der Knabe folgte dem König weinend nach, und erhielt eine ähnliche Tasse, auch einen ganzen Thaler. Er wollte aber diesen Thaler nicht annehmen, und sagte: «er müsse eben so einen Dreier haben, um Sirup dafür zu holen.» Hierüber lachte der König, schickte jemanden mit dem Jungen, ihn nach Hause zu bringen, und gab noch für die Mutter 6 Paar Tassen und einen Friedrichsd'or mit.

Da der König einst in Pommern Revüe hielt, und nach Endigung derselben wieder in Stettin nach seiner Wohnung ritt, stand nahe vor dem berliner Thor eine Kaufmannstochter mit ihrem kleinen Hund, um den König in der Nähe zu sehen. Aber eben fing der König an, schnell zu reiten; der kleine Hund lief dem Pferde nach, und fiel ihm öfters in die Hinterfüße. Ein Feldjäger, der dem König folgte, nahm seine Parforcepeitsche, und hieb nach dem Hunde, so daß sich die Peitsche um den Hund schlang, und dieser, alles Schüttelns ungeachtet, nicht loskommen konnte. Das erbärmliche Geschrei des Mädgens und des

Hundes machten, daß sich der König umsah, und da er bereits den Jäger abgestiegen und mit Losmachen des Hundes beschäfftigt fand, so äußerte er seinen Unwillen gegen ihn, und sagte zu dem Mädgen: Sei Sie nur ruhig, mein Töchterchen! geh Sie nur zu Hause, ich werde Ihr den Hund schicken, und alles wieder gut machen. Der Jäger mußte den Hund auf dem Pferde mit nach der Stadt nehmen, und in einer Stunde brachte ein andrer Jäger dem Mädgen den Hund, nebst 10 Stück Friedrichsd'or, mit der Versicherung königlicher Gnade. Der Feldjäger aber, der nach dem Hunde gehauen hatte, mußte drei Tage in Arrest.

Bei der ersten Vermählung des Königs Friedrich Wilhelm II. war ein reicher Engländer nach Charlottenburg gekommen, um nicht allein den vielen und großen veranstalteten Festen mit beizuwohnen, sondern auch hauptsächlich den großen Friedrich zu sehen. Den Abend, da der sogenannte Fackeltanz gewesen war, und der König in sein Zimmer gehen wollte, stand dieser Engländer am Rücken des Königs rechter Hand, legte seine linke Hand demselben auf die Schulter, und sagte: Um Vergebung, mein Herr! ist der König nicht gegenwärtig? «O ja!» erwiederte der König, «sind Sie etwa ein Fremder, daß Sie ihn nicht kennen?»

Der Engländer. Ich bin aus London hierher gekommen, ihn zu sehen, und bis itzt habe ich noch nicht das Glück gehabt.

Der König. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich bin hier bei Hofe sehr bekannt; ich will nur auf eine kurze Zeit in das andre Zimmer gehen, und Sie sollen gestehen, daß ich Ihnen Gelegenheit verschafft habe, den König nicht allein zu sehen, sondern auch zu sprechen.

Mit diesen Worten ging der König in das gerade entgegenstehende Zimmer. Viele vom Hofe und in Galla gekleidete Lakaien folgten ihm; einer von den letztern, der den König mit diesem Fremden hatte sprechen sehen, fragte: «Um Vergebung, was hat der König mit Ihnen gesprochen?» Der Engländer stutzte gewaltig und sagte: «Der König mit mir gesprochen?»

Der Lakai. Ja, mein Herr! der König.

D. E. Also war das der König von Preußen, um den ich hauptsächlich so weit hergereiset bin? Freund! Sie machen, daß ich selbst nicht weiß, wo ich bin.

Hiermit fielen ihm vor Freude Thränen aus den Augen. Nun bin ich recht glücklich, sagte er, ich habe den großen Friedrich gesehen! drückte dem Lakai eine Banknote von 50 Pfund Ster-

ling in die Hand, und eilte, ehe sich dieser besinnen konnte, davon.

Am folgenden Tage, da auf dem Schlosse öffentlich gespeiset ward, bemerkte der König diesen Engländer, welcher gerade ihm gegenüber stand. Dieser verweilte so lange, bis Friedrich die Tafel verließ, und drängte sich ihm an die Seite, um ihn nochmals recht ansehen zu können. Dies merkte der König, sah ihn sehr freundlich an, und sagte: Hab ich mein Wort gestern Abend nicht ehrlich gehalten?

Als der König Westpreußen bekam, befand sich unter seinen Vasallen ein gewisser Graf, der mit den neuen Einrichtungen in dieser Provinz sehr unzufrieden war, und vorgab, er hätte dabei viele seiner Güter verloren, und ihm wäre großes Unrecht geschehen. Kurz darauf kam der König selbst nach Westpreußen. Die Stände und der Adel versammelten sich, um sich dem neuen Landesherrn vorzustellen; nur dieser Graf war dazu nicht zu bewegen. Kaum war aber der König angelangt, so fragte er sogleich nach dem Grafen, und als dieser nun gern oder ungern kam, sprach der König mit ihm auf die leutseligste Art, fragte ihn mit vieler Genauigkeit nach Umständen, die seinen Vater, Großvater, seine Voraltern und Verwandte betrafen, und wußte dabei so viele spezielle

Umstände von ihnen anzuführen, daß der Graf darüber ganz erstaunt da stand, und einmal über das andre ausrief: welches Gedächtniß! welches Gedächtniß! — Hierauf fragte der König den Grafen, ob er sich nicht, da er ein reicher Mann sei, ein bequemes und gutes Landhaus bauen wolle, um seinen Landsleuten dadurch ein Beispiel zur Nachfolge zu geben, theilte ihm zugleich verschiedene Ideen mit, wie solches am besten geschehen könnte, und entließ ihn mit vieler Gnade. So viele Vorurtheile der Graf bisher gegen den König gehabt hatte, so entzückt war er itzt über ihn, und rühmte seine Größe und Herablassung gegen alle seine Bekannte und Freunde.

Nach der Schlacht bei Molwitz stand der König eine Zeitlang im Lager bei Strehlen, und hatte sein Quartier in dem dasigen herrschaftlichen Schlosse genommen, welches einer verwitweten Dame aus einer vornehmen Familie gehörte. Durch ein Versehen der königl. Bedienten brach in der Nacht plötzlich Feuer aus. Die Besitzerin des Schlosses war vor Schrecken außer sich, und suchte nur in aller Eile ihre Kostbarkeiten zusammen. Sie hatte auch schon einen Theil davon in ihrem Hemde vor sich, als es ihr einfiel, daß es doch gut und Pflicht wäre, ihrem hohen Gaste die Gefahr, worin er schwebte, zu entdecken. Ohne daran zu denken,

daß sie im bloßen Hemde war, lief sie nach des Königs Zimmer, trat vor sein Bette, weckte ihn auf, und bat ihn mit den wehmüthigsten Ausdrücken, er möchte sich doch sobald als möglich in Sicherheit setzen. Der König gerieth über den Aufzug seiner Wirthin in Erstaunen; aber bald ward er ihm lächerlich, und er versicherte sie, sie könne ganz ruhig sein, indem er schon für seine Person sorgen wolle, sie möchte nur auf sich selbst bedacht sein, da sie noch unangekleidet wäre. Nun erinnerte sich die Dame, daß sie unbekleidet war, und erschrack sehr. Der König lächelte hierüber und sagte endlich: Madame, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Kommt jemand, so wird er glauben, ich suche Ihren seligen Mann zu kränken.

Der verstorbene königliche Tenorsänger bei der Oper, Romani, liebte den Trunk, und beging oft, wenn er berauscht war, Unanständigkeiten und Ausschweifungen. Der König, der ihn als Sänger sehr schätzte, gab sich viel Mühe, ihm seinen Fehler abzugewöhnen, allein nach verschiedenen Versuchen fand er, daß es nur noch ärger damit ward. Einst befand sich der König in einer Generalprobe. Beinahe eine Stunde hatte er vor dem Orchester gestanden und zugehört, als es ihm auf einmal einfiel, auf das Theater zu gehen, und

den Sängern etwas zu sagen. Von ungefähr kam er an ein Kabinet, worin Romani bei einer Bouteille rothen Wein saß, und einen Kapaun mit vielem Appetit verzehrte. Der König sprach indem laut und heftig. Romani hörte dies, gerieth in Furcht, und bildete sich ein, der König werde nun gerade in sein Kabinet kommen. Er nahm den Wein unter den Arm, den Kapaun in die Hand, und sprang eilig in einen leeren Schrank, worin man die Kleider für die Opernsänger aufzuhängen pflegte. Da aber der Schrank nicht fest stand, und durch Romanis heftige Bewegung aus dem Gleichgewichte kam, so fiel er mit ihm um. Er zerbrach im Fallen die Bouteille, und begoß sich mit dem rothen Wein über und über. Indeß sollte er nicht lange nachher auftreten. Man suchte ihn überall, und konnte ihn nicht finden. Der König ward darüber böse, und befahl ernstlich, den Sänger herbeizuschaffen, folgte auch selbst den Suchenden. Endlich kam man in das Kabinet, man sah den umgefallnen Schrank, hörte ein Geräusch darin, hob ihn auf, und — Romani kam in der abentheuerlichstem Gestalt zum Vorschein. Das Gesicht war mit Pontak überzogen, und dadurch ganz unkenntlich geworden. Der König lachte, und sagte: He Monsieur Romani! womit man sündigt, damit wird man gestraft.

Als nach dem siebenjährigen Kriege die Oper Dido zum erstenmal auf der berlinischen Opernbühne gegeben ward, hatte Romani in derselben die Rolle des Mohrenkönigs Garba. Bei der Vorstellung hatte er sich betrunken, und konnte nicht singen, fing auch sogar einigemal an zu taumeln. Der König ward darüber aufgebracht, und befahl nach Endigung der Oper, man solle den liederlichen Mohrenkönig nach dem Neuen Markte (der Hauptwache) bringen. Dahin ward er in seiner Theaterkleidung zwischen einigen Grenadieren gebracht, und so führte man ihn auch bei der nächsten Oper nach dem Opernhause. Durch diese Züchtigung ward er auf eine kurze Zeit gebessert, des Königs Zorn aber bald besänftigt.

Der König richtete sein scharfes Auge schnell auf alle Gegenstände, und suchte gleich Gutes zu stiften, wo es auch immer sein mochte. So entgingen auch in der Oper die Chorschüler seiner Aufmerksamkeit nicht. Einst fand er einen jungen Menschen unter ihnen, dessen Bildung ihm besonders gefiel. Er ließ ihn zu sich ins Parterre holen, und fragte ihn nach seiner Herkunft, seinen Vermögensumständen rc. Als der Schüler, der eines armen Schusters Sohn war, auf alle diese Fragen dreist und richtig antwortete, fragte der König ihn weiter, ob er Lust zur Musik habe? Da

der junge Mensch dies bejahte, so versprach der König dafür zu sorgen, daß er etwas rechts lernen sollte, wenn es sein Ernst wäre, setzte ihm auch wirklich eine jährliche Pension aus, und ließ ihn von einem seiner Kammermusiker in der Musik unterrichten. Dieser Mensch studirte nachher, bekleidet itzt eine Justizbedienung in Preußen, und erinnert sich des so gnädigen und wohlthätigen Königs mit dankbarem Herzen.

Im siebenjährigen Kriege marschirte der König einmal in Schlesien durch ein Dorf. Am Ausgange desselben stand eine Bauerfrau, die einen Korb mit sehr schönen Äpfeln trug. Der König, der das Obst sehr liebte, nahm im Vorbeireiten einen davon, und sagte zu seinem Pagen: gib der Frau einen Friedrichsd'or. Als die Frau das Goldstück bekam, gerieth sie in Erstaunen und Freude, eilte dem König nach, und rief: o, Ew. Majestät, nehmen Sie doch den ganzen Korb mit Äpfeln, Sie haben mich zu gnädig bezahlt! Der König winkte ihr, zurück zu bleiben, und sagte: «Geht nur, geht nur, ich habe genug.» — Nun, wenn's einem so gnädigen Herrn nicht gut gehen sollte, sagte hierauf die Frau, so möchte ich nicht länger leben! Denken Sie an mich, Ew. Majestät, Sie werden vergnügt und gesund hierher wieder zurückkommen! Nach einigen Wochen, da die Feinde allenthalben

vertrieben

vertrieben und Schlesien von ihnen befreit war, kam der König wieder durch das Dorf, um nach Breslau zu gehen. Die Frau stand am Eingange des Dorfs, und hatte wieder einen Korb mit den auserlesensten Äpfeln. Sobald der König ihr nahe war, ging sie auf ihn zu, reichte ihm Äpfel dar, und sagte: »ich hab's Ew. Majestät wohl prophezeiet, daß sie vergnügt und gesund wieder zurückkommen würden, und ich freue mich herzlich, daß der liebe Gott mein Gebet erhört hat. Aber, nun nehmen Sie auch hübsch ein Äpfelgen mit, das wird Sie recht laben, denn es ist schönes liebes Obst.» Der König lächelte, nahm zwei Äpfel aus dem Korbe, und wollte der Frau wieder etwas bezahlen lassen. Allein sie rief: »behüte Gott Ihro Majestät, Sie haben mir das letztemal viel zu viel gegeben, erlauben Sie nur, daß ich die übrigen Äpfel den Herren da geben darf.» Hierauf bot sie ihre Äpfel dem Gefolge des Königs dar, und rief dem König immer nach: »gesegne Sie Gott! gesegne Sie Gott Ihro Majestät!« Der König war über die Treuherzigkeit des armen Weibes so gerührt, daß er zu Zieten, der neben ihm ritt, sagte: wenn doch alle Schlesier so gegen mich dächten! «Bezahlen Sie ihnen nur die Äpfel so gut, wie dem Weibe,» erwiederte Zieten, «so werden sie Ihnen Komplimente genug machen.»

Als der König 1758 die Winterquartiere in Breslau verließ, musterte er die Gardedukorps auf dem schweidnitzer Anger. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen siebenjährigen Knaben, der äußerst emsig war, zwölf andre junge Knaben auf Stecken alle militairische Übungen machen zu lassen. Der König lächelte über dieses Spiel, sah ein Weilchen zu, und sagte dann: der könnte einmal ein guter Soldat werden. Als er die Fronte zum zweitenmal herunter kam, sah er den kleinen Heerführer zur Attake stürzen, so daß ihm das Blut zur Nase herauslief; er stellte sich aber auf seinem Steckenpferde wieder in Positur, und setzte sein Geschäft eifrig fort. Der König rief ihm zu: Mein Kind, geh zu Hause, und laß Dir das Blut abwaschen! «O nein, das geht nicht an, dann würde alles unordentlich zugehen, ich bin noch nicht todt, ich bin nur blessirt,» antwortete der Knabe. — Wie heißt Du? — «Kreuschke.» — Wer ist Dein Vater? — «Ein Kräuter.» — Der König merkte sich das, und ließ von der Zeit an dem Kräuter monathlich 5 Rthlr. zur Erziehung seines Sohnes auszahlen.

Der König hatte die Geschichte des siebenjährigen Kriegs geschrieben, und das vollendete Manuskript lag auf einem Tisch, über dem ein Kronleuchter hing. Durch das Versehen eines Pagen

fiel ein Funke auf die Handschrift, und sie verbrannte. Der Page warf sich vor dem Könige nieder, und bekannte sein Versehen. Im ruhigsten Tone antwortete der König: So schreib ich diese Geschichte noch einmal. Und er schrieb sie wirklich noch einmal.

Der König hatte bei seiner Garde einen Unteroffizier, welchen er vorzüglich seiner Gnade würdigte. Dieser Mann hatte einen Sohn, an dessen Erziehung er viel wendete. Der junge Mensch entsprach auch den Wünschen seines Vaters vollkommen, und hatte sich zu einem brauchbaren Juristen gebildet. Unter seinen Bekannten hatte sich der Jüngling, als er von der Universität kam und wieder in seiner Vaterstadt Potsdam lebte, besonders vier junge Leute zu seinem Umgang ersehen, die auch, als er bald darauf an der Schwindsucht darnieder lag, seine beständigen Gesellschafter waren. Als er endlich starb, hatte sich der Vater so an sie gewöhnt, und fand so viel Trost für sein Herz in ihrem Umgang, daß er sie bat, ihn, den betrübten Vater, nicht zu verlassen, sondern ihre Besuche wie bei seines Sohnes Lebzeiten fortzusetzen. Sie versprachen es ihm alle heilig, aber der eine, eines Bürgermeisters Sohn, blieb sogleich weg. Der zweite, eines Rathsherrn Sohn, der etwas gebrechlich war, schränkte seine Besuche nach

und nach ein, hielt dergleichen endlich unter seiner Würde, und unterließ sie bald ganz. Die beiden andern folgten diesem Beispiele in Kurzem nach, und liessen sich nur noch selten sehen. Nun war der Vater gänzlich gebeugt, und der Schmerz um seinen Sohn nagte unaufhörlich an seinem Herzen, so daß er immer niedergeschlagen war. Als er den 22sten März 1784 in Dienstsachen bei dem König war, bemerkte Friedrich die sichtbaren Spuren des Kummers in seinem Gesicht, und fragte mit dem Tone, mit dem er so gewiß ans Herz zu greifen wußte: Was fehlt Ihm? — «Ihro Majestät, Ihnen ist bekannt, daß mein Sohn gestorben ist, und nun verlassen mich auch seine besten Freunde, und das betrübt mich.» — «Ich kenne »die jungen Leute, die seines Sohnes Freunde wa»ren; der Erste hat ein glückliches Gedächtniß, wei»ter nichts, und bringt es nicht weit. Der Andre »hat bei seinem gebrechlichen Körper nicht viel ge»lernt, hat aber desto mehr Stolz. Der Dritte ist »ein erzdummer Teufel. Der Vierte scheint etwas »gelernt zu haben, und kann es weit bringen. »Nun, vergeße Er nur das Trübe seines Geschicks, »und denk Er, daß die Vorsehung immer das Be»ste wählt. Ich bin nicht Vater gewesen, aber ich »kann es mir an der Betrübniß, die ich über den »Tod des jungen Prinzen Heinrich empfand, sehr

»sinnlich machen *), wie sehr Ihn der Tod seines »Sohnes schmerzen muß. Ich werde zu Seinem »Troste für die andern sorgen.« — Man bemerke hier die Güte des Königs, wie aufmerksam er auf alles war, was um ihn vorging, und wie er die Kenntnisse derer prüfte, die sich zu brauchbaren Mitgliedern des Staats bildeten.

Der König hatte in Potsdam schon seit einigen Tagen eine alte Bauerfrau bemerkt, die ihr Auge nicht von seinem Fenster abwendete. Er schloß aus ihrer ausharrenden Emsigkeit, daß sie ein Anliegen an ihn haben müsse, und schickte einen Pagen hinunter, der sie darum befragen mußte. Die Frau sagte, sie wolle den König selbst sprechen. — «Hat Sie ein Memorial?» — Nein, ich will ihn selbst sprechen. — «Mütterchen, das geht nicht an.» — J das wird wol angehen; er wird doch einmal aus dem Hause herauskommen. Ich werde schon so lange aufpassen. — Der Page erzählte dem Könige alles, was die Bäuerin gesagt hatte. Darauf befahl der König, die Frau sollte heraufkommen. Als sie in sein Zimmer gebracht ward, fragte er sie in dem leutseligsten Ton: Mütterchen! was wollt Ihr? — »Ach, gnädigster König, Sie sind doch gar zu gut. Unser

*) S. 1. Th. S. 209. f.

General fuhr mich ganz anders an, als ich zu ihm kam.« — Nun, was sagte der zu Euch? — »Ach, er sagte: scheert Euch zum Teufel, alte Hexe!« — Das ist freilich nicht gut. Aber nun sagt, was wollt Ihr? — »Ich bitte um einen von meinen beiden Söhnen, denn ich bin eine Witwe. Den jüngsten Sohn haben sie mir nun auch unter das Volk genommen. Der stand noch immer meiner Ackerwirthschaft vor. Aber nun muß alles zu Grunde gehen, wenn Sie mir keinen Sohn wiedergeben. Und ich dächte, es wäre doch wol aller Ehren werth, wenn ich einen drunter liesse.« — Seid Ihr eine Kossäten- oder eine Bauerfrau? — »Bewahre Gott! ich bin eine Bauerfrau, und habe mein eigenes Gut.« — Na, nehmt es nicht übel; ich habe es nicht gewußt. — »Geben Sie mir nur meinen Sohn wieder, dann ist alles gut.« — Hört Mutter, reiset nur wieder zu Hause; da habt Ihr Reisegeld; Ihr sollt Euern Sohn auf den Herbst los haben. — »Nein, Geld nehme ich nicht, dann verkaufe ich ja meinen Sohn, und es sieht mir auch noch nicht aus, als wenn Sie Lust hätten, meinen Sohn loszugeben.« — Und woher denkt Ihr das? — »J nu! Sie haben ja noch nicht gefragt, wie mein Sohn heißt, und unter welchem Regimente er steht?« — Ja, Mut-

ter, Ihr habt Recht. Na, wie heißt Euer Sohn, und unter welchem Regimente steht er? — «Der eine heißt Michel Krüger, und der andre Gottlieb Krüger; sie stehen unter dem f... Regiment in B...» — Das werde ich mir aufschreiben. — «Ja, wenn Sie es aber nicht gleich thun, so vergessen Sie es wieder, denn Sie haben gar zu viel in dem Kopf.» — Der König ließ sich so sehr zu der Einfalt und den Begriffen dieser Bäuerin herab, daß er es sich wirklich aufschrieb, ihr vorlas, und dann fragte: ob nun alles so recht sei? — «Ja,» sagte sie. — Nun nehmt das Geld, und reiset in Gottes Namen; Euer Sohn soll auf den Herbst seinen Abschied haben. — «Ja es wäre aber doch besser, wenn Sie mir das schriftlich gäben.» Ohne im Geringsten Ungeduld über das Andringen der Alten zu äußern, antwortete der König lächelnd: Kommt morgen wieder her, und holt es Euch ab. Sie ging. Der König ließ sogleich an den General von S.. zu B.. schreiben, und der Alten 20 Rthlr. Reisegeld zustellen.

Der Landjäger Kienast fuhr einst über die Brücke zu Potsdam so rasch, daß auf der Mitte der Brücke die Hinterachse seines Wagens den Rock der Schuhmacherfrau Eckertin faßte, und daß sie dadurch mit Gewalt über die Brücke in die Ha-

vel geschleudert ward. Der König hatte am Fenster gestanden und den Vorfall bemerkt. Sogleich schickte er alle seine Bedienten dahin, die Frau zu retten. Es glückte ihnen. Darauf ward sie auf des Königs Befehl zu dem Leibarzt Freese ins Haus gebracht, der alle ersinnliche Sorgfalt auf ihre Herstellung verwenden mußte. Der König schickte täglich dreimal, und ließ sich erkundigen, was die Frau machte. Als sie gesund war, bezahlte der König alle Kosten ihrer Kur sehr reichlich.

Der König sah es ungern, wenn Personen, die in seinen Diensten standen, mit auswärtigen Gesandten Umgang hatten. Dergleichen Fälle blieben ihm nicht verborgen, und er ließ dann diesen Umgang bald scherzhaft, bald drohend untersagen. Bei einer Versammlung am Hofe bemerkte der König, daß ein Offizier aus seinem Gefolge in einer Ecke des Zimmers mit dem kaiserlichen Gesandten sehr lebhaft sprach. Den andern Tag rief er den Offizier zu sich. — Mit wem sprach Er da gestern bei der Kour im Winkel? sagte der König zu ihm. — «Ew. Majestät, es war der östreichische Gesandte.» — Und worüber sprach Er denn mit ihm? — «Wir redeten von ganz gleichgültigen Dingen.» — Nun wenn das ist, so ist es doch auch sehr unanständig von

Ihm, daß er zu gleichgültigen Dingen nicht auch gleichgültige Gesten macht. Gewöhne Er sich das ab, sonst möchte man in Wien davon sprechen. Der Offizier merkte diesen feinen Wink.

Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege kam der König einst gegen Abend unverhofft nach Charlottenburg geritten. Gleich voran in der Schloßstraße lag ein Trompeter im Quartier; er ließ ihn herausrufen, hieß ihn seine Trompete holen, und Feuerlärm blasen, und so dem Könige durch einige Querstraßen folgen. Sogleich stürzten die Gardesdukorps nach dem Stall, sattelten und sprengten nach dem Schloßplatz, wo der König schon hielt, und mit Wohlgefallen die Geschwindigkeit der Leute bemerkte. Als alles schon in bester Ordnung und Stillschweigen hielt, kam noch ein alter Gardedukorps geritten, und sagte ganz laut: «Nu, wo ist denn das Feuer? ich habe mir bald Hals und Beine gebrochen.» Der König sagte sehr leutselig: Ich habe nur sehen wollen, ob ihr auch geschwind zu Pferde seid. — «Ei, das sind Narrenspossen. Ich bin im Felde niemals der letzte gewesen. Hier hat es keine Noth; so was müssen Sie für junge Kerle machen lassen. — Der Rittmeister von Posadowsky rief ihm zu: «will er wol das Maul halten.» Der König aber

sagte: Der alte Gardedukorps hat Recht. Er soll künftig, wenn Lärm geblasen wird, nicht heraus; Er ist alt und steif. Für Seine trockne Treuherzigkeit soll Er sich aber etwas zu Gute thun. Da hat Er einen Friedrichsd'or.

Als die Regie eingerichtet war, wurden einem alten sehr rechtschaffnem Mann, der zwei Bedienungen vorstand, zwei Kontrolleurs zur Seite gesetzt, die beide aufgeblasene auf ihre Titel stolze junge Leute waren, und dem alten Mann durch tägliche Chikanen das Leben verbitterten. Er aber ging, ohne sich irre machen zu lassen, stets seinen ehrlichen altteutschen Schritt. Als die französischen Windbeutel es aber so arg machten, daß er es nicht mehr ertragen konnte, so wendete er sich unmittelbar an den König, schilderte allen seinen bisher erlittenen Verdruß, und bat, Se. Majestät möchten sich bei seinen bisherigen Vorgesetzten nach seiner Aufführung erkundigen und dann entscheiden. Dies geschah. Der König erhielt ein vortheilhaftes Zeugniß von ihm, und schrieb darauf an den Geheimen Rath von L'Aunay den 20sten April 1769: «In Sachen des H.. habe ich in Er«fahrung gebracht, er sei ein ehrlicher Mann. Ich «befehle Euch also, die beiden Kontrolleurs B.. und

«A.. zur Ruhe zu verweisen; widrigenfalls ich sol«che als Chikaneurs wegjagen werde.»

Als der König gleich nach dem siebenjährigen Kriege durch Hinterpommern reiste, kam er auch in ein Dorf, wo frische Pferde vor seinen Wagen gespannt werden sollten. An dem Orte, wo dies geschah, stand ein bejahrter Mann mit einem alten und einigen jungen Frauenzimmern. Diese verbeugten sich vor dem Könige sehr tief. Er bemerkte sie gleich, dankte gnädig, und winkte dem Mann, daß er näher kommen sollte.

Der König. Wer ist Er, mein guter Alter?

von Zastrow. Ew. Majestät, der gewesene Hauptmann v. Zastrow.

D. K. Zastrow? Zastrow?

v. Z. Ja, eben der Zastrow, der, wenn sich Ew. Majestät gnädigst erinnern wollen, bei Dero kronprinzlichem Regimente als Sekondelieutenant gestanden, und nachmals als Hauptmann seinen Abschied erhalten hat.

D. K. Ja, ich erinnre mich nun recht gut.— Hat Er nicht als Junker bei meiner Kompagnie gestanden?

v. Z. Ganz recht, Ew. Majestät!

D. K. Mein Gott! lebt Er noch? Ich habe nicht gewußt, daß Er noch in der Welt ist.

v. Z. Freilich ist es auch ein Wunder, daß

ich noch lebe. Aber Gott wollte es so; sonst hätten mich die Drangsale des Kriegs wol ins Grab bringen können.

D. K. Hat Er auch gelitten?

v. Z. Die Russen haben mir alles genommen und verwüstet!

D. K. Mir haben sie auch viel Schaden gethan; wir müssen uns trösten.

v. Z. Wenn nur Ew. Majestät ein gnädiges Auge auf uns werfen wollten. Man schmeichelt uns mit der Hoffnung, daß Ew. Majestät dem armen Pommern wieder aufhelfen werden; und das verdient es wohl.

D. K. Das ist keine Lüge; ich will euch guten Leuten gern allen helfen, und es soll auch gewiß geschehen; aber ihr müßt mir nur etwas Zeit dazu lassen; — und das werdet ihr auch thun, wenn ihr bedenkt, was mich der leidige Krieg gekostet hat. Hat Er Söhne?

v. Z. Ich habe einen Sohn gehabt. Er diente bei einem Regimente in Schlesien, und ist bei Frankfurt geblieben.

D. K. Hm! — und wer sind denn die dort? (auf die Frauenzimmer zeigend.)

v. Z. Meine Frau und meine Töchter. Ich habe sie herführen müssen, weil sie so gern ihren gnädigen Landesvater sehen wollten.

D. K. Nun, so grüße Er sie doch von mir.

Indeß der König mit dem Hauptmann sprach, und zuweilen auf dessen Frau und Töchter blickte, machten diese jedesmal einen etwas steifen, aber sehr tiefen und schnellen Knix. Da dies sehr oft geschah, so fing der König endlich laut an zu lachen. «Mein lieber Zastrow, ich bemerke, daß sich «die Sitten hier sehr geändert haben, denn vor «dem siebenjährigen Kriege konnten die pommer«schen Fräulein in dieser Gegend noch keine solche «Komplimente machen. Nun lebe Er wohl, ich «werde gewiß an Ihn denken.»

Bei der Vermählung des Prinzen Heinrich ließ der König ein prächtiges Feuerwerk auf der Spree bei Charlottenburg abbrennen. Das Unglück wollte, daß auf einem Prahm unter die brennbaren Materialien, womit er beladen war, Feuer kam: sie fingen an zu brennen, und die Artilleristen, welche dabei waren, wurden sehr beschädigt. Der König schickte sogleich einen Adjutanten hin, um zu sehen, was geschehen wäre. Als dieser anzeigte, daß verschiedene Artilleristen und Bombardierer gefährlich verbrannt wären, sagte der König sehr gerührt: «Kein Vergnügen wird ganz genossen: ich «wollte gern einen Theil der heutigen Freuden «hingeben, um dadurch das Unglück, welches die«sen armen Leuten begegnet ist, zurückzukaufen;

«aber, was will man gegen das Schicksal machen?
«Daß man ja für die Unglücklichen sorge.»

Vor dem siebenjährigen Kriege stand bei der Garde ein Hauptmann von B.., der in der Folge bei Kollin blieb. Diesem Hauptmann gerade über wohnte ein Musikus aus der königlichen Kapelle, welcher gewöhnlich des Nachts um elf Uhr, und noch später, wenn er nach Hause kam, sich auf dem Fagott zu üben pflegte. Dies fiel dem Hauptmann sehr lästig, weil es seinen Schlaf unterbrach. Er ließ daher den Musikus höflich bitten, diese Übung einzustellen. Dieser ließ ihm antworten: er fände es des Abends am bequemsten, sein Instrument zu studiren, und er hoffe, es werde Niemand etwas dawider zu sagen haben. Der Hauptmann war darüber sehr aufgebracht, und schoß am folgenden Tage mit einer Windbüchse dem Musikus eine Fensterscheibe nach der andern ein. Dieser ließ den Hauptmann fragen, was das zu bedeuten habe. Der Hauptmann gab zur Antwort, er exerzire sich mit dem Gewehre, womit er umgehe. Jener wendete sich nun an den König, und trug ihm den ganzen Vorfall schriftlich vor, mit dem Beifügen: er wäre seines Lebens nicht sicher. Der König ließ sich genau nach dem Zusammenhang der Sache erkundigen, und sagte dann am folgenden Abend beim Konzert zu dem Musikus: «Er hat

«über den Hauptmann geklagt; aber der Mann «hat nicht Unrecht, denn die Nacht ist zum Schla«fen gemacht, und ich verlange nicht von Ihm, «daß Er des Nachts bei mir spielen soll, also las«se Er das künftig nur sein.» Dem Hauptmann aber sagte er auf der Parade: «Ich habe dafür «gesorgt, daß Er künftig ruhig schlafen kann; «aber ich bitte es mir auch aus, die Windbüchse «nicht weiter zu brauchen.»

Bei einer Revue in der Gegend von Tempelhof verlor der König im starken Gallopiren seinen Stock. Er achtete nicht einmal auf diesen Verlust, und war mit den marschirenden Soldaten beschäftigt, als ein Reitknecht angetrabt kam, und den Stock brachte. Der König nahm ihn sehr gnädig an, und sagte: «ich danke Euch recht sehr für den «Stock, den Ihr mir da wiederbringt, und werde «Euch etwas geben lassen.» (Er befahl dem Menschen einen Thaler zu reichen.) «Aber ich würde «Euch noch mehr danken, wenn Ihr mir auch das «Band mitgebracht hättet.» — «Das hat nichts zu sagen», erwiederte der Reitknecht, «das kann man für einige Groschen wieder kaufen.» — Nur hier nicht, mein Freund! versetzte der König sehr herablassend.

Im Jahre 1783 begegnete dem Amtmann zu Wusterhausen, den der König gut kannte, das Un-

glück, daß ihm sein Wirthschaftsschreiber eine ansehnliche Summe Geldes veruntreute, mit seiner Tochter entwich und sich nach Sachsen begab. Der Amtmann ging sogleich nach Potsdam, stellte sich dem Könige vor, und erzählte ihm seinen Unfall. Der König sagte: »Mein lieber Freund, Er ist un»vorsichtig gewesen, und hat es sich also selbst zu »verdanken, daß es Ihm so geht; aber ich kann »Ihm itzt nicht helfen: der Kerl sitzt in Sachsen, »und da kann ich ihn nicht so leicht wegnehmen, »als Er vielleicht glaubt. Er muß sich gedulden, »und wenn sich eine gute Gelegenheit findet, Ihm »zu nützen, so werde ich für Ihn sorgen.« — Einige Tage darauf schrieb der sächsische Hof an den König, und bat um Auslieferung eines Avantutiers, der in Sachsen schlechte Streiche begangen, und sich darauf in das preußische Gebiet begeben hatte. Kaum hatte der König dies erfahren, so sagte er: «das ist ja eine erwünschte Gelegenheit, »dem ehrlichen Kerl in Wusterhausen zu helfen;» und befahl sogleich, daß man dem sächsischen Hofe antworten sollte: «der König sei geneigt, dessen «Verlangen gern zu erfüllen, wenn er dagegen «den entwichenen Wirthschaftsschreiber ausliefern «wolle.» Diese Sache verursachte nun viele Weitläuftigkeiten, und die Auslieferung des letztern ward sehr beschwerlich gemacht. Der König aber

bestand

bestand darauf, und der Verbrecher ward endlich nach vielem Hin- und Herschreiben gefangen nach Berlin, und von da auf die Festung gebracht. Der Amtmann bekam seine Tochter, und auch etwas Geld wieder. Einige Jahre darauf starb er, und seine Witwe sollte noch Gerichtsgebühren für die erwähnte Sache bezahlen. Sie wendete sich an den König, und bat um Niederschlagung dieser Gebühren. Er bewilligte dieses Gesuch sogleich und schrieb an den Rand des Berichts, den er sich darüber hatte geben lassen: Unglückliche muß man nicht noch mehr drücken.

Ehe man noch die allein durch den Minister von Görne veranlaßten Ursachen des kreditlosen Zustandes der Seehandlungs-Sozietät kannte, gab ihr Friedrich zu ihrer Erhaltung einen Vorschuß von mehr als einer Million Thaler. Bei dem Konkurs berichtete die Kommission dem Könige, diese Million könne man aus der Masse der görnischen Güter und Effekten erstatten, wenn der König sich seines rechtskräftigen und verfassungsmäßigen Vorzugsrechts bedienen wollte. Vermöge dieses Vorzugsrechts erhielt der König ihm gestohlne Gelder zuerst, und diejenigen Kreditoren, die dem Herrn von Görne ohne genugsame Sicherheit ihr Geld geliehen hatten, mußten leer ausgehen. Aber Friedrich antwortete: Nein! den Schaden muß

ich tragen, denn es ist meine Schuld, daß ich so schlecht gewählt habe, und einem solchen Menschen, wie Görne, eine solche Sache auftrug.

Ein besonderes Beispiel von Großmuth gab Friedrich im ersten schlesischen Kriege, da er im Lager gegen die kaiserliche Armee stand. Man brachte ihm einen verkleideten Spion, der ohne Weitläufigkeiten gestand, daß ihn die Feinde mit dem Auftrage ins preußische Lager geschickt hätten, die Stärke und Anzahl der Regimenter zu erforschen. Auf Befehl des Königs mußte der Mensch sich auf ein Pferd setzen, zwei Husaren mußten ihn in die Mitte nehmen, und so das Lager an den beiden Treffen hinauf und hinunter durchreiten. Bei einem jeden Regimente mußte ihm dessen Name deutlich gesagt werden. Da dies alles geschehen war, und der Spion nun glaubte, man würde ihn zum Lohne seiner bösen That an dem ersten dem besten Baum aufknüpfen, so schickte ihn der großmüthige Friedrich aus dem Lager mit den Worten: Du kannst nun hingehen, und erzählen, was Du gesehen hast.

Friedrich Wilhelm I. hatte seinen Gärtnern in Charlottenburg befohlen, sorgfältig darauf zu sehen, daß sich seine Prinzen nicht selbst Früchte abbrächen, damit sie nicht unreife wählen möchten.

Der Kunstgärtner Krause der Ältere zu Berlin, einer von den königlichen Gärtnern, beobachtete zwar dies Verbot, brachte aber dem Kronprinzen Friedrich immer unter der Hand die schönsten Früchte. Als nachmals Friedrich nach der Schlacht bei Kunersdorf im Lager bei Fürstenwalde stand, schickte ihm Krause eine Schachtel voll auserlesenen Obstes. Da der Sohn desselben mit den Früchten im Lager angelangt war, und sie ihm der König selbst abnahm, sagte dieser mit Rührung: denkt der alte Krause noch an mich!

Auch folgendes Kabinetsschreiben an die verwitwete Großkanzlerin von Cocceji ist ein Beweiß der edeln Denkungsart Friedrichs: es ist vom 24. Oktober 1755. «Nachdem ich mit so vieler Surprise als Leidwesen aus Euerm unter dem 22sten «dies. an mich erlassenem Schreiben das Absterben «Eures Eheherrn, meines Großkanzlers, Freiherrn «von Cocceji, ersehen habe, dessen bei seinen, ob«schon schwächlichen Umständen, ich dennoch um so «weniger vermuthend gewesen bin, da er mir noch «vor einigen Tagen selbst gemeldet hat, wie durch «seine in dem gräflich reußischen Garten gehabte «Sejour dessen Gesundheit und Kräfte dergestalt re«mittirt hätten, daß er seine sämmtliche Amtsge«schäfte wiederum völlig verwalten könne: So ha«be ich Euch hierdurch alle mein gnädiges Mitlei-

«den über solchen Euern Verlust um so mehr auf«richtig bezeigen wollen, als ich selbst an diesem «würdigen, mir und meinem Hause von sehr vie«len Jahren her so treu und wohlgedienten, «Mann einen Verlust leide, der mir wegen seiner «besondern und raren Meriten gegen mich sowol «als wegen meines Staats nicht anders als sensi«bel fallen kann, da ich solchen niemalen wieder «repariren werde. Ihr könnt hierbei inzwischen «versichert sein, daß mir dessen Andenken allezeit «werth bleiben wird, und daß ich deshalb alle Ge«legenheit mit Vergnügen ergreifen werde, wenn «ich Euch besonders als auch Eurer Familie davon «reelle Marquen in allen Vorfällen werde geben «können, und daß Ihr Euch alles meines gnädi«gen Wohlwollens und Protektion zu gewärtigen «habt. Inzwischen, da ich resolviret bin, das An«ken Eures Eheherrn und dessen Meriten gegen «mich dadurch zu perpetuiren, daß ich von dem«selben eine marmorne Büste auf meine eigne Ko«sten verfertigen, und solche auf dem Hofe des «sogenannten Kollegienhauses zu Berlin zum be«ständigen Andenken placiren lassen will; so wird «es mir zum gnädigsten Wohlgefallen gegen Euch «gereichen, wenn Ihr eins von den besten Por«traits Eures verstorbenen Eheherrn choisiren, und «solches zu erwähntem Behuf an meinen Hofbild-

«hauer zu Berlin, den Adami, auf einige Zeit ver«
«abfolgen lassen werdet.»

Den Beschluß dieses Abschnittes mache folgende Stelle aus den Souvenirs d'un citoyen von Formey.

«Ich würde nicht aufhören, wenn ich alles sagen wollte, was ich denke, was ich empfinde, und was ich in Beziehung auf diesen großen König weiß. Da ich aber einmal angefangen habe, mich des Vergangenen zu erinnern, so erlaube man mir eine Skizze von den Verhältnissen, in welchen ich mit ihm gestanden habe, zu entwerfen. — Sie sind sonderbar genug, um mir in lebhaftem Andenken geblieben zu sein; und ich glaube eben nicht, daß man mich um das, was ich mit der genauesten Wahrheit davon sagen will, der Selbstsüchtigkeit wird beschuldigen können.»

«Als der Kronprinz sich noch in Rheinsberg aufhielt, stand ich mit Herrn Jordan in Briefwechsel; dieser nahm daher Anlaß, zuweilen von mir zu sprechen, und die literarischen Neuigkeiten, die ich ihm schrieb, dem Prinzen mitzutheilen. Ich gab damals ein periodisches Werk unter dem Titel: Merkur und Minerva, heraus, worin einiges über die wolfische Philosophie, mit welcher sich der Prinz damals beschäftigte, enthalten war.»

«Ich wagte sogar einige poetische Stücke.

Das eine hieß die Republik des Plato, und sollte eine Beschreibung der Art zu leben in Rheinsberg sein. Der Prinz nahm es gütig auf, und bereicherte es mit Anmerkungen, wodurch er denn bewieß, daß er ein beſſrer Dichter war, als ich; welches ich ihm auch nie habe streitig machen wollen.»

«Zu der Zeit, 1736, legte mir der Staatsminister Cocceji einige Hindernisse in den Weg, als ich eine Stelle suchte, auf die ich mit Recht Anspruch machen konnte. Ich nahm meine Zuflucht zu dem Ansehen des Prinzen, der es mir auch zu Gute kommen ließ; und sogleich waren alle Hindernisse verschwunden.»

«Als eines Tages der Prinz mit Herrn Jordan vor dem französischen Kollegium vorbeiging, stand ich so eben vor der Thüre. Ich grüßte ihn. Er fragte Jordan, wer ich sei? Als dieser mich nannte, sagte der Prinz: wie? er ist Prediger? Ich habe mir immer vorgestellt, daß dies ihn abgehalten hat, nähere Bekanntschaft mit mir zu machen, und ich gestehe, daß ich mir deshalb Glück gewünschet habe.»

«Die Jahre verstrichen, und der König bestieg den Thron. Sollte man es glauben, daß er gleich den zweiten Tag seiner Regierung Herrn Jordan an mich abschickte, um mir zu sagen: Se. Maje-

stät wünschen, daß ich sogleich ein literarisches und politisches Journal anfangen möchte, wozu er selbst die Materialien liefern würde. Diese Arbeit war nicht sehr nach meinem Geschmacke, ich konnte sie aber doch nicht füglich ablehnen. Ich fing also an, und den 9ten Juli 1740 erschien das erste Stück in klein Folio, unter dem Titel: Journal de Berlin, ou nouvelles politiques et literaires, chez Ambroise Haude.

«Als die Beiträge, welche mir der König zu geben versprochen hatte, nicht mehr regelmäßig einliefen, wie im Anfange, schrieb ich deshalb an ihn, und erhielt folgende Antwort, (vom 18ten Oktober 1740): «Ich habe Euern Brief wohl er-«halten, und um Euch in den Stand zu setzen, «Euer Journal de Berlin fortsetzen zu können, schi-«cke ich Euch einige die itzige Zeit betreffende Neuig-«keiten mit, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr «die Fortsetzung davon erhalten sollt. Ich hoffe, «Ihr werdet mit Klugheit und Schonung Gebrauch «davon machen.» — —

«Ganz unerwartet, fährt Formey fort, ward ich den 24sten Dezember 1779 mit Herrn Merian zum König gerufen. Die Audienz währte von 3 bis um halb fünf Uhr. Es war zwar eben nicht mein Probestück, mich mit königlichen Personen zu unterhalten; indeß war der Abstand der

Unterhaltung mit jenen, die ich sonst zu sprechen die Ehre hatte, und zwischen der Unterredung mit einem König, wie Friedrich, doch sehr groß. Aber doch fühlte ich keine andre Bewegung, als Freude, welche jede andre besiegte. Der König, der aus meinen Antworten sogleich meine Offenheit und Treuherzigkeit abnahm, schien Gefallen an meinem Charakter zu finden; und seitdem habe ich wirklich bei den Audienzen, die ich bei ihm hatte, mehr Vergnügen genossen, als in jeder andern Unterhaltung mit den Großen. Der König sprach sehr gern, sprach sehr gut, und hatte einen unerschöpflichen Vorrath von Ideen und Kenntnissen. Es kam nur darauf an, daß man ihm recht zuhörte, und ein Wort zwischen her anzubringen wußte, doch ohne Anspruch auf Verstand zu machen. Es ist denen, die dadurch bei ihm haben glänzen wollen, selten gelungen. Da ich überdies mit dem Könige in einem Alter, und beständig in Berlin gewesen war, die nämlichen Personen kannte, und die nämlichen Begebenheiten erlebt hatte: so war es hinreichend, zuweilen ein Faktum von einem halben Jahrhundert her mit einfließen zu lassen, damit es der König sogleich auffinge und alles erschöpfte, was er davon wußte. Ich werde nimmermehr das Feuer seiner Augen, die Sanftheit seines Blicks, das liebenswürdige Lächeln seiner

Lippen, und alles Verbindliche, was er sagte, vergessen. Nur die Unterredungen, worin er sich auf theologische oder philosophische Streitigkeiten einließ, waren etwas beschwerlich. Er hatte eine Rüstkammer, aus der er alle seine Pfeile hernahm, nämlich Voltairens Schriften. Ich behauptete dann immer ihm widersprechende Sätze, und wir wurden zuweilen darüber so heftig, als ob wir auf öffentlichen Lehrstühlen gesessen hätten. Indeß lief doch alles immer auf ein gütliches Ende hinaus; und das einzige, was dabei widrig sein konnte, war, daß man seine Zeit nicht so angenehm zugebracht hatte, als wenn von den schönen Wissenschaften, historischen Anekdoten u. s. w. die Rede gewesen wäre. Der König wußte alles so gut zu behandeln, als ob er sich wirklich darauf vorbereitet hätte. Zum Beispiel, ich erinnere mich, daß einst das Gespräch auf die Politik des Tiberius und auf das Widersinnige in dem Charakter dieses Kaisers fiel. Der König, der immer gern widersprach, hielt dem Tiberius eine Schutzrede, worin er bewies, daß er sich nothwendig so habe betragen müssen, wie er that. Er sprach eine gute halbe Stunde darüber, ohne anzustoßen, mit der allerinteressantesten Art, wie Tacitus, und besser noch als Tacitus.»

«Der König hatte diejenigen, die er zu der-

gleichen Unterhaltungen kommen ließ, niemals sitzen lassen. Ein viel höheres Alter, als damals das meinige war, und viel beträchtlichere Hinfälligkeiten hatten dieses Vorrecht noch Niemand zuwege gebracht. Auch würde ich mich wohl gehütet haben, darauf Anspruch zu machen, wenn ich nicht in dem Fall der unumgänglichen Nothwendigkeit gewesen wäre. Meine ehemaligen und immerwährenden Anfälle von der Gicht haben mir eine Schwäche in den Beinen veranlaßt, welche mir bis ins Jahr 1787 noch gestattet hat, ziemlich weite Spaziergänge vorzunehmen, mir aber nicht erlaubt, lange auf einer Stelle zu stehen. Ich hielt also die beiden ersten Unterhaltungen nur mit außerordentlicher Anstrengung aus, und stützte mich, soviel es sich thun ließ, auf alles, was ich mit meinen Händen erreichen konnte. Das ward der König gewahr, und gleich zu Anfange der dritten Unterhaltung sagte er mir, ich solle mich setzen. Ich that es nicht, und hatte Unrecht, daß ich es nicht that, denn hier kam es ja nicht auf Komplimente an: es war ein Befehl, der mit der Befolgung hätte erwiedert werden sollen. Endlich, als ich das viertemal zu ihm kam, war das Erste, was mir der König sagte: Ich will mir meinen beständigen Sekretair noch länger erhalten, ich befehle Ihm, sich zu setzen. Seit

der Zeit fand ich immer einen Armstuhl so in Bereitschaft gesetzt, daß nur ein kleines Tischchen zwischen dem Könige und mir stand; und ich habe das ungemischte Vergnügen seiner Unterhaltung, so zu sagen, recht tropfenweise eingeschlürft.»

«Jtzt will ich etwas anführen, woraus abzunehmen ist, wie sehr leicht und behaglich mit ihm umzugehen war, wenn man, ohne die Grenzen der Ehrfurcht zu überschreiten, munter und offen mit ihm sprach. Nach dem Tode des Geheimen Raths Gualtieri hatte mich die verwitwete Prinzessin von Wirtemberg, die zu Köpenik residirte, zu ihrem Sekretair gemacht. Meine vornehmste Arbeit bestand eigentlich darin, die Briefe aufzusetzen, welche sie bei verschiedenen Veranlassungen an die königlichen Personen zu schreiben hatte, deren Verwandte sie war. In der Audienz, welche ich den 26sten Dezember 1780 bei dem König hatte, sagte ich zu ihm: «Ew. Majestät werden einen schönen Brief von mir erhalten; ich hoffe, Sie werden auch recht schön darauf antworten?» — Wie so? — «Es ist ein Brief, welchen die Prinzessin in Köpenik zum Neuenjahre an Ew. Majestät schreiben wird.» — Er wird von Ihnen sein? — «Ja, Sire.» — Der König brach davon ab. Drei Tage nachher erhielt die Prinzessin folgende Antwort, von der ich eine Abschrift aufbewahrt habe.

«Madame und Cousine.»

«Ich habe mit vieler Erkenntlichkeit, von der «ich durchdrungen bin, den aufrichtigen und ver«bindlichen Glückwunsch erhalten, welchen Ew. kö«nigl. Hoheit bei dem itzigen Jahreswechsel an mich «gerichtet haben. Ich bitte Sie, sich zu überzeu«gen, daß ich mich für die Fortdauer Ihres Le«bens sehr lebhaft interessire, und daß es mir an«genehm ist, Denenselben die aufrichtigen Wünsche «wiederholen zu können, welche ich nie aufhören «werde, für Ihr Wohlsein und Ihre beständige «Zufriedenheit zu thun u. s. w.»

«Die Prinzessin war über einen solchen Brief vor Freude außer sich; nie hatte sie einen so gnädigen erhalten, und sie wußte nicht, wie sie dazu gekommen war, welches ich mich auch wohl hütete, ihr zu sagen. Mit genauer Noth theilte sie ihn mir noch mit; so sehr besorgt war sie, daß er verloren gehen könnte. Man kann sich vorstellen, daß mich dies sehr belustigte.»

«Ich bin vierzehnmal bei dem Könige gewesen; das leztemal den 14ten Januar 1785. Meine Kränklichkeit hat mich zweimal abgehalten, seinen Befehlen nachzukommen. Im Winter 1786 kam er nicht nach Berlin. Allein einer von meinen Audienzen bei ihm muß ich doch besonders erwähnen. Ich hatte den Auftrag von der Akademie,

dem Könige Alles zu überschicken, was sie für ihn erhielt. Der Graf de la Cepede schickte ihm 1782 eine Menge Bücher, die ich ihm nebst einem zwei oder drei Zeilen langen Brief übermachte. Ich erhielt folgende Antwort vom 22sten Juni 1782. «Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Werke und »Briefe des Grafen de la Cepede überschickt haben, «welche er an die Akademie für mich addressirt «hat. Es wird mir lieb sein, wenn Sie die Ant«wort, die ich hier beilege, an ihn besorgen.» Unten hatte der König eigenhändig auf Französisch geschrieben: «Ich grüße den beständigen Sekretair «der Akademie, und da man sagt, daß er den «24sten hier durchgehen wird, um seine Tochter in «Brandenburg zu verheirathen, so hoffe ich, ihm «persönlich meine Ehrfurcht zu Füßen legen zu «können.»

«Einer solchen Einladung war wohl nicht zu widerstehen. Den 5ten August traf ich in Potsdam ein, nachdem ich es den König hatte vorläufig wissen lassen, und blieb zu Mittage bei dem französischen Prediger Herrn Pelet. Um zwei Uhr erhielt ich durch eine Bothschaft Nachricht, daß ich um 4 Uhr in einer Kutsche nach Sanssouci würde abgeholt werden. Als ich dort ankam, fand ich unten an der Anhöhe eine Portechaise, worin ich hinauf getragen werden sollte. Diese Aufmerksam-

keit rührte mich bis zu Thränen. Ich ward in einen Saal geführt, worin der König bald nachher auch erschien. Dieses ist das einzigemal, daß ich ihn stehend und gehend gesehen, und unter vier Augen mit ihm gesprochen habe. Ich setzte mich in einen Armstuhl neben dem Kanapee, auf welchem der König saß. Die Unterredung währte anderthalb Stunden, und betraf mehrentheils die Religion; das machte sie mir denn minder angenehm, obschon übrigens der König immer gleich gütig gegen mich war. Ich will hier nur Einen Zug aus der Unterredung anführen, der aufbehalten zu werden verdient, weil er den sehr bestimmten Charakter des Königs mit bezeichnet. Ich sprach davon, wie sehr seine Unterthanen die Verlängerung des Lebens eines solchen Königs, wie er sei, zu wünschen Ursache hätten, und wie sehr er selbst noch wünschen müßte, zum Wohl seines Volkes zu leben. Nicht doch, sagte er mit festem Ton und Blick: wenn der Tod diesen Augenblick käme, so würde ich zu Ihnen sagen: Gute Nacht Herr F. Der König war sogar so liebreich aufmerksam gegen mich, daß er mir den folgenden Tag etwas aus seinem Weinkeller zur Zehrung auf meine brandenburgische Reise schickte.»

«Gleich in der ersten Unterredung hatte der König mich gefragt, wo ich her sei? nämlich, wo

meine Familie herstamme. Ich war froh, ihm antworten zu können, ich sei ein ehrlicher Champagner, und hätte die angeborne vaterländische Offenherzigkeit und Treuherzigkeit bei mir erhalten. Sie lieben also wol den Champagnerwein? — «Sire, ich habe mein Vaterland nie verläugnet.» Den folgenden Tag erhielt ich einen Korb, worin die eine Hälfte Flaschen Champagner, und die andre Tirolet und Burgunder war.

«Als er mir das leztemal Wein schickte, war ein wirklich pantomimisch komischer Auftritt vorhergegangen, der die Güte und Munterkeit des Königs zu sehr bezeichnet, als daß ich ihn nicht anführen sollte. Es war den 24sten Dezember 1784. Die Unterredung betraf, wie gewöhnlich, Anfangs verschiedene Gegenstände. Nach Verlauf einer halben Stunde unterbrach sich der König plötzlich, sah mich an, und fragte: Trinken Sie Champagner? — «Nein Sire!» — Und warum nicht? — «Weil ich keinen habe.» — Und warum haben Sie keinen? — «Weil Ew. Majestät mir keinen gegeben haben.» — Hiermit war es zu Ende; allein nach einer halben Stunde erhob sich der König, und langte mit der Hand auf einen Tisch, der vor ihm stand, indem er sagte: Mein Gedächtniß macht mir doch manchmal dumme Streiche. Er nahm oder

that so, als nehme er Papier und eine Feder, und zählte, als ob er schriebe, die Sylben einzeln her: mein Se = kre = tair hat kei = nen Cham= pa = gner mehr. Er schob darauf das Papier wieder von sich, und sagte: Nun werde ich schon daran denken; und nun ward die Unterredung weiter fortgeführt. Den folgenden Tag erhielt ich den Korb mit Wein. Kann man so viele Güte vergessen? Nicht die Beträchtlichkeit des Geschenks, sondern die Art, mit der er gütig war, gibt dem allen so vielen Werth.»

«Indeß hat es der König nicht dabei bewenden lassen, und er hat 1782 meinen Jahrgehalt aus eigner Bewegung vermehrt.»

«Ich habe schon vorhin erwähnt, daß, wenn irgend eine Materie auf das Tapet gebracht wurde, man sich nicht übereilen mußte, seine Meinung darüber zu sagen, noch vielweniger einen entscheidenden Ton anzunehmen, weil sonst der König zur entgegengesetzten Meinung überging, woraus dann eine Streitigkeit zu entstehen pflegte, welche das Gespräch sehr lebhaft machte, und gewöhnlich darauf hinauslief, daß man in gleichgültigen Dingen zu seiner Meinung überging. Allein noch eine Sonderbarkeit ist es, daß sich der König oft stellte, als wüßte er Dinge nicht, die er besser wußte, und erstaunt that, wenn man mit ihm davon sprach.

Hier

Hier ist ein Beispiel davon. Die Akademie hatte eine metaphysische Frage über die primitive Kraft aufgeworfen, die Herrn d'Alembert sehr dunkel vorgekommen war. In seinem Briefwechsel mit dem Könige hatte er darüber gescherzt, und dieser nahm daher Anlaß, der Akademie zu befehlen, (doch so, daß er ihr erlaubte, die erste Frage beizubehalten,) noch eine andre aufzuwerfen, nämlich: ist es erlaubt, das Volk zu täuschen? Die Frage ward also aufgegeben, und es liefen eine Menge Abhandlungen ein. Ich nahm daher Gelegenheit zu sagen: «ich erhalte eine Menge Abhandlungen über die außerordentliche Frage, welche die Akademie aufgeworfen hat.» — Was für eine Frage? — «Ob es erlaubt sei, das Volk zu täuschen?» — Hat man diese Frage aufgeworfen? — «Ja, Sire!» — Darauf fing er an, sie umständlich auseinander zu setzen, und zu sagen, wie er sie behandeln würde; und zwar mit der Anmuth, die er über alles, was er sprach, zu verbreiten wußte. Es wäre sehr unvorsichtig gewesen, gegen ihn zu äußern, daß er selbst die Frage aufgegeben habe, und daß man bloß seinen Befehlen gefolgt sei.»

19.

Friedrichs Freigebigkeit und Erkenntlichkeit.

Schon in einem der vorhergehenden Abschnitte sind viele Beweise von der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit des Königs gegen seine Provinzen und Unterthanen da gewesen. Aber die Anzahl derselben ist zu groß, und die Erinnerung an dieselben zu angenehm und herzerhebend, als daß gewiß nicht jeder Leser noch die folgenden mit dem innigsten Vergnügen lesen sollte.

Als dem König nach seinem Befehle der Bericht abgestattet ward, wie es mit Berlin und den umliegenden Gegenden beschaffen sei, was für Verwüstungen der Feind angerichtet, und was für Kontributionen er ausgeschrieben habe u. s. w.; so antwortete der König von Lübben aus den 18ten Oktober 1760 an die kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer: «Die kläglichen und betrübten «Umstände, welche Sr. königl. Majestät Dero «kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer unter «dem 14ten dieses, bei Gelegenheit der die dortige «Residenzien und umliegendes Land betroffenen «russischen und östreichischen Invasion gemeldet «hat, haben Höchstdenenselben nicht anders als

«höchst leid thun, und Dero landesväterliches Mit«leiden bewegen können. Höchstdieselben werden «inzwischen alles auf der Welt Mögliche thun, «sowol das Ruinirte herstellen zu lassen, als Dero «unglückliche Unterthanen zu konsoliren und wie«derum zu helfen. Sie erwarten deshalb nur die «von der Kammer bereits geforderten Anschläge «von dem Allernothwendigsten, und verlangen «sonsten von Dero getreuen Unterthanen, Höchst«denenselben die erforderliche Zeit zu lassen, daß «Se. königl. Majestät sich deshalb nur besinnen «und die nöthigen Arrangements treffen können, «denn in dem itzigen ersten Augenblick Dieselben «mit Dero unumgänglichen Kriegsoperationen so «viel zu thun haben, daß Sie sofort mit andern «nicht so zu sagen aus dem Stegreif alles dispo«niren können. Indessen Sie hiernächst als ein «rechtschaffener und treuer Landesvater alles Dero«selben auf der Welt nur Mögliche thun werden, «was zum Soulagement Dero getreuen durch diese «Invasion betrübten und verunglückten Untertha«nen geschehen kann.»

Da in einem Distrikt von Westpreußen ein Wolkenbruch große Verwüstungen angerichtet hatte, und die Leute dem König ihre Noth vorstellten, antwortete er: «Ich habe Euern Schaden vernom«men. Selbiger kommt von Gott. Ich will diesen

«bei Heller und Pfennig aus meiner Kasse ersetzen, «und Euch nächstens einen ehrlichen und redlichen «Mann senden, der alles untersuchen, und Euch «den Verlust baar ersetzen soll.»

Als der König mit seinem Heere bei Frankfurt an der Oder angelangt war, ließ er Halt machen, und gab demselben einen Ruhetag. Er fand hier den würdigen neumärkischen Kammerpräsidenten von Rothenburg, der Küstrin während des Bombardements der Russen verlassen hatte, und dem König von dem Unglück dieser Stadt Bericht abstattete. Den Morgen darauf setzte sich Friedrich zu Pferde, ließ eine Escorte von sechs Mann Husaren weit hinter sich reiten, und nahm den Weg auf Golzow, wo der General Graf v. Dohna mit seiner Armee stand. Bei Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küstrin, Namens Klement, dessen Wohnung die russischen Bomben eingeäschert hatten, mit seiner Frau und seinen Kindern, von denen ein jedes sein Bündel trug. Der König, der sich in seinen Mantel eingehüllt hatte, und ihnen unkenntlich war, fragte, wo sie herkämen? Die Unglücklichen erzählten ihr Schicksal. Es rührte den Monarchen, und er sagte mit Mitleid und Eifer: Kinder, ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen.—Habt nur Geduld, ich will

Euch alles wieder aufbauen. — Rothenburg hatte mit dem König noch eine andre Unterredung zum Besten der Stadt. Friedrich sagte zu ihm: «er wolle die Stadt wieder herstellen; sie sei so «groß nicht, und es werde dazu keine übermäßige «Summe gehören. Vor der Hand würde er 100,000 «Rthlr. dazu anweisen.» Rothenburg zuckte die Achseln, und erwiederte: «er erkenne die königliche Gnade, allein für diese Summe werde er wenig wieder aufbauen können.» Nun gut, sagte der König weiter: ich kann itzt nicht viel thun, man muß Geduld haben. Ich will indeß 200,000 Rthlr. geben. Rothenburg sagte: «er sehe es wohl ein, daß der König in der Lage, worin er sich befinde, nicht mehr für die Stadt thun könne: er danke im Namen derselben für das Bewilligte, und wolle sehen, wie weit er damit kommen werde.» Der König wies sogleich die 200,000 Rthlr. an, und eilte dann zu seinen großen Unternehmungen fort. Die Wiederherstellung der Stadt hat nachher Millionen gekostet.

Im Jahr 1760 war der König genöthigt, im schlesischen Gebirge ein Dorf anstecken zu lassen, um die östreichischen leichten Truppen zu verhindern, eine Höhe, die bei einem Rückzuge verlassen werden mußte, sogleich zu besetzen. Zufälligerweise erhielt der Offizier, dessen Mutter das Dorf ge-

hörte, den Auftrag, es anstecken zu lassen. Dies war dem König genug, sich auf immer für diese Familie zu interessiren. Er hat ihr nicht nur den erlittnen Schaden reichlich vergütigt, sondern auch bei jeder demselben Offizier öfters erzeigten Gnade sich immer des Vorfalls erinnert, und ihn nach seiner Mutter gefragt.

Friedrichs Freigebigkeit und weisheitsvolle Regierung erkannte man endlich am lebhaftesten, als in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Theurung in Teutschland und dadurch an vielen Orten Hungersnoth entstand. Damals ward in den preuß. Staaten, denen man nur wenig natürliche Hülfsmittel zutraut, und von denen man damals allgemein glaubte, sie seien durch Krieg und vermehrte Abgaben ganz ausgesogen, zur allgemeinen nothdürftigen Verpflegung bis in die kleinsten Städte Rath geschafft, so daß hier das Elend, obgleich sehr groß, dennoch bei weitem nicht so schrecklich war, als in vielen andern blühender scheinenden Ländern. Ja es nahmen sogar viele Unterthanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen in Friedrichs Staaten ihre Zuflucht, und fanden Hülfe, theils aus eigener Ersparung in seinen Ländern, theils durch Zufuhr über See.

Ein neuer Beweis von Friedrichs Freigebigkeit

sind die großen Almosensummen, die er gegeben hat. Ich werde nur von denen reden, die er an Berlin gewendet hat. Sie fingen gleich nach dem Anfange seiner Regierung an, und betrugen fast alle Neujahre 4000 Thaler, die durch die Hände der Prediger ausgetheilet wurden. Dem Armendirektorium schenkte er nach und nach 79,000 Thaler, und bewilligte demselben so viel Roggen, als es für die Armen zu Brot nöthig hatte, aus seinen hiesigen Magazinen den Scheffel für 1 Thaler zu kaufen, wodurch viel erspart ward. Gleich im Anfange seiner Regierung bestimmte er die einmalhunderttausend Thaler, die König Friedrich Wilhelm I. zur Anlegung eines Findlingshauses schenkte, wegen ihrer Unzulänglichkeit zu diesem Zweck, zum Bau und zur Unterhaltung des berliner Arbeitshauses. Der französischen Gesellschaft zur Holzverschaffung für die Armen schenkte er an 10,000 Thaler, so wie dem französischen Oberkonsistorium ein Kapital von 10,000 Thalern, dessen Zinsen unter die französischen Armen vertheilet werden sollen. Er ließ auch das französische Kinderhospital neu erbauen.

Nicht weniger hat er von der Anwendung der Almosen bei folgender Gelegenheit sehr richtig geurtheilt. Das geistliche Departement berichtete ihm am 18ten Februar 1744, daß das Almo-

senkollegium zu Magdeburg daselbst ein Armenhaus zu Stande gebracht habe, und nun um Erlaubniß bitte, als Patron einen Prediger bei demselben bestellen zu dürfen: dadurch werde niemand beschweret, denn das Almosenkollegium sorge für den Unterhalt des Predigers, und die Regierung nebst dem Konsistorium zu Magdeburg finde dieses billig und löblich. Der König sah diesen Vorfall ganz anders an, und schrieb an den Rand: «Das Almosenwesen ist nicht, um einen «Priester zu salariren, sondern den Armen Gutes «zu thun; es soll nach der Tour von einer jeden «Kirche in Magdeburg, so mehr als zwei Predi«ger hat, einer dort predigen gehn, und die Wo«che über die Kranken rc. besuchen.» — Da nun zu Magdeburg nur die Johanniskirche drei Prediger hatte, und bei jeder der übrigen Kirchen nur zwei Prediger standen; so verordnete das geistliche Departement, nach dem Vorschlag der Regierung und des Konsistoriums, daß von allen und jeden Predigern, die bei den sechs Stadtkirchen stehen, alle halbe Jahre zwei zu dem Almosenkollegium deputiret werden, und zugleich die Seelsorge in dem neuen Arbeitshause unentgeldlich versehen sollten.

Edler und größer belohnte nie ein Fürst als

Friedrich. Unter allen Monarchen war er der erste, der verdienstvollen Männern in seinen Staaten öffentliche Denkmähler setzen lies? Wem fallen hier nicht die Generale Schwerin, Winterfeld, Seidlitz und Keith, deren marmorne Bildsäulen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin stehen, und der Großkanzler Cocceji bei, dessen marmornes Brustbild auf dem Hofe des Kammergerichts errichtet ward? *)

Als Friedrich zur Regierung kam, wollte er den ehemaligen sächsischen Gesandten, Herrn von Suhm, mit dem er als Kronprinz mehrere Jahre hindurch einen ununterbrochenen Briefwechsel geführt hatte, in seine Dienste nehmen und um sich haben. Suhm reisete wirklich von St. Petersburg nach Berlin, fiel aber, da er eben das Ziel seiner Wünsche, immer um den so sehr von ihm geliebten König zu sein, erreichen sollte, unterwegens in eine schwere Krankheit, an der er auch starb. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er dem Könige in einem äußerst rührendem Briefe, daß er sein nahes Ende fühle und seine hinterbleibende arme Familie dem Schutze des Königs empfehle. Er nannte ihm seine vier noch unerzogenen Kinder und seine Schwester, welche bisher bei seinen Kindern Mutterstelle vertreten habe. Nach seinem Tode schrieb Friedrich sogleich an des Verstorbenen

*) S. S. 292.

Schwester, Fräulein Hedwig von Suhm, einen Brief voll Theilnahme an dem Verluste ihres Bruders, und versprach ihr, für sie und die hinterbliebenen Kinder sein ganzes Leben hindurch zu sorgen. Um dies Versprechen zu erfüllen, berief er das Fräulein mit den Kindern sogleich nach Berlin, damit sie deren Erziehung dort unter seiner persönlichen Aufsicht fortsetzen sollte. Er wies ihr eine jährliche Summe von 1800 Thalern an, von denen sie für ihre Person Zeitlebens 600 genießen sollte; 300 sollten für die Erziehung jedes Kindes jährlich so lange ausgezahlt werden, bis eine anständige Versorgung sie derselben entbehrend machen könnte. Als der König nachher die Söhne in Militairdienste nahm, ließ er jedem die Pension von 300 Rthlr. bis auf die Zeit, da sie zu Kapitains würden avancirt sein; und der Tochter ließ er die gleiche Pension bis zu ihrer Verheirathung mit dem Obersten v. Keith. Der älteste dieser Söhne, Ernst Ulrich Peter von Suhm, war bis zum Range eines Lieutenants avancirt, als der siebenjährige Krieg entstand. In der Bataille bei Prag, am 6ten Mai 1757, nahm ihm eine Kanonenkugel das eine Bein weg, so daß er seinen Abschied fodern mußte. Da er nunmehr zum Militairdienst untauglich war, suchte der König ihn im Zivildienste gut zu versorgen, ließ ihm die

Wahl, Direktor der Ritterakademie in Liegnitz oder Postmeister in Dessau zu werden, und gab ihm den Titel als Kriegsrath. Suhm wählte, wegen der damals kritischen Lage der Sachen in Schlesien, die ihm ruhiger scheinende Postbedienung in Dessau, und stand ihr auch beinahe 25 Jahre vor. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er am 12ten Mai 1785, da er aus seiner großen Schwachheit sein herannahendes Ende vermuthete, einen Brief an den König, um diesem seine drei Söhne zu empfehlen, die schon unter der Armee dienten. Friedrich antwortete ihm sogleich am 16ten Mai, äußerte seine Theilnahme an seinem Schicksale und seine Liebe zu der Familie von Suhm, besonders zu seinem Vater und ihm, und versicherte ihn, daß auch seine Kinder an dieser Liebe Theil nehmen sollten, wenn sie in seine Fußstapfen träten. Diese Versicherung wiederholte er auch der Witwe des Verstorbenen schriftlich am 21sten Mai, als sie ihm den Tod ihres Mannes gemeldet hatte.

Der General Lestewiz hatte in der Bataille bei Torgau, als damaliger Major des Prinz Ferdinand von Braunschweigischen Regiments, ganz spät, da es bereits dunkel war, auf dem Wahlplatz einen Haufen von 5 bis 600 Mann, so wie sie aus allen Regimentern zusammengerafft werden konnten, zusammengebracht, mit welchen er die

letzte Attaque auf die siptitzer Höhen unternahm, und zwar, ohne daß er es wußte, zu eben der Zeit, da das zietensche Korps diese Höhen attaquirte; beide Angriffe gelangen, und die Besetzung dieser Höhen zog den Gewinn der Schlacht nach sich. Der Major v. Lestewitz ward Oberstlieutenant und Kommandeur des Regiments; 1762 Kommandeur des Regiments Peter III; bald darauf Oberst, und 1766 Chef des Grenadiergardebataillons, das der Generallieutenant von Saldern gehabt hatte, und Kommendant zu Potsdam, so wie in der Folge Generalmajor. Gleich nach dem Frieden 1763 fielen dem König für 200,000 Rthlr. Güter zu, die der verstorbene Markgraf Karl gehabt hatte. Er ergriff auch diese Gelegenheit, den damaligen Obersten zu belohnen, und schickte ihm den Schenkungsbrief mit folgendem Handschreiben zu: »Mein »lieber Oberst von Lestewiz! Ich habe die wichti»gen Dienste nicht vergessen, die Er mir in dem »letzten Kriege geleistet hat; und ich habe lange »auf eine Gelegenheit gewartet, sie zu belohnen. »Bis itzt hat es sich noch nicht wollen thun lassen. »Nehme Er Besitz von den Gütern, davon ich die »Schenkungsakte hier beifüge» u. s. w.

Der nachmalige Generallieutenant v. Prittwiz erhielt damals auch für 300,000 Rthlr. Güter geschenkt. Er hatte in der Schlacht bei Kunersdorf

1759 dem Könige sein eignes Pferd gegeben, und mit einer Hand voll Leute einen Schwarm Kosaken verjagt, die im Begriff waren, den König gefangen zu nehmen. Der König sagte daher einstmals: Lestwiz hat den Staat, und Prittwiz mich gerettet.

Einer von den Flügeladjutanten des Königs, der ihm mit vieler Ehre und Eifer gedient hatte, erhielt nicht das mindeste Zeichen von Zufriedenheit. Er verdoppelte indeß seinen Diensteifer, und vier Jahre nach dem Frieden, als er es am wenigsten erwartete, erhielt er von dem Könige 60,000 Rthlr. in Golde, und ein Schreiben, das ihm noch weit mehr werth war.

Bei der Revue in Preußen im Jahre 1775 hielt ein Hauptmann vom Regiment .... um Erlaubniß an, sein sehr schönes Gut verkaufen zu dürfen, weil er es nicht im Stande erhalten könnte, und weil überdies 24,000 Rthlr. Schulden darauf hafteten, die ihn sehr drückten. Als der König wieder nach Potsdam zurückgekommen war, überschickte er dem Kapitain 24,000 Rthlr, um seine Schulden zu bezahlen, und außerdem noch 6000 Rthlr. zur Verbesserung seines Gutes.

Gleich nach dem Tode des Obersten von Troschke, den der König vorzüglich geschätzt hatte, schrieb er an die Witwe desselben den 21sten

Januar 1786. »Mir ist der schleunige Tod des »Obersten von Troschke, Alt-Woldeckschen Regi»ments, Eures Mannes, ungemein nahe gegangen. »Ich verliere an ihm einen sehr braven und guten »Offizier; diesen Ruf hatte er allgemein, und ich »wußte sehr wohl seine vorzüglichen Verdienste zu »schätzen. Der von Euch zurückgesandte Orden »pour le mérite desselben, und Euer Dank für die »ihm zugewendeten Gnadenbezeigungen werden »Euch und Euern Kindern ewige Denkmähler mei»ner ihm zugewendeten wohlverdienten Huld blei»ben. Hierbei will ich es aber nicht bewenden las»sen, sondern Ihr könnt versichert sein, daß ich so »wenig die Witwe eines verdienstvollen Offiziers, »als dessen hinterlassene Kinder gewiß nicht verlas»sen werde. Zu dem Ende vertrauet mir ohne »Rückhalt die Beschaffenheit Eurer sämmtlichen »häuslichen Umstände an, in welchen er Euch ver»lassen hat, auch die Anzahl und das Alter Eurer »Kinder, und dann will ich sehen, was ich für »Euch und sie thun kann.« Eigenhändig hatte der König darunter geschrieben: »Ihren seligen Mann »habe ich in Ehren gehalten, wie ein Exempel von »einem rechtschaffnen Offizier; und weil er leider »mit Tode abgegangen, so werde ich an Vaters »Stelle für seine Kinder sorgen, und was ich dem »Vater zugedacht, für die Kinder und die Mutter

»thun. Schicke Sie mir nur die Liste von Ihrem »Vermögen ein, so verspreche ich alles so zu ma»chen, daß die Familie zufrieden sein wird.«

Den 23sten Januar 1786 schrieb er an dieselbe: »Mir ist es recht lieb, von Euren Familienumstän»den nach Absterben Eures Mannes, des braven »Obersten v. Troschke, durch Euer Schreiben von »gestern genau benachrichtiget zu sein. Ich werde »nun darauf bedacht sein, Euch und seine hinter»lassene Kinder meine Huld und Vorsorge verspü»ren zu lassen. Zu dem Ende habe ich Euch vor»erst für Euren Unterhalt und Erziehung Eurer »Kinder die Einkünfte seiner gehabten Amtshaupt»mannschaft Karzig in der Neumark von 500 Tha»lern heute angewiesen, und dann werde ich zwi»schen hier und Trinitatis sorgen, daß dessen Gü»ter auf wenigstens 20,000 Thaler an Werth stei»gen und so hoch gebracht werden sollen. Hieran »sollt Ihr und Eure Familie ein immerwährendes »Denkmahl haben von der Vorsorge &c.«

Nach dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte erließ nun der König die nöthigen Befehle zur Vollziehung seiner Absichten. An den Staatsminister von Werder schrieb er den 22sten Januar 1786 eigenhändig: »Da mein Freund, der Oberste »von Troschke, gestorben, so will ich, daß die Wit»we die Amtshauptmannschaft, so er gehabt, be-

»halte. Hiernächst will ich ihr ein in der Neu»
»mark gelegenes Gut kaufen, und die dazu erfo»
»derlichen 20,000 Thaler anweisen. Sämmtliche bei
»den westphälischen Fräuleinsstiftern entstehende Va»
»kanzen sollen weder verkauft, noch auf irgend ei»
»ne andre Art vergeben, sondern für die troschki»
»schen Töchter aufgehoben werden. Wenn sie hei»
»rathen, will ich zwei derselben ausstatten.»

An das Generaldirektorium schrieb Friedrich den 23sten Januar 1786: »Die Witwe des Ober»
»sten von Troschke, Alt-Woltekschen Regiments,
»geborne v. Oppel in Berlin, soll die Einkünfte
»von 500 Thalern jährlich aus dessen Amtshaupt»
»mannschaft Karzig in der Neumark zu ihrem Un»
»terhalt und Erziehung ihrer Kinder fernerhin er»
»halten, und damit auf den Etat gebracht werden,
»und Se. königl. Majestät überlassen das dazu Er»
»foderliche der vordersamsten Verfügung des Ge»
»neraldirektorii.«

Höchsteigenhändige Bittschrift.

»Ich werde zwischen hier und Trinitatis ein
»Gut für 20,000 Thaler für Ihre drei Söhne kau»
»fen. Sie behält die Amtshauptmannschaft, und
»bei dem geistlichen Departement muß Sie sich
»melden, um zu sehen, ob ich nicht im Klevischen
»und Westphalen gute Klosterstellen für ein Paar
»Töchter schaffen kann. Auch wenn sich zwei

»Töchter verheirathen können, so will ich sie aus»
»statten.«

Friedrich.

Am 24sten Januar, an seinem Geburtstage, schrieb der König im Allgemeinen an das geistliche Departement, ob keine Stiftsstellen erledigt wären, womit er einige Fräulein versorgen könne. Der Staatsminister, Freiherr v. Zedlitz, vermuthete, daß dies eine Versorgung der Töchter des verstorbenen Obersten v. Troschke zum Endzweck habe, und berichtete, «daß er in Rücksicht dieser Vermuthung Sr. Majestät folgende Vorschläge thun wolle: die älteste Tochter für die älteste Expektantin auf Schildesche. Zwar hätten Se. Majestät derselben die vor wenigen Wochen daselbst vakant gewordene katholische Präbende, um sie an eine qualifizirte Person zu resigniren, ertheilt. Indessen hange es von Sr. Majestät ab, ob ihr dessenungeachtet auch die Expektanz zu lassen, wodurch sie also die erste vakant werdende evangelische Stelle erhalten würde. — Die zweite Tochter sei die dritte Expektantin auf Marienborn, und da sie wegen ihrer Jugend doch noch keine Stiftsstelle besitzen könne, so werde sie wol die Zeit abwarten können, bis sie zur Hebung komme. Bei der dritten von 10 und der vierten von 8 Jahren sei der nämliche Fall, und werde Sr. Majestät anheimgestellt,

ob der einen nicht eine Expektanz auf Heiligengrabe und der andern auf Schildesche ertheilt werden solle, damit auch diese eine Aussicht zu dereinstiger Versorgung hätten.« Alle diese Vorschläge wurden von dem König genehmigt und gebilligt.

Ein gewisses Fräulein von Hohendorf, eine sehr muntre und lebhafte Schönheit, bat bei einem Relais den König um eine Stelle in einem Kloster. Der Monarch, dem die Freimüthigkeit und Munterkeit des Fräuleins gefiel, antwortete: Mein Kind, Sie schickt sich zu keiner Nonne, Sie muß einen Mann nehmen. Das Fräulein versetzte: «ich bin ein armes Mädgen; niemand fragt nach mir, weil ich keinen Brautschatz mitbringen kann.» — O was das betrifft, antwortete der Monarch, dafür werde ich sorgen. Indem fragte er den bei dem Wagen haltenden Landrath: ob er schon verheirathet wäre? Auf die Antwort: Ja, wiederholte der König dem Fräulein das Versprechen, und diese trat sehr vergnügt und gerührt von dem Wagen des Königs zurück. Kurze Zeit darauf erhielt dieses Fräulein mittelst eines sehr gnädigen Schreibens 1000 Rthlr. mit der Versicherung, daß, wenn sie einen Bräutigam haben würde, noch ein reichlicheres Geschenk folgen sollte.

Der itzige Inspektor Mylius in Fehrbellin

fand unter verschiedenen Manuskripten, die sein Vater, ehemals Rektor und Garnisonprediger zu Brandenburg, und mit einer Lietzmann aus Ruppin vermählt, hinterlassen hatte, einen ansehnlichen Wechsel, den der König noch als Kronprinz ausgestellt hatte. Er entschloß sich, diesen Wechsel unmittelbar an den König zu übersenden, und begleitete ihn mit folgendem Schreiben: «Die Inlage habe ich unter den Papieren meines Vaters gefunden. Ich weiß nicht, ob es durch dessen Nachlässigkeit geschehen ist, daß diese Verschreibung nicht vernichtet worden, oder was es sonst für eine Beschaffenheit hat; und überlasse sie daher Ew. königl. Majestät gnädigster Disposition ꝛc.» Der König, dem wahrscheinlich diese feine Wendung gefiel, antwortete dem Geistlichen in sehr gütigen Ausdrücken: «daß er sich des Empfangs der im Wechsel benannten Schuld wohl erinnere, und wenn auch dabei ein Irrthum vorgehen sollte, so sei es billiger, daß er den Schaden trage, als ein Anderer. Er habe deshalb schon Befehl gegeben, daß ihm das Kapital mit den Zinsen ausgezahlt werden solle.» *)

*) Nach des verstorbenen R. Büsching Charakter Friedrichs II. S. 277. d. 2. A. hat nicht Herr Inspektor Mylius

Ein Oberster von der Suite des Königs hatte viele Kinder, so daß sein Gehalt nicht zum noth-

---

selbst, sondern einer seiner Verwandten an den König geschrieben, und er erzählt überhaupt die Sache so. «Der König, der als Kronprinz oft Geld nöthig hatte, lieh am 8ten Juni 1738 von dem Prokonsul Litzmann zu Neu-Ruppin, durch den damaligen Geheimen Rath und nachmaligen schlesischen Minister von Münchow tausend Reichsthaler; ließ aber schon am 12ten November desselben Jahres 472 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf. abschläglich wieder bezahlen. Der Rest wurde vergessen, und der Gläubiger, der doch noch bis 1752 lebte, erinnerte den König nicht an denselben. Eben so schwiegen auch die Erben bis 1782 stille: aber in diesem Jahre entschloßen sie sich, den König um die Bezahlung des Restes zu bitten. Einer derselben schickte die Urkunden von der Schuld am 10ten Juni 1782 dem Könige zu, und fügte diese Vorstellung hinzu: «ich überlasse, bei Überreichung dieser Dokumente, Ew. königl. Majestät allerhöchsten und gnädigsten Entscheidung, den Werth derselben zu bestimmen. Und da sämmtliche Erben bei den itzt so sehr vermehrten Bedürfnißen zur Unterstützung ihrer Kinder und theils pflegbefohlnen Enkel des Bürgermeisters Litzmann gegenwärtig eine Beihülfe sehr gebrauchen können, so werden sie als eine allerhöchste Gnade lebenslang verehren, wenn ihnen durch Auszahlung dieses Restes geholfen wird.»

«Der König ließ sich in diese Sache gnädig ein, und antwortete am 14ten Juni: «So ganz klar justifiziren die Eu«rer Vorstellung am 10ten beigefügte und hierneben zurück«gehende fünf Dokumente den Rest der Schuldforderung «Eures Erblassers, des gewesenen Prokonsuls Litzmann in «Ruppin, von 527 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. nebst Zinsen, eben «nicht, und er hätte billig solchen vor 44 Jahren zurückfor«dern sollen. Indessen, wenn ihr dessen Richtigkeit auf eine

wendigen Aufwande hinreichte, und er sich genöthigt sah, Schulden zu machen. Er ward sehr tief-

---

«gesetzmäßige Art mir näher darthun werdet; so bin ich «ganz bereit, diese Schuldsache noch abzumachen» u. s. w.

«Nun ließen die Erben durch einen Rechtsgelehrten die Gründe ihrer Forderung aufsetzen, und dieser Aufsatz hatte folgenden Beschluß: «wir wollen noch allerunterthänigst anführen, daß die Landesgesetze gegenwärtigen Fall zwischen Privatpersonen dergestalt entscheiden: daß wenn eine Forderung aus richtigen Dokumenten klar hervorleuchtet, derjenige, der diese Richtigkeit zwar zugibt, aber doch die Bezahlung derselben muthmasset oder behauptet, solche Zahlung durch Quittung oder sonst zu erweisen gehalten sei, und im Fall dieses nicht geleistet wird, die Bezahlung von sich nicht ablehnen könne.»

«Diese Schrift wurde dem König am 3ten August überschickt, und am 9ten folgende Antwort im Kabinet ausgefertigt: «Se. königl. Majestät sind mit der von den Kin«dern und Erben des Prokonsuls Litzmann in Ruppin un«term 3ten eingereichten nähern Bescheinigung ihres Schuld«restes von 527 Thlr. 17 Gr. 6 Pf. zufrieden, und werden «ihnen solchen nach der Retour aus Schlesien nebst fälligen «Zinsen von 1738 an, in Bausch und Bogen mit 1682 Thlr. «17 Gr. 6 Pf. gegen Quittung auszahlen lassen.»

«Der König kam aus Schlesien zurück, die litzmannschen Erben erhielten aber keine Anweisung zur Hebung des Geldes. Sie schrieben also am 16ten September noch einmal an den König: «daß sie für die allergnädigste Resolution vom 9ten August allerunterthänigsten Dank abstatteten, und demüthigst um nähere Anweisung bäten, wenn und aus welcher Kasse sie das Geld erheben sollten?» Der König antwortete am 19ten: «Es ist wohl Eure und Eurer Miterben «eigne Schuld, daß der Rest Eurer Forderung aus Eures

sinnig, da sich diese Schulden schon bis auf 2000 Rthlr. beliefen, und er keine Aussicht sah, sie zu tilgen. Der König erfuhr dies, ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm: Er sieht immer chagrinirt aus; was fehlt Ihm? Sage Er es mir! Gute Freunde müssen sich ihren Kummer mittheilen. Ehe aber der Oberste auf diese unvermuthete Frage antworten konnte, fuhr der König fort: Ich habe gehört, daß Er 2000 Rthlr. schuldig ist. — Nun wendete sich der König nach dem ihm zur Hand stehenden Tisch, auf welchem Rollen mit Friedrichsd'or lagen, nahm 2000 Rthlr., übergab sie dem Obersten, und sagte: Bezahle Er hiermit Seine Schulden. Darauf nahm er noch einmal eine solche Summe, und überreichte sie dem Obersten ebenfalls mit den Worten: Hiermit richte Er sich so ein, daß Er keine Schulden mehr machen darf.

«Erblassers —— Verlassenschaft von mir nicht schon längst «bezahlt worden ist. Hätte ich nicht so starke außerordentli«che Ausgaben machen müssen, so würde ich den Euch ge«setzten Zahlungstermin nach meiner Retour aus Schlesien «eingehalten und Euch befriedigt haben. Auf die Zahlung «könnt Ihr inzwischen mit der größten Zuversicht rechnen. «Sie erfolgt gewiß, und ich fordere Euch und Eure Miter«ben nur noch zu einiger Geduld auf,» u. s. w. Das Geld wurde bald darauf von dem Hofstaats-Rentmeister, Kriegsrath Buchholz, richtig übersandt.»

Die Witwe eines braven Offiziers schrieb an den König, daß sie alt und an der Gicht und Chiragra läge, welches, wie der König selbst am besten wisse, sehr schmerzhaft sei; ihre beiden Töchter, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren müßten, wären schwächlich, und wenig im Stande, ihr lange Beistand zu leisten. Wenn diese stürben, müßte sie schlechterdings verhungern; sie bäte ihn also, ihr mit schleuniger Hülfe gnädig beizustehen. Der König antwortete ihr: «Ihre «Armuth und betrübte Umstände, so wie Ihre «Schwachheit, geht mir sehr zu Herzen. Warum «hat Sie sich nicht schon längst bei mir gemeldet? «Gegenwärtig ist zwar keine Pension vorhanden, «aber ich muß Ihr helfen, da sie einen so braven «Mann gehabt hat, dessen Verlust ich sehr bedau«re. Ich werde mir täglich eine Schüssel auf mei«ner Tafel entziehen; dieses beträgt jährlich 365 «Rthlr., und diese kleine Summe, womit Sie sich «vor der Hand beruhigen muß, bis eine Pension «vakant geworden ist, soll mit dem ersten künfti«gen Monats, wozu ich den Befehl ertheilt, sei«nen Anfang nehmen,» u. s. w.

Der Resident zu Konstantinopel hatte, außer verschiedenen reichen Zeugen und Broderien, auch einige zwanzig Pfund der besten indischen Chokolade zum Geschenk erhalten, welche letztere er dem

Könige übersandte. Der Monarch war sehr mit dieser Aufmerksamkeit zufrieden, und sandte die Hälfte der Chokolade an den Staatsminister von S.. mit den Worten: «Laß Er sich, mein lieber «S.., dieses Produkt gut schmecken; es kommt «von einer Nation, die meine Person werth hält «und mein Haus ehrt. Vor 20 Jahren habe ich «diese Chokolade gern getrunken; nun aber kann «ich sie bei meinen alten Tagen nicht mehr vertra«gen.»

Der Auskultator von Birkholz, der sich während der Zeit, daß sich der König als Prinz in Küstrin aufhalten mußte, bei ihm beliebt gemacht hatte, und eine Schwester des Etatsminister von Münchow geheirathet hatte, ward Kammerpräsident der neumärkischen Kammer an des von Rothenburg Stelle. Als dieser Rothenburg seiner geschwächten Gesundheit wegen den Abschied foderte, und der Geheime Finanzrath von Schöning Birkholzen statt seiner vorschlug, erinnerte sich der König desselben noch sehr gut, und sagte: Hat dieser Birkholz nicht eine Münchowen zur Frau? — «Ja Ew. Majestät, eine Schwester des Ministers.» — Ganz recht. Da muß er ja wohl Geld haben? — denn Münchow hatte Vermögen. — «Nein Ew. Majestät, er ist in eingeschränkten Umständen.» — So muß er

kein guter Wirth gewesen sein. — Das nicht, Ew. Majestät, die Russen haben ihm sein Gut im Kriege ruinirt.» — So, nun gut, — er soll Präsident sein.

Ein alter ehrlicher Bürger in Berlin schrieb einst an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre geboren, und hätte bei allem Fleiß nicht so viel erwerben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiele: da Se. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten Sie auch seines bauen. Dem König gefiel die Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift mit eigener Hand geschrieben hatte. Er antwortete ihm sogleich, und ließ sein Haus bauen, obgleich er übrigens für dieses Jahr keine Baugelder ausgesetzt hatte.

Ein Lieutenant von der Kavallerie erhielt vom Könige Erlaubniß, sein väterliches Gut anzunehmen. Er war ein guter Wirth, baute sein Haus, verbesserte seine Felder, und legte auf einer unfruchtbaren Haide eine Kolonie an. Nach und nach baute er an 40 Häuser, die er, nebst einem Gärtchen und etwas Feld, den neuen Einwohnern gegen einen jährlichen Erbzins schenkte. Es wendeten sich verschiedene Fabrikanten nach diesem Ort, die Häuser vermehrten sich, und die Kolonie ward bald blühend. Der König, dem dergleichen Anstalten nicht verborgen bleiben konnten, ließ diesen

nützlichen und fleißigen Vasallen zu sich rufen. Ich höre, sagte er zu ihm, Ihr seid ein guter Wirth. Ist es wahr, daß Ihr eine Kolonie angelegt habt? — «Ja Ew. Majestät, ich fand bei Übernahme des Gutes einen Platz, der dazu geschickt war, und den ich außerdem nicht nützen konnte.» — Wie viel Häuser habt Ihr gebauet? — «Vierzig habe ich auf meine Kosten nach und nach gebauet: es haben sich aber nun verschiedene Leute gefunden, die sich auf eigene Kosten bei mir etablirt haben.» — Wo habt Ihr das Holz hergenommen? — «Aus meinem Walde.» — Hat der Wald das tragen können? — «Ja.» — Wo habt Ihr die Unterthanen herbekommen? — «Es sind meistens Sachsen und andre Ausländer.» — Der König lächelte hierbei freundlich, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte: Nicht übel, mein lieber N... Wie viel kostet Euch die ganze Anlage, und warum habt Ihr Euch nicht um Unterstützung bei mir gemeldet? — «Weil ich wenig baares Geld habe aufwenden dürfen, und weil ich nicht wußte, ob es mir glücken würde. Wenn ich das Holz und die Fuhren rechne, so könnte ich wol einige tausend Thaler verbaut haben. Dies Kapital trägt aber schon seine Interessen, und meine Einkünfte haben sich seit der Zeit

um ein Beträchtliches vermehrt.» — Ihr sollt Eure Auslagen wieder bekommen. — Nicht lange darauf erhielt der Edelmann eine eigenhändige Assignation des Königs auf 12,000 Thaler.

Der König gewann, wie bekannt, die Schlacht bei Soor durch Aufopferung seiner Bagage. Als am Abend gespeist werden sollte, war nichts dazu vorhanden. Man suchte allenthalben nach Lebensmitteln umher, fand endlich zwei Bouteillen mit ungrischem Wein, und brachte sie dem Könige. Er war damit sehr zufrieden, wünschte aber auch etwas zu essen. Es ward jemand abgeschickt, der lange vergeblich umherlief, bis er endlich einen Soldaten von einem Regimente aus Preußen fand, der noch ein ganzes Kommißbrot übrig hatte. Er bot dem Soldaten einen Dukaten dafür; dieser schlug ihn aber mit den Worten aus: er könne den Dukaten nicht essen, das Brot sei ihm lieber. Als er aber hörte, daß der König etwas zu essen verlange, entschloß er sich endlich, einen Theil seines Brots für den Dukaten abzugeben. Damit er aber auch versichert wäre, daß es dem Könige gebracht würde, schlich er dem Käufer nach, um zu sehen, wo er bliebe. Der König verzehrte das Brot mit dem größten Appetit, und fragte, wo man es herbekommen hätte? Man brachte ihm den Soldaten. Der König dankte, und befahl ihm, sich eine Gnade

auszubitten. Jener bat um ein Schulzengericht in Preußen, und erhielt es auch, weil er den König einen Abend satt gemacht hatte.

An einem Tage klingelte der König in seinem Zimmer. Da niemand kam, öffnete er das Vorzimmer, fand aber nur seinen Leibpagen auf einem Stuhle schlafend. Er ging auf ihn zu, und wollte ihn aufwecken; aber in dem Augenblick bemerkte er in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier. Dies erregte seine Aufmerksamkeit und Neugierde; er zog es heraus, und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, und enthielt ungefähr folgendes: «sie danke ihrem Sohne für die Unterstützung, die er ihr übersandt, und sich von seinem Gehalt erspart habe. Gott würde ihn dafür belohnen, und diesem sollte er so getreu, als seinem König stets ergeben sein, so werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen.» Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten, und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte, und in das Zimmer kam. Du hast wol geschlafen? fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit einer Hand in die Tasche, und ergriff mit Er-

staunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß, und sahe den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. Was ist Dir? fragte der König. «Ach, Ew. Majestät,» erwiederte der Page, indem er vor ihm auf die Knie fiel, «man will mich unglücklich machen, ich weiß von diesem Gelde nichts.» Ei! sagte der König, wem es Gott gibt, dem gibt er's im Schlafe. Schick's nur Deiner Mutter, grüße sie und versichre sie, daß ich für Dich und sie sorgen werde. Die Freude des Pagen über dieses unerwartete Glück läßt sich nicht mit Worten beschreiben *).

Da sich der König einst im Winter zu Berlin befand, bemerkte er, daß in der Dachstube eines Hauses, dem Schlosse gegenüber, immer des Abends sehr spät und des Morgens ganz früh Licht brannte. Er ließ sich erkundigen, wer da wohne, und man berichtete ihm, es sei ein armer Schuflicker, der früh und spät arbeite. Er ließ diesen Mann vor sich kommen, und fragte ihn, warum er so emsig arbeite? «Ich habe viel Kinder, und kann kaum so viel erwerben, sie zu ernähren, obgleich

---

*) Dieser Vorfall scheint dem Herrn Professor Engel Veranlassung zu seinem vortrefflichen Lustspiel, der Edelknabe, gegeben zu haben.

ich alle meine Kräfte dazu anwende. Ich bin überdies noch für Leder schuldig, und laufe Gefahr, von dem Lederhändler gerichtlich zur Bezahlung gezwungen zu werden.» Den großmüthigen König rührten die Umstände dieses armen Mannes, und er schenckte ihm einige hundert Thaler.

Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hang groß zu thun eine Uhrkette trüge, woran nur eine Bleikugel hinge. Er wollte dies selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem König aufstoßen mußte. A propos Korporal, rief ihm der König zu, Ihr müßt doch ein braver Kerl sein, daß Ihr Euch von Eurem Solde eine Uhr erspart habt. — «Brav schmeichle ich mir zwar zu sein, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten.» — Der König zog die goldene mit Brillanten besetzte Uhr heraus: Meine Uhr zeigt fünf: wie viel die Eurige? — Auch der Korporal zog seine Bleikugel am Uhrbande heraus, und sagte bebend: «Ihro Majestät, die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Ew. Majestät einst sterben werde.» — Damit Ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget,

fuhr der König fort, in der Ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

Als der König im Jahr 1741 bei Mollwitz im Lager stand, rekognoszirte er das Dorf Zindel. Der Bauer Margner aus diesem Dorfe bemerkte, daß ein feindlicher Trupp in einem Graben auf den König lauere, und hinterbrachte es ihm mit Lebensgefahr, wofür ihn der König zu belohnen versprach. Der gute Mann war aber zu blöde, sich deshalb zu melden, da er in großes Elend gerieth. Noch auf seinem Sterbebette erzählt er den Vorfall seiner Tochter, um in der äußersten Noth den König um die zugesagte Gnade zu bitten. In der Noth, in die sie mit ihrem Manne, dem Schneider Ludwig Schweinert zu Breslau, und mit ihren sechs Kindern verfiel, wendete sie sich an den König, und bat wegen dieses Vorfalls um eine Bedienung für ihren Mann. Der König schrieb an den schlesischen Minister, den Grafen von Hoym: «Die von der Schweinertin angerühmte That ihres ehrlichen Vaters ist bei mir noch in gutem «Andenken. Sie verdient die ihm versprochene «Belohnung; und daher will ich, daß solche seiner «hinterlassenen Tochter angedeihen, und ihr Ehemann von Euch gebetnermaßen mit einem für ihn «sich schickenden Posten versorgt werden soll.» Dies geschah bald darauf.

Der König hatte mehrere Jahre hinter einander dem potsdamschen Armenhause eine ansehnliche Summe geschenkt; dann hatte er aber einmal nicht an diese Anstalt gedacht, ungeachtet sie der Unterstützung sehr bedürftig war. Man entwarf endlich den Plan, zum Besten des Armenhauses eine Musik aufzuführen, und den König durch Überreichung des Textes wieder an dasselbe zu erinnern. Anfangs wollte sich Niemand hierzu verstehen, weil man den wohlthätigen König verkannte, und weil man gerade eine Zeitlang üble Laune an ihm bemerkt haben wollte. Zuletzt wendete man sich an den Marchese Luchesini, diesen edlen Freund des Königs, der sich die Achtung desselben ganz erworben hatte, und der diesmal von seinem Grundsatze, den König nie um eine Gnadenbezeigung zu bitten, in der Rücksicht abging, weil sein Gesuch einen Theil der leidenden Menschheit betraf. Er erkundigte sich einige Tage hinter einander nach der Laune des Königs. Da er eines Abends, wie gewöhnlich, zu seinem königlichen Freunde ging, und von dem Kammerhusaren erfuhr, daß der König den Tag über sehr munter gewesen sei, so ließ er sich die Flügelthüren weit öffnen, und trat mit dem Textbuch zur Musik sehr feierlich und mit abgemessenen Verbeugungen in das Zimmer. Dem Könige fiel dies auf, und der Marchese sagte ihm

dann:

dann: so führten sich die Gesandten einer von den kleinen italienischen Republiken ein. «Auch ich,» fuhr er fort, «bin itzt ein Gesandter von Seiten der leidenden Menschheit. Ew. Majestät haben mehrere Jahre hinter einander die Gnade gehabt, die hiesigen Armenanstalten zu beschenken, und nun scheinen Sie dieselben ganz vergessen zu haben.» Bei diesen Worten war der König ernsthaft geworden, und der Marchese wollte schon anfangen, sich zu entschuldigen. Der König unterbrach ihn aber: «Ich bin darum ernst, weil ich das Armenhaus nicht hätte vergessen sollen. Ich habe itzt nur einen kleinen Kassenrest vorräthig, aber ich werde wieder an die Sache denken. Bald nachher schenkte der König der Anstalt 20,000 Thaler.

Im baierschen Erbfolgekriege hatte der König das Hauptquartier in Frankenstein. Er trat daselbst in dem Hause einer alten adeligen Witwe ab, und verweilte sich eine kurze Zeit darin. Die Dame führte ihn in ihr bestes Zimmer. Hier hingen die Bildniße ihrer sechs Söhne, die sämmtlich ihr Leben im siebenjährigen Kriege verloren hatten. Vor einem dieser Bildnisse stand der König still, und sagte nach einer kleinen Pause: wäre dieser am Leben geblieben, so versichre ich Sie, er wäre itzt General. Er erkundigte

sich nach den nähern Umständen ihrer Familie, und da er hörte, daß sie noch zwei unversorgte Töchter habe, ließ er ihr 6000 Thaler auszahlen.

Bekanntlich stellte der König seine Pagen als Offiziere in der Armee an, und schenkte ihnen dann gemeiniglich etwas zur Equipage. Einem Leibpagen gab der König in gleicher Absicht eins seiner Pferde, und sagte dabei: Geht nur damit nach Berlin, der Gouverneur Ramin wird es Euch wol abkaufen. Der Page präsentirte sein Pferd dem Gouverneur, und erzählte ihm dabei zugleich, was ihm der König gesagt habe. Ramin verstand den Wink, und kaufte das Pferd um einen Preis, mit dem der Page zufrieden sein konnte. Einige Tage nachher ritt er das Pferd, hatte aber den Unfall, daß es ihm den Fuß an der Stadtmauer quetschte, weshalb er einige Tage bettlägerig bleiben mußte. Als der König dies erfuhr, lachte er herzlich und sagte: nun, ich habe es ja oft gesagt, daß das Pferd nichts taugt; man hat es mir aber nicht glauben wollen. Zugleich ließ er ein andres Pferd mit reichem Zeuge satteln, schickte es dem Gouverneur, mit der Warnung: «er sollte sich ja «in Acht nehmen, künftig nicht wieder so leicht «ein Pferd von einem Pagen zu kaufen,» und ließ ihm baldige Besserung wünschen.

Als der König 1761, im Monat August, mit der Armee bei Schweidnitz stand, und in dem Dorfe Jauernick auf dem Kirchhofe eine Schanze aufgeworfen werden sollte, so wurden zu dieser Arbeit viele Soldaten von verschiedenen Regimentern dahin geschickt, welche unter der Aufsicht eines Offiziers daselbst arbeiten mußten. Bei dem Auswerfen der Erde trafen einige Arbeiter auf einen alten Topf. Da sie solchen nicht mit gehöriger Vorsicht herauszogen, so zerbrach er oben etwas, und sie wurden gewahr, daß Geld darin war. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Offizier trieb sie davon, und nahm den Topf zu sich, mit dem Bedeuten, er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn sie abgelöset würden. Hiermit waren die Arbeiter zufrieden. Der Topf ward in die Kirchthüre gesetzt, der Offizier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus und trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttete heimlich das Geld aus dem Topfe heraus, legte die Strümpfe unten in denselben, und warf dann das noch übrige Geld wieder hinein. Da die Arbeiter nun abgelöset wurden, forderten sie den Topf von dem Offizier, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete und ihnen zeigte, es sei nicht lauter Geld im Topf, sondern unten wären alte Lumpen. Aber ein lautes Mißvergnü-

gen zeigte sich nun unter den Arbeitern, als ging' es nicht richtig zu, so daß sich der Offizier gezwungen sah, mit dem Stock zu drohen, als eben der König ankam, um die Schanze in Augenschein zu nehmen. Er fragte: was vorgefallen sei? Die Soldaten erzählten ihm die ganze Begebenheit, und der König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte diese letzten in der Hand, und sagte: «Ihro Majestät, es sind keine alte Lumpen, sondern ein Paar zwirne Strümpfe, in die ein Name gezeichnet ist.» Damit zeigte er sie dem Könige, so daß er deutlich oben am Strumpfe v. ... gewahr ward. Der König ließ den Offizier herbei rufen, und fragte ihn, wie er heiße? Der Offizier sagte: v. .... «Nun,» war des Königs Antwort, «weiß Er nicht, daß das Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da «steht ja der Name im Strumpf, der noch so gut «ist, als wär' er itzt erst herein gezeichnet! — Bursche! wißt ihr was? laßt dem Offizier sein Geld, «ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken «anfüllen, und dann soll es in so viele Theile, als «ihr hier seid, vertheilet werden. Seid ihr damit «zufrieden?» — «O ja, Ihro Majestät,» war die Antwort aller. Sie konnten dies um so viel lieber thun, weil im Topf nur kleine alte Münze,

und zum Theil auch Kupfergeld gewesen war. Hierdurch riß der König den Offizier mit dem größten Bedacht aus der Verlegenheit über ein begongenes Laster, und ließ ihn stumm und beschämt stehen.

Folgendes Memorial eines gewissen Verwalters erhielt der König den 19ten September 1743.

Tausend lieber guter König!
Höre doch nur ein klein wenig
Deines Knechtes Vortrag an,
Wie Du andern hast gethan.
Du erhörst mich ohne Zweifel,
Denn ich bin ein armer Teufel.
Du hast an viel tausend Leuten
In den höchstbeglückten Zeiten,
Da Du Herr und König heißt,
Gnade, Hülf und Schutz verleiht;
Drum will ich die Hoffnung fassen,
Du wirst mich nicht hülflos lassen.
Itzo lauf ich auf dem Lande
Bald im Koth, bald auf dem Sande,
Auf dem Felde her und hin,
Weil ich noch Verwalter bin,
Und bin bei dem Wirthschaft-Orden
Steif auf meinen Knochen worden;
Drum so bitt' ich laß mein Flehen
Dir zu Herz und Ohren gehen,

Räume mir ein Dienstchen ein,
Daß ich kann ein Schreiber sein;
Denn ich wollte gern beim Schreiben,
Bis ich sterben werd, verbleiben.
Nun ich will der Hoffnung leben,
Du wirst mir ein Ämtchen geben,
Daß ich bei der Schreiberei
Lebenslang versorget sei.
Dies ist eins, nun will ich's wagen,
Dir noch etwas vorzutragen:
Wirf von Deinem hohen Thron
Hundert Thaler meinem Sohn,
Landesvater! gnädig hin,
Weil ich gänzlich Willens bin,
Wenn man wird surrexit singen,
Ihn nach Halle hinzubringen.
Gleichwol ist das Unglücke,
Kein d'argent in meiner Ficke!
Drum ist meine Zuversicht
Ganz allein auf Dich gericht.
Denn, mein König! diese Gnade
Ist für Dich ein kleiner Schade.
Wenn mein Sohn für Deine Gaben
Wird was rechts studiret haben,
Alsdann soll er Dir allein
Ganz und gar gewidmet sein.

Laß ihn mit zum Rechten rathen,
Oder mach ihn zum Soldaten,
Dies sind nun die beiden Sachen,
Die mir tausend Sorgen machen;
Großer Friedrich, setze Du
Dieserwegen mich zur Ruh.
Du alleine kannst die Plagen
Mir aus meinem Herzen jagen:
Ich, und auch mein lieber Sohn
Wünschen, daß Dein Königsthron
Möge fest und herrlich stehen,
Bis die Welt wird untergehen.
Nun, mein König! will ich schließen,
Laß die Schrift Dich nicht verdrießen,
Wie der Anfang, so der Schluß,
Pauper sum diabolus.
Ich bin, bis ich sterb und sinke
Großer König!

Dein Knecht
Linke.

Antwort des Königs.

Daß der Schreiber Linke
Nicht noch ferner sinke,
Soll er haben
Die erbetnen Gaben,

Und ganz sicherlich
Von mir

Friederich.

Auch folgende sonderbare Bittschrift nahm der König nicht ungnädig auf.

Großmächtigster!

ich bin ein Sekretarius,
Der sich das ganze Jahr mit Brüchen plagen muß;
Ich rechne Tag und Nacht, und quäle mich mit Brüchen,
Doch ist vom Monate die Hälfte kaum verstrichen,
So ist der vierte Theil vom Hundert schon verzehrt,
Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm' ich solches her? ich schäme mich, zu borgen,
Und gleichwol soll ich doch das ganze Haus versorgen.
Ich theile, wie ich will, dreihundert Thaler ein,
So wollen sie dennoch nicht recht zulänglich sein.
Für zwanzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere,
Zwei Thaler monatlich, für Kaffe, Wein und Biere,

Zwei Thaler monatlich nur an Gesinde-Lohn,
Und sechzig Thaler Zins, damit ich sicher wohn.
Für Knaster, Spaniol, für Zucker und Thebou
Setz ich zwei Thaler an — sie reichen ja nicht zu.
Zwei Thaler dem Barbier, wo aber bleibt der Schneider?
Ich rechne monatlich zwei Thaler nur auf Kleider,
Peruquen, Wäscherlohn, für Strümpfe, Hemd und Schuh,
Nehm ich zehn Thaler an, sie reichen doch nicht zu.

Was kostet nicht die Frau, Pantoffeln, Hauben, Mützen,
Was Adriennen, Pelz, was Kanten und was Spitzen?
Was kost't der Domino, mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit in die Redoute führt?
Und wenn man Sommerszeit in schöne Gärten fährt,
So sind acht Groschen bald in Kuchen aufgezehrt.
Wie ofte muß man nicht auch wol zur Hochzeit gehn,
Wie ofte soll man nicht auch zu Gevatter stehn?
Und läßt man manchesmal den eignen Zuwachs taufen,
Muß man auch alsobald mit Geld zur Kirche laufen.

Und dieses alles macht dreihundert Thaler aus,
Und dennoch hab ich noch nicht alles in mein Haus.
Drum, großer König! laß Dich meine Noth erweichen,
Leg hundert Thaler zu — denn krieg ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erfüllt.
Ich sterb' mit tiefstem Danke,
Mein König, Fürst und Herr! Dein unterthän'ger Franke.

Antwort des Königs.

Hier schick ich Dir ein Blatt,
Das meine Gnaden-Hand
Selbst unterzeichnet hat.
(Vierhundert Thaler.)
Friedrich.

An den Geheimen Sekretair
Franke bei der Oberrechnenkammer.

Ein gewißer expedirender Sekretair B... bei der Regie sprach sehr laut und unzufrieden über gewiße neue Einrichtungen, die für das Land sehr nachtheilig waren. Der Geheime Rath de Launay erfuhr dies, und B... bekam seinen Abschied.

Dieser ward darüber sehr aufgebracht, weil er sich seiner guten Absicht bewußt war, schrieb dies dem König, und überschickte die Plane, indem er hinzu setzte: «Weil er diese Plane laut gemißbilligt hätte, sei er außer Brot gesetzt worden; er habe aber das Zutrauen zu Sr. Majestät, da doch Ehrlichkeit am längsten währe, daß Sie ihn nicht unversorgt lassen würden.» Der König untersuchte die Sache, fand, daß der Sekretair B... als ein rechtschaffener Mann gehandelt habe, befahl, daß er seinen Gehalt behalten solle, und gab Gegenbefehle, daß die von ihm erhaltenen Plane nicht sollten ausgeführt werden. B... aber erhielt ein eigenhändiges Schreiben des Monarchen, worin er schrieb: «Da Ehrlichkeit am längsten währt, soll «Er auch sein völliges Gehalt bekommen. Die nö«thigen Befehle habe ich bereits an die Behörde «gesandt, wo Er sich zu melden hat.»

Als der König einst in Berlin spazieren ritt, kam er bei einem Hause vorbei, wo sich eine Menge Menschen versammelt hatten. Er schickte einen Adjutanten hin, sich nach der Ursache dieses Auflaufs zu erkundigen, und erfuhr, daß der Wirth des Hauses einem armen Miethsmann sein Arbeitszeug und seine Arbeitsstühle nebst seinem Hausgeräthe weggenommen habe, weil er ihm die halbjährige Miethe von 20 Thalern noch schuldig sei;

nun wäre ein heftiger Zank zwischen ihnen. Da der König noch dazu erfuhr, daß das Logis ledig bleibe, so ließ er sogleich befehlen, daß der Wirth augenblicklich alles dem Miether wieder herauf schaffen, und an Ort und Stelle bringen sollte, und beide zu dem Kabinetsrath Köper bestellen, wo der Wirth 20 Thaler für die schuldige Miethe und 20 Thaler Vorausbezahlung für das folgende halbe Jahr bekam.

Als der König während des siebenjährigen Krieges im Herbst aus Böhmen nach Schlesien in die Winterquartiere marschirte, und dabei häufig von den feindlichen leichten Truppen beunruhigt ward, befahl er, daß die Armee gegen die Nacht aufbrechen und marschiren sollte, damit, wie er sagte, die Marquetender und der übrige Troß vor den Räubereien der Feinde gesichert wären. Als nun die Armee die ganze Nacht marschirt war, ward mit Tagesanbruch Halt gemacht. Die Kavallerie saß ab, und die Infanterie legte sich, so weit es die Umstände erlauben wollten. Auch der König stieg vom Pferde, wo die Gardesdukorps hielten, und sagte: «Nun wäre es gut, wenn wir einen guten Schnaps hätten.» Viele, die noch etwas Brot und Branntwein hatten, drängten sich zu ihm, und boten ihm ihren kleinen Vorrath an. Der König lächelte zufrieden um sich her, als er

das allgemeine Bestreben sah, ihm eine Erquickung mit Aufopferung des eigenen Appetits zu verschaffen, und sagte: «Kinder, wenn ich Branntwein «trinken könnte, so würde ich ihn mit Vergnügen «von euch annehmen; allein ich danke für eure «Liebe, und ich werde den heutigen Tag nicht ver«gessen, sondern das alles zu belohnen wissen.» Hierauf wendete sich der König zu seinem Gefolge und sagte: Es gibt keinen glücklichern König auf Erden als mich. Er ließ alle diese Gardesducorps durch den Oberstlieutenant v. Wacknitz bemerken, und in Breslau ward jedem ein Friedrichsd'or ausgezahlt.

Als der König mit seiner Armee bei Liegnitz stand, und von den beiden feindlichen Generalen Daun und Laudon eingeschlossen war, ward durch diesen Umstand die Zufuhr der Lebensmittel sehr erschwert, und der Soldat bekam, anstatt des Kommißbrotes, Zwieback. Der König pflegte gewöhnlich gegen Abend durch die Eskadrongaße der Gardesdukorps zu gehen oder zu reiten, redete mit den Leuten, und suchte sie bald durch scherzhafte Anreden, bald durch Hoffnung auf bessere Zeiten, bei guter Laune zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit sahe er einen Unteroffizier, der seinen Zwieback in Stücke zerschlagen, und mit einem Quart Pontak in dem Feldkessel übers Feuer ge-

setzt hatte. Was hat Er da für eine rothe Suppe? fragte der König. — «Ihro Majestät, diese Suppe kostet mir baare sieben Thaler,» erwiederte der Unteroffizier. — Ho! ho! sagte der König, was ist es denn? — «Es ist Pontak und Zwieback; weil ich mich gern einmal stärken wollte, habe ich meinen letzten Dukaten daran gewendet.» (Ein holländischer Dukaten galt damals sieben Thaler.) — Laß Er mich doch auch einmal kosten, ich muß doch wissen, wie das schmeckt. — «O ja, Ihro Majestät, ich habe aber nur einen blechernen Löffel.» — Das schadet nicht. — Hierauf nahm der König einige Löffel voll von der Suppe zu sich, und sagte dann: das schmeckt wirklich gut, ist aber in der That etwas zu theuer. Nun bedanke ich mich für's erste; Er soll dafür einmal wieder mit mir essen. Der König hatte befohlen, daß dieser Unteroffizier nach dem Hauptquartier kommen sollte. Dort ward er mit dem, was der König selbst speiste, gesättigt, und zuletzt ließ ihm der König noch ein ansehnliches Geschenk an Gelde zustellen.

In Böhmen hatte der König sein Quartier einmal in einem Dorfe, Namens Volkersdorf, genommen. Indessen er mit der Armee ausrückte, kam in demselben Feuer aus, und beinahe das

ganze Dorf brannte ab. Als er wieder zurückkam, fand er hier alles zerstört, und die Menschen in der größten Verwirrung. Was gibt es hier? fragte er. Man antwortete ihm: «eine Feuersbrunst habe vielen Schaden verursacht.» — Ist mein Haus auch abgebrannt? fragte der König weiter. — «Nein, Ew. Majestät,» ward ihm geantwortet. — Nun dann ist es nur gut. — Er ritt hierauf über die Brandstellen weg, stieg vor seinem Quartier ab, ließ sich einen Stuhl vor die Thüre bringen, setzte sich nieder, und betrachtete den Schaden. Er bedauerte die armen Bauern auf eine sehr gnädige und menschenfreundliche Art, und ließ ihnen nachher ein ansehnliches Geschenk auszahlen.

Als der König im siebenjährigen Kriege sein Quartier in einem sächsischen Dorfe, unweit Wittenberg, bei einem Prediger nahm, kam ihm dieser mit den Worten entgegen: «Komm herein, Du Gesegneter des Herrn! warum willst Du draussen stehen?» Der König sah den Geistlichen, einen alten ehrwürdigen Mann, mit einem sanften Lächeln an, und sagte zu ihm: «Wie viel Hufen gehören zum Dorfe?» — Der Prediger konnte vor Bestürzung diese Frage kaum beantworten, ob er gleich die Zahl der Dorfhufen sehr genau wußte. Endlich erholte er sich und sagte: zwei und zwan-

zig. — «Wie viel tragen die?» — Der Prediger gab die Anzahl der Wispel und Scheffel Getreide, so gut er konnte, an. — «Hat das Dorf im Kriege Schaden gelitten?» — In acht Wochen, Ew. Majestät, haben Ihre Truppen und die Östreicher beständig abgewechselt, und uns ganz ausfouragirt. Wir sind leider bis ans Ende gekommen; unser Leben und unsre Hütten sind das Einzige, was wir noch haben. — «Wer hat hier von den Östreichern gestanden?» — Der General Luzinsky. — «Wo hat er gewohnt?» — Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn General in meiner Wohnung zu bewirthen, so gut ich konnte. — «So? Hat Er den auch einen Gesegneten des Herrn geheißen, als er kam?» — Das eben nicht; allein konnt' ich ihm denn fluchen? — «Ja so, er ist ein Sachse.— Nun, ich werde sehen, ob ich seinem Dorfe mehr Segen bringen werde, oder Luzinsky.» — Der König ließ sich hierauf in sein Zimmer führen, und sprach viel mit dem Geistlichen, der ihn sehr gut unterhielt. Als er Abschied von ihm nahm, ließ er ihm 100 Stück Friedrichsd'or auszahlen, und stellte eine Ordre aus, daß, wenn preußische Truppen nach diesem Dorfe kämen, sie nichts anrühren, und Alles, was sie außer den Quartieren erhielten, baar bezahlen sollten.

Nie hat sich der König heiterer gezeigt, als an

dem

dem Tage, da er nach dem dresdner Friedensschluß seinen Einzug in Berlin hielt. Er kam durch das schlesische Thor in die Stadt, und saß in einem offnen Wagen. Neben sich hatte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und vor sich den Markgrafen Karl sitzen. Er kam durch die Roßstraße, welche, so wie die andern Straßen, vom Thor an bis zum Schlosse von der berlinischen unter Gewehr stehenden Bürgerschaft auf beiden Seiten besetzt war, und ward mit Blumenkränzen, die man auf ihn warf, fast bedeckt. Er sagte auch: ich bin vergnügt, daß ich die Ruhe wieder hergestellt habe, ob ich gleich einen für mich weit vortheilhafteren Frieden hätte schliessen können, wenn ich den Krieg hätte verlängern wollen. — Er gab hierauf der berlinischen Bürgerschaft eine öffentliche Redoute, in der sie an einer Menge prächtig servirter Tafeln gespeist, und wobei ihnen alles Preis gegeben ward. Aber die Aufführung dieser Gäste gefiel dem Könige, der um die Tafeln umherging, gar nicht. Der größte Theil von ihnen betrank sich, und überließ sich der heftigsten wildesten Freude. Man trug den Wein in den Taschen fort; Messer, Teller, Servietten, und andres Tischgeräthe wurden weggenommen. In den Gängen des Opernhauses lagen allenthalben Betrunkene,

von denen verschiedene bis an den andern Morgen liegen blieben, und dann erst aus den Winkeln zum Vorschein kamen. Ja, man fand Masken hinter den Werkstücken, die zum Bau der katholischen Kirche bestimmt waren, noch am andern Tage, ohne alle Besinnung. Dies Betragen mißfiel dem Könige sehr, und er sagte: Nein, nein, den Spaß werde ich nicht wiederholen, denn ich sehe wol, man mißbraucht meine Güte.

Ein Offizier bat den König um Urlaub, nach seinem Vaterlande Pommern reisen zu dürfen. «Den will ich Ihm geben,» sagte Friedrich, «doch mit der Bedingung, daß Er mir, wenn Er wiederkommt, genau berichtet, wie es in Pommern steht.» Der Offizier glaubte nicht, daß der König dies ernstlich gemeint habe, und wieder daran denken werde. Es geschah aber doch. «Wie?» fragte ihn der König, «hat er schon vergessen, daß Er mir Nachrichten von Pommern mitbringen sollte?» — Nein, Ew. Majestät! das wol nicht, aber — «Nun was denn?» — Ich glaubte, Ew. Majestät würden nicht so viel Vertrauen auf mich setzen, daß ich dazu fähig wäre. — «Keine Ausflüchte. Wie stehts in Pommern?» — Vortrefflich; man wird überall überzeugt, daß es dem Könige von Preußen, dem großen Friedrich, gehört. — Dem

König gefiel diese Wendung, und er fragte den Offizier: «wo ist Er zu Hause?» — Bei Kolberg. — «Hat Er da ein Gut?» — Ja, Ew. Majestät, meine Ältern bewohnen es. — «Haben ihnen die Russen Schaden gethan?» — Sehr großen, Ew. Majestät. — «Ich habe ja dafür gesorgt, daß dem Lande wieder aufgeholfen werden soll. Hat Er auch davon profitirt?» — O ja, Ew. Majestät; aber — «Nun was denn?» — Der Schade war zu groß, als daß uns ganz geholfen werden konnte. — «Nun höre Er einmal, damit Er auch fühlt, daß Pommern dem Könige von Preußen gehört, so setze Er mir schriftlich und genau auf, wie Ihm geholfen werden kann, und übergebe Er mir das.» — Der Offizier dankte für die Gnade des Königs, erstattete einen genauen Bericht von dem Zustande seines väterlichen Guts, und erhielt von dem Könige eine ansehnliche Summe zu dessen Verbesserung.

Im siebenjährigen Kriege befand sich der König auf einem Marsche nach Schweidniz in einem Defilee, welches sich durch das in einander gefahrne schwere Geschütz verstopft hatte. Indem er nun eifrig umher ritt, um das Fortkommen zu befördern, riß er sich an einem Rade, dem er zu nahe kam, den einen Stiefel auf, so daß er ihn beinahe vom Fuße verlor. Mit einigem Verdruß über die-

sen Zufall befahl er, man solle einen Schuster aufsuchen, der ihm den Stiefel zusammenheften könne. Nachdem man eine Zeitlang umher gefragt hatte, ob jemand dieses Handwerk verstehe, fand sich endlich ein Dragoner, der sein Handwerkszeug mit sich brachte. Der König stieg ab, setzte sich an eine Anhöhe und sagte: «Kannst Du mir den Stiefel flicken?» — Wollen sehen Ew. Majestät, ich habe ja schon so manches geflickt. — «Nur geschwind, damit ich fortkomme.» — Der Dragoner fing an zu arbeiten, und brummte vor sich in den Bart: hm! die Stiefeln haben auch ein Paar neue verdient. — «Was sagst Du?» — Nichts! — «Ich will es aber wissen.» — Nun, ich meine, die Stiefeln haben ihren Dienst redlich gethan; recht gut, daß sie zerrissen sind, sie waren so nicht viel mehr werth. — «So? Wie lange meinst Du denn, daß Stiefeln halten müssen?» — Wenn sie halten müssen, ist es eine andre Sache; aber, wie lange sie halten können, das kann ich wol sagen. Drei Jahr. — «Nun Narr, die sind so alt noch nicht. Aber sage mir doch, ob ein Schuster wol ein guter Dragoner sein kann?» — Das haben Sie wol bei Hohen-Friedberg gesehen. — «Bist Du da mit gewesen?» — Ei freilich, ich habe die Östreicher so versohlet, daß mancher von ihnen lange daran denken wird. Wenn ich Schuh und Stiefeln

mache, bin ich Schuster, und wenn ich zu Pferde sitze, bin ich Dragoner. Der Himmel sei dann dem gnädig, der mir unter die Hände kommt. — «Sachte, sachte, Herr Schuster; ich bin itzt in seinen Händen, mache Er's doch gnädig.» — Als der Dragoner fertig war, ließ ihm der König ein Geschenk geben, und ritt schnell weiter.

Ein Kollegium erhielt einst den Befehl vom König, ihm eine Liste von allen denen einzuschicken, die Pensionen bekämen. Die eine Rubrik war überschrieben: Was sie dafür thun? Unter den Pensionirten befand sich der Herr v. Kalzabigi, der die Zahlenlotterie eingerichtet hatte. Das Kollegium schrieb bei diesem Namen in die erwähnte Rubrik: Thut gar nichts. Der König schrieb eigenhändig dazu: Hat schon gethan; und schickte die Liste zurück.

Der König hatte der Gemeine zu Lobhens 1781 zum Bau ihrer Kirche 1000 Thaler geschenkt: sie hatte das Geld aber nicht erhalten. Als der König hierauf 1782 zur Revüe nach Graudenz ging, trat ihn, als er eben in den Wagen steigen wollte, der Prediger von Lobhens an, und bat, daß Ihro Majestät der Gemeine doch die versprochenen 1000 Thaler möchte zahlen lassen. Wo habe ich Euch das versprochen? fuhr der König hastig auf, und blieb mit einem Fuß auf

dem Tritt des Wagens stehen. Der Prediger zog eine mit dem Namen Friedrich unterzeichnete Resolution aus der Tasche, und hielt sie dem Könige dicht vor das Gesicht, mit den Worten: «Hier, hier!» Nun nahm der König seine gewöhnliche heitre Miene wieder an, und sagte: Habt noch Geduld Kinder! Meine Kasse ist erschöpft, ich habe zu viel Ausgaben an der Weichsel wegen der Überschwemmungen. Ihr sollt es aber gewiß kriegen. Nach einigen Monaten bekam die Gemeine die tausend Thaler.

Zu Ende des siebenjährigen Kriegs ritt der König vor die Fronte des Husarenregiments von Zieten. Ein Husar, der besonders mit Hieben im Gesicht bezeichnet war; fiel dem Könige so auf, daß er ihn fragte: In welcher Schenke habt Ihr die Bierhiebe bekommen? — «Bei Kollin, wo Ihro Majestät die Zeche bezahlt haben.» Der König lachte und sagte: Bravo, Ihr seid Offizier. — «Mit oder ohne (Equipage)?» rief der Husar dem König nach, der schon fortritt. Der König verstand ihn, kehrte sich um, und sagte lächelnd Mit.

Einer von den 12 Leibjägern des Königs hatte einen Försterdienst in ... erhalten. Bei einer Revüe trat der König bei ihm ab. «Seid Ihr mit Eurem Schicksal zufrieden?» fragte der König. —

O ja, ich danke Gott, daß Ew. Majestät die Gnade gehabt haben, mir ein ruhiges Stück Brot in meinem Alter zu geben: aber — hier zuckte der Förster die Achsel. — «Was soll sein Aber? Ich denke, Er ist zufrieden?» — Ihro Majestät, mein Wohnhaus ist in so traurigen Umständen, daß ich immer fürchten muß, es werde mir über den Kopf zusammenfallen. — «Ja, da kann ich Ihm nicht helfen. Er muß sich an die kurmärkische Kammer nach Berlin wenden.» — Ich habe schon dreimal an die Kammer geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. — «Ja das ist böse. Wie hat Er denn aber geschrieben?» — So wie ich an Ew. Majestät selbst schreibe: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König ꝛc. — «Und doch keine Antwort?» — Der König ging einigemal die Stube auf und ab, und befahl dem Förster, Feder, Tinte und Papier zu bringen. — «Itzt schreibe Er, wie Er sonst geschrieben hat. «Allerdurchlauchtigster ꝛc.» Ich werde Ihm weiter diktiren. «Se. «Majestät der König befehlen hiermit Ew. Maje«stät, die Wohngebäude des Försters ... in ... «a dato in 4 Monat in baulichen Stand zu setzen; «widrigenfalls versichern Se. Majestät, daß Ewr. «Majestät das Donnerwetter auf den Kopf fah«ren soll.» — Der Förster gerieth bei dieser Stelle in die größte Verlegenheit, und meinte, er würde

sich gewiß ins Unglück stürzen: die Kammer werde es ihm gedenken. — «Dafür laß Er mich sorgen, tauche Er die Feder ein, und gebe Er mir die Vorstellung her.» — Der König schrieb auf den Rand: «Wenn ich bei meiner Retour nicht die An«stalt zur Erfüllung der Bitte des Försters finde, «so werde ich mit Ew. Majestät selbst sprechen.» Die Kammer erhielt diese Bittschrift, und säumte nun nicht länger. Es ward eine Kommission mit Extrapost dahin geschickt, und als der König zurückkam, fand er schon alles in Bewegung, seinen Befehl zu vollziehen.

Nach erfolgtem Frieden 1763 speiste der General Seidlitz einmal bei dem Könige. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Rede auf die rosbacher Bataille, und der König sagte: Mein lieber Seidlitz, ich bin Euch, den Offizieren, und dem ganzen Regiment wegen dieses Siegs viel Dank schuldig. Seidlitz antwortete: «Ihro Majestät erlauben, nicht allein mein Regiment, sondern auch sogar mein Feldprediger Balke hat tapfer mit eingehauen. Als die Bataille anging, schnallte er sich einen überkompletten Reiterdegen um, und so attakirte er frisch mit.» Ei den Teufel auch, sagte der König, so muß ja wol dieser Mann wegen seiner außerordentlichen That auch außerordentlich

belohnt werden? Eben ist der Feldpropst gestorben. Der Balke soll die Stelle haben. Der Feldprediger Balke ward bald nachher nach Potsdam berufen, und erhielt die erledigte Feldpropststelle wirklich.

Der König ritt einst nach Potsdam vom Exerziren, da begegnete ihm ein alter Mann, der ihn um ein Almosen bat. Das hohe Alter, das in des Mannes Gesicht besonders ausgedrückt war, zog des Königs Aufmerksamkeit auf sich, und er fragte ihn, wie er heiße, und wie alt er sei? — Der Alte antwortete: «ich heiße Schmidt, und bin nun 83 Jahre alt.» — Das kann wol nicht sein: Ihr geht ja noch so munter. Wo ist Er her? — «Aus Lauenburg in Sachsen.» — Wie kommt es, daß Ihr betteln müßt? — «Ich bin im siebenjährigen Kriege um alles das Meinige gekommen.» — Der König ließ ihm durch einen Flügeladjutanten zehn Thaler reichen, und ritt weiter. Als er in Sanssouci angekommen war, befahl er dem Geheimen Kämmerer Zeisig, er sollte nach Lauenburg schreiben, und sich dort erkundigen, ob die Aussage des alten Mannes wahr sei? Bei der Antwort, die darauf erfolgte, und die alles bestätigte, war auch der Taufschein, der denn auswies, daß der alte Schmidt noch ein Jahr älter war, als er gesagt hatte.

Nun befahl der König, daß er in eine potsdamsche Armenanstalt aufgenommen werden mußte, und setzte zu seiner besondern Verpflegung noch monatlich 5 Thaler aus.

Der Nadler Vogel in Potsdam hatte 32 Ellen Damast zu einem Kleid für seine Frau von der Messe mitgebracht. Als er am Thor visitirt ward, fand man dieses Zeug, und nahm es ihm weg; der Prozeß ward ihm gemacht, und der Ausgang desselben war, entweder sollte er 3000 Thaler Strafe geben, oder auf 6 Jahre nach Spandau kommen. Da er nun das erstre nicht konnte, geschah das letztere. Die Frau wußte nun, bei dem Übermaß ihres Unglücks, keinen andern Weg mehr einzuschlagen, als sich an den König zu wenden, der zum Glück für die Bedrängten sich nie ihren Klagen entzog. Sie nahm ihre beiden Kinder an die Hand, und ging, hochschwanger wie sie war, im Vertrauen auf Gott und die Güte des Besten der Könige, nach Sanssouci. Der Monarch ging eben im Garten spazieren, sie traf ihn in einer großen Allee. Er ward sie gleich gewahr, und fragte sehr freundlich, was sie von ihm haben wolle? — Die Frau erzählte ihr Unglück ganz natürlich und kurz. — Ihr wißt aber doch, antwortete der König, daß ihr nicht mit verbotenen Waaren

handeln sollt. — «Ach Ihro Majestät, wir haben ja nicht damit handeln wollen; mein Mann hat mir aus Liebe das Zeug zu einem Kleide mitgebracht, weil man da alles wohlfeiler haben kann; aber daß sich Gott erbarme! nun habe ich meinen Mann eingebüßt, und meine armen Kinder haben kein Brot.» — Gebe Sie sich zufrieden, Sie soll Ihren Mann wieder haben. — «Aber Ihro Majestät, ich kann ja das Geld und die vielen Kosten nicht bezahlen.» — Das Geld soll Ihr erlassen sein, und die Kosten will ich tragen. — «Ach aber mein Zeug, das verliere ich denn doch; und das hat meinem armen Mann so viel gekostet, und er hatte sich solche Freude damit machen wollen.» — Nun, weil es Ihr auch solche Freude macht, so soll Sie auch das wieder haben. Melde Sie sich nur bei dem Direktor Egerland. Und noch den nämlichen Tag gab der König Befehl, daß alles, was er der Frau bewilligt hatte, in Erfüllung gehen mußte.

Bei Gelegenheit einer Revüe in Pommern übergab ein junges sehr wohlgebildetes Mädgen, (deren Vater ein Kanonier im Fort Preußen bei Stettin war,) dem König eine Bittschrift, worin sie bat: «der König möchte ihr doch helfen, daß sie ihren Geliebten heirathen könne, dessen Ältern

sich ihrer Heirath widersetzten, weil sie arm sei. Der König ließ den Jüngling zu sich kommen, und fragte: wollt Ihr das Mädgen zur Frau haben? Der junge Mensch warf sich dem König zu Füßen, und rief voll Empfindung: «O ja, von Herzen gern.» Der König lächelte, und entließ das junge Paar mit dem Verbot, den Ältern kein Wort von dem Allen zu sagen. Gleich darauf erhielten die Ältern Befehl, (es waren sehr bemittelte Leute) sich um 12 Uhr in dem Palais auf dem Roßmarkt einzufinden, und ihren Sohn mitzubringen. Das Mädgen aber mußte sich in einem Nebenzimmer aufhalten. Die alten Leute erschienen in sehr ängstlicher Erwartung, denn sie wußten nichts um die ganze Sache. Als sie gemeldet waren, wurden sie sogleich vorgelassen. — Ist Er der hiesige Bäcker-Meister? und diese seine Frau? fragte der König. — «Ja Ihro Majestät.» — Hör Er, ich will seinem Sohn ein schönes junges reiches Mädgen zur Frau geben: ist Er es zufrieden? — «O ja, Ihro Majestät.» — Nun ward das Mädgen hineingerufen, und den Leuten vorgestellt. «O, Ihro Majestät! rief der Bäcker, die, die hat nicht das Hemde auf dem Leibe: mit der müßte mein Sohn verhungern.» — Der König wendete sich, ohne ihm zu antworten, zum

Herzog

Herzog von Bevern: Wie viel haben doch Ew. Liebden dem Mädgen noch zu bezahlen? — «2000 Thaler, Ihro Majestät.» — Und Sie? zum Fürsten Moriz von Anhalt. — «Auch 2000 Thaler.» — Sieht Er wohl, mein lieber Meister, daß das Mädgen nicht so arm ist, wie Er glaubt? Bei mir hat sie auch noch 4000 Thaler stehen, das macht 8000 Thaler. Und der General Treskow macht ihr die Hochzeit. Nun will ich hoffen, daß Ihr nichts mehr gegen das Mädgen werdet einzuwenden haben. — Der Jüngling und das Mädgen warfen sich dem König zu Füßen, die Alten gesellten sich zu ihnen, und sie vermochten ihrem erhabenen Wohlthäter nur durch Worte zu danken.

Bei dem ersten Bataillon Garde stand ein Soldat, Namens Bahr, ein geborner Preuße, welchem der König vorzüglich gnädig begegnete, und zuweilen kleine Geschenke an Geld zu machen pflegte. Bahr war einst zu Gevatter gebeten; er ging also dreist zum Könige, und sagte: er sollte Gevatter stehen, und habe kein Geld. Während des Sprechens griff er in die Tasche, holte eine blecherne Schnupftabaksdose heraus, klopfte auf den Deckel, und reichte sie dann ganz treuherzig dem Könige, indem er sagte: «Sie nehmen ja

auch gern ein Prischen.» Der König nahm sich lächelnd eine, und fragte: Was hast Du da für eine Dose? — «Es ist nur ein schlechtes Ding.» — Der König besah sie, setzte sie dann auf den Tisch, und sagte: Du hast doch auch wahrhaftig keine Ambition: da hast Du eine andre. (Hier nahm der König seine goldne, mit echten Steinen besetzte Dose, vom Tisch und gab sie ihm.) Und da hast Du zwei Friedrichsd'or zum Gevatterstehen, nun gehe. — Bahr ging vom Schloß sogleich zum Juwelier, und erkundigte sich, was die Dose werth sei. Ich gebe Ihm 6000 Thaler dafür, sagte der Juwelier. Bahr nahm mit Ungestüm die Dose zurück, eilte damit zum König, setzte sie ganz aufgebracht auf den Tisch, und sagte: «Nein, wahrhaftig, zum Narren laß ich mich nicht haben!» nahm seine blecherne Dose zurück, und lief damit fort. Der König rief ihm nach: Nun seh ich, daß Du einer der größten Narren bist. Von der Zeit an sprach ihn der König nicht wieder.

Ein armes Fräulein von S..., deren Bruder in der Armee als Offizier gestanden, und sein Regiment böslich verlassen hatte, schrieb an den König, schilderte ihres Bruders Vergehen als einen Jugendfehler, und bat zugleich, dessen Ver-

mögen, welches der Fiskus einziehen wolle, ihr zu schenken, da sie sich in dürftigen Umständen befände. Der König ließ sich von dieser Sache Bericht erstatten, und schrieb nachher an den Rand desselben: «Seinen Herrn, dem man «zu dienen schuldig ist, zu verlassen, ist kein Ju«gendfehler, sondern ein Kapitalverbrechen. Da «Sie arm ist, kann Sie das Vermögen behalten.»

Friedrich trat einst bei einem Prediger in der Neumark ab, und sah an dessen Wohnstube mit großen Buchstaben geschrieben: Wer zehn hat Zähne gegeben, wird ihnen auch zu essen geben. Begierig den Sinn dieser Worte zu wissen, ließ er den Prediger rufen, der ihm darüber folgenden Aufschluß gab. Er habe aus Mitleiden des verstorbenen Predigers Witwe mit 10 Kindern geheirathet, und diese hätten, Gott sei Dank! noch nicht hungern dürfen.»—Ist denn Seine Stelle einträglich?—«Ach Ihro Majestät! es geht knapp zu. Sie ist nur so, daß wir doch das Leben fristen.»—Na, Er hat ein gut Werk gethan, ich will für Ihn sorgen. Bald darauf bekam dieser Prediger eine sehr einträgliche Stelle in Westphalen. Um aber sich seine Familie und alle übrigen Sachen aus der Neumark dahin bringen zu lassen, reichte sein Vermögen nicht zu, und er hielt deswegen beim König in

einem Bittschreiben um Vorspann an. «Vorspann, antwortete der König darauf, «kann ich Euch nicht «geben, aber wol 20 Füchse, (Friedrichsd'or) die «eben so gut ziehen werden.»

Bei diesen und vielen andern Beispielen der Freigebigkeit des großen Königs könnte jemanden der Gedanke einfallen, als sei er in den entgegengesetzten Fehler der Verschwendung gefallen. Allein seine ganze Art zu leben und einzelne Beispiele beweisen, daß er von keinem Extrem aufs andre fiel, sondern stets die weise Mittelstraße zu behaupten wußte. Von den letzteren nur Eins. Einst schrieb ein Mann an den König: «er sei durch Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen, gegenwärtig wäre aber eine Gelegenheit vorhanden, wodurch er sich wieder helfen und glücklich machen könnte; es fehlten ihm dazu nur 6000 Thaler, und er hoffe, der König, der ihm als ein reicher und gnädiger Herr gerühmt worden sei, werde ihm dies Geld nicht versagen: von der Gewährung dieser Bitte sei er so fest überzeugt, daß er gleich die Quittung beifüge, welche auf eine Summe von 6000 Thalern lautete.» Der König schickte diese Vorstellung an den Etatsminister mit folgendem Kabinetsschreiben vom 17ten Mai 1768 zurück: «Ihr werdet aus beiliegender Vorstellung «eines Mannes ersehen, daß es mit seinem Ver-

»stande nicht gut stehet. Ist es möglich, ihn da»
»von zu überführen, so wird es mir lieb sein. Ich
»wollte nicht gern, daß mehrere meiner Untertha»
»nen so närrisch werden und glauben möchten, ich
»habe solche Summen zu verschenken, die dieser
»Narr von mir verlangt. Will er nicht glauben,
»daß er ein Narr ist, so könnt Ihr ihm in mei»
»nem Namen darüber die Versicherung geben, und
»allenfalls quittiren. Kann man ihm aber sonst
»auf eine solide Art helfen, so werdet Ihr das
»deshalb Erfoderliche besorgen.»

Ende des zweiten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

»lande nicht gut dächte: Wäre es möglich, Ihn ver-
»rem zu überzeugen, so würde er mir übelsein. Ich
»wollte nicht gern, daß während unsrer Unterhaltun-
»gen so natürlich werden und [illegible] machten; ich
»habe solche Gedanken zu unterdrücken, [illegible]
»Ihnen eigentlich verlangt. Ich [illegible] nicht glauben,
»daß er ein Christ ist, als Sie. [illegible] ihm ein-
»nen Pflichten darüber die Bestimmung geben, und
»Grundsätze gründen. Kann man ihm aber sonst
»auf eine solche Art helfen, so werde ich es
»herzlich [illegible] besorgen.«

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stein, Christian Gottfried Daniel,

Charakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen

Bd.: 2

Berlin (1798)

Biogr. 3216 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069021-7
VD18 90095790